

DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Das Haus an
der Düne



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

**Das Haus
an der Düne**

Roman

Aus dem Englischen
von Monika Gripenberg

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
PERIL AT END HOUSE

© 1932 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company.
All rights reserved.

Das Haus an der Düne

© 2008 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company. All rights reserved.
Aus dem Englischen von Monika Gripenberg.

Copyright © 2009 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Eden Philpotts
in Dankbarkeit für seine Freundschaft
und die Ermutigung vor vielen Jahren

Erstes Kapitel

Hotel Majestic

In meinen Augen kann kein Küstenort Sünglands St. Loo das Wasser reichen. Zu Recht gebührt ihm der Ehrentitel «Die Perle unter den Badeorten», was einen unweigerlich an die französische Riviera erinnert. Jedenfalls ist für mich die Küste Cornwalls in jeder Hinsicht genauso faszinierend wie die Südfrankreichs.

Als ich dies meinem Freund Hercule Poirot gegenüber äußerte, meinte er lediglich: «Genau das stand gestern auf der Karte im Speisewagen, *mon ami*. Also keine sehr originelle Bemerkung Ihrerseits.»

«Ja, mag sein, aber finden Sie nicht auch, dass es stimmt?» Daraufhin lächelte er still vor sich hin und antwortete nicht sofort auf meine Frage, weshalb ich sie wiederholte.

«Ich bitte tausendmal um Vergebung, Hastings. Ich war soeben in Gedanken ganz weit weg, und zwar genau in dem von Ihnen erwähnten Teil der Welt.»

«Im Süden Frankreichs?»

«Exakt. Ich musste an den letzten Winter dort denken und an die aufregenden Ereignisse.»

Ich erinnerte mich. Poirot hatte mit gewohntem, unbeirrbarem Scharfsinn einen mysteriösen und verzwickten Mordfall im berühmten «Train bleu» gelöst.

«Ach, ich bedaure es zutiefst, dass ich nicht dabei sein konnte», bemerkte ich.

«Da geht es mir genauso», sagte Poirot. «Ihre Kenner-
schaft wäre für mich von unschätzbarem Wert gewesen.»

Ich sah ihn von der Seite an. Erfahrung hatte mich ge-
lehrt, seinen Komplimenten zu misstrauen, diesmal
schien er es jedoch ernst zu meinen. Und warum auch
nicht? Schließlich kenne ich seine Methoden wie kein
Zweiter.

«Ganz besonders vermisste ich Ihre lebhaftige Fantasie,
Hastings», fuhr er beinahe träumerisch fort. «Ein wenig
Abwechslung tut immer gut. Mein Diener Georges, ein
lobenswerter Zeitgenosse, mit dem ich zuweilen den ei-
nen oder anderen Gesichtspunkt eines Falles erörtere,
verfügt leider über keinen Funken Fantasie.» Diese Be-
merkung schien mir völlig irrelevant.

«Sagen Sie, Poirot», bemerkte ich. «Reizt es Sie nicht,
Ihre alten Aktivitäten wieder aufzunehmen? Dieses untätige
Leben...»

«Passt mir ganz wunderbar in den Kram, mein Freund.
Gibt es etwas Schöneres, als in der Sonne zu sitzen?
Können Sie sich eine edlere Geste vorstellen, als auf dem
Zenit seines Ruhms abzutreten? Man wird über mich
sagen: «Da geht Hercule Poirot! Der große, der Einzigar-
tige! Einen wie ihn hat es nie zuvor gegeben und wird es
nie wieder geben.» *Eh bien* – ich bin zufrieden. In aller
Bescheidenheit, mehr verlange ich gar nicht.»

Ich für meine Person fand das Wort «bescheiden» nicht
gerade passend. Aber anscheinend hatte die Überheblich-
keit meines Freundes mit den Jahren nur zugenommen.
Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, strich beinahe zärt-
lich über seinen Schnurrbart und schnurrte förmlich vor
Selbstzufriedenheit.

Wir befanden uns auf einer der Terrassen des größten
Hotels in St. Loo, dem *Majestic*. Es machte seinem Na-
men alle Ehre, wie es da in einer großzügigen Anlage mit
Meeresblick majestätisch thronte. Zu unseren Füßen ers-

treckte sich der Garten des Hotels, in dem sich sogar einige Palmen wiegten. Das Meer glitzerte tiefblau, der Himmel war wolkenlos und die Sonne brannte mit der geballten Kraft der echten Augustsonne (was in England in diesem Monat leider nicht immer der Fall ist). Das emsige Summen der Bienen war zu hören – alles in allem war es eine vollkommene Idylle.

Wir waren erst gestern Abend angekommen und der heutige Morgen war der Beginn unserer geplanten Ferienwoche. Wenn sich dieses Wetter nur hielt, so würde sie in der Tat perfekt werden.

Ich hob die Morgenzeitung auf, die mir aus der Hand gefallen war, und nahm das Ritual der morgendlichen Lektüre wieder auf. Die politische Lage war zwar unbefriedigend, aber gleichzeitig uninteressant. Unruhen in China, ein ausführlicher Bericht über eine angebliche Betrugsaffäre in der City, aber eigentlich nichts Fesselndes.

«Merkwürdige Sache, diese Papageienkrankheit», bemerkte ich beim Umblättern.

«Sehr merkwürdig.»

«Hier steht etwas über zwei weitere Todesopfer in Leeds.»

«Äußerst bedauerlich.» Ich blätterte weiter.

«Noch immer nichts von diesem Flieger, diesem Seton, und seinem Flug um die Welt. Einer von diesen tollkühnen Burschen. Fabelhafte Erfindung, sein Wasserflugzeug, die Albatros. Nicht auszudenken, wenn er weiter nach Westen geflogen ist. Man hofft natürlich noch immer. Möglicherweise hat er es bis zu einer Pazifikinsel geschafft.»

«Auf den Salomon-Inseln soll es doch noch Kannibalen geben, nicht wahr?», erkundigte sich Poirot scheinheilig.

«Muss ein prima Kerl sein. So etwas macht einen doch wieder stolz darauf, Engländer zu sein.»

«Jedenfalls tröstet es über die Niederlagen in Wimbledon hinweg», sagte Poirot.

«Aber, ich – ich wollte doch auf keinen Fall», stammelte ich.

Mit einer eleganten Handbewegung wischte mein Freund den Entschuldigungsversuch beiseite.

«Ich für meine Person», verkündete er, «bin Kosmopolit und keine Amphibie wie das Gefährt Ihres armen Captain Seton. Zudem hege ich, wie Sie ja wissen, schon immer große Bewunderung für die Engländer. Sie gilt beispielsweise der Gründlichkeit, mit der Sie sich der Lektüre ihrer Tageszeitung widmen.»

Ich war inzwischen bei der Politik gelandet.

«Der Innenminister scheint ganz schön in der Patsche zu sitzen», bemerkte ich still vergnügt.

«Der Arme. O ja, und ob der Grund zur Sorge hat! Nicht zu knapp! Sodass er sogar höchst ungewöhnliche Stellen um Hilfe angesucht hat.»

Ich machte große Augen.

Mit einem feinen Lächeln zog Poirot ein ordentlich mit einem Gummiband zusammengehaltenes Bündel aus seiner Tasche – die Morgenpost. Dem entnahm er einen Brief und schob ihn mir über den Tisch zu.

«Er hätte schon mit der gestrigen Post ankommen müssen», sagte er.

Ich las den Brief und spürte dabei ein angenehmes Kribbeln vor Aufregung.

«Ja, aber Poirot», rief ich. «Das ist ja höchst schmeichelhaft.»

«Finden Sie, mein Freund?»

«Er schwärmt in den höchsten Tönen von Ihren Fähigkeiten.»

«Damit hat er ja auch vollkommen Recht», befand Poirot und schlug bescheiden die Augen nieder.

«Er ersucht Sie, diese Angelegenheit für ihn zu bereinigen – betrachtet es sogar als persönlichen Gefallen Ihrerseits.»

«Schon möglich. Es ist überflüssig, mir das alles mitzuteilen. Sehen Sie, lieber Hastings, ich habe den Brief ja bereits gelesen.»

«Zu schade», rief ich aus. «So finden unsere Ferien ein abruptes Ende.»

«O nein, nein, *calmez-vous* – das kommt überhaupt nicht infrage.»

«Aber der Innenminister sagt, die Sache sei dringend.»

«Damit mag er richtig liegen – oder auch nicht. Diese Politiker regen sich immer gleich auf. Ich kenne das, in der Abgeordnetenkammer in Paris beispielsweise...»

«Ja, ja sicher, Poirot, aber sollten wir denn nicht mit den Vorbereitungen beginnen? Der Schnellzug nach London ist bereits fort – er fährt schon um zwölf. Der nächste Zug...»

«Ruhig Blut, Hastings, ich flehe Sie an, ruhig Blut. Immer diese Aufregung, diese Emotion. Wir werden weder heute noch morgen nach London fahren.»

«Aber dieser Auftrag...»

«Geht mich nichts an. Ich gehöre nicht zu Ihrer Polizei, Hastings. Man bittet mich lediglich in meiner Eigenschaft als Privatdetektiv, einen Fall zu übernehmen. *Eh bien*, ich lehne ab.»

«Sie lehnen ab?»

«Aber ja. Ich schreibe mit vollkommener Höflichkeit, drücke mein Bedauern aus, entschuldige mich über-

schwänglich und erkläre, dass ich am Boden zerstört bin – was wollen Sie mehr? Ich habe mich zurückgezogen – meine Karriere ist beendet.»

«Aber Sie sind noch lange nicht am Ende!», rief ich mit großer Wärme aus.

Poirot tätschelte mein Knie.

«Da spricht der wahre Freund – der treue Weggefährte. Und dabei haben Sie auch noch völlig Recht. Die grauen Zellen funktionieren noch tadellos – der Aufbau, die Methodik –, alles noch immer da. Aber, mein Freund, abgetreten ist abgetreten. Es ist zu Ende. Ich möchte keine Diva sein, die ihrem Publikum ein Dutzend Abschiedsvorstellungen zumutet. Mit stiller Größe sage ich: Lasst die junge Generation ans Ruder. Vielleicht gelingt ihnen sogar etwas Bemerkenswertes. Ich bezweifle es zwar, aber es ist immerhin möglich. Jedenfalls dürften ihre Fähigkeiten ausreichen, diese fraglos langweilige Affäre des Innenministers zu klären.»

«Aber Poirot, die Ehre, der Ruhm!»

«Da stehe ich längst drüber. Dem Innenminister ist es als klugem Mann natürlich klar, dass allein die Inanspruchnahme meiner Dienste einen erfolgreichen Abschluss der Angelegenheit garantiert. Was wollen Sie? Er hat Pech. Hercule Poirot hat seinen letzten Fall gelöst.»

Ich sah ihn an. In meinem tiefsten Innern bedauerte ich seine Halsstarrigkeit. Ein derartiger, wie im Brief ange deuteter Fall hätte seinem ohnehin weltberühmten Ruf noch ein wenig mehr Glanz verliehen. Und dennoch rang mir seine unnachgiebige Haltung Achtung ab. Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke und ich musste lächeln.

«Ich frage mich», sagte ich, «ob Sie keine Angst haben. Eine derart entschiedene Erklärung bedeutet doch gewissermaßen, die Götter herauszufordern.»

«Es ist unmöglich», erwiderte er, «die Entscheidung eines Hercule Poirot ins Wanken zu bringen.»

«Unmöglich, Poirot?»

«Da haben Sie auch wieder Recht, *mon ami*. Nichts ist unmöglich. *Eh, ma foi*, ich will nicht behaupten, dass eine Kugel, die hinter mir in die Wand einschlägt, keine Nachforschungen meinerseits auslösen würde. Schließlich bin ich auch nur ein Mensch.»

Ich musste lächeln. Ein kleiner Kieselstein war gerade neben uns auf der Terrasse aufgeschlagen und Poirots anschaulicher Vergleich regte meine Fantasie an. Nun bückte er sich und hob den Kiesel auf, während er fortfuhr.

«Ja, man ist auch nur ein Mensch. Alles ist gut und schön, man ist wie der schlafende Hund in Ihrem Sprichwort, den man allerdings lieber nicht wecken sollte.»

«In der Tat», fuhr ich fort, «sollten Sie eines Morgens einen Dolch neben Ihrem Kopfkissen finden, dann sei Gott dem Übeltäter gnädig.»

Er nickte ziemlich geistesabwesend.

Unvermittelt und zu meiner Überraschung erhob er sich und ging die wenigen Stufen zum Garten hinunter. Zur gleichen Zeit erschien auf der Bildfläche ein junges Mädchen, das sich rasch in unsere Richtung bewegte.

Ich hatte eben den Eindruck gewonnen, dass es sich um ein ausgesprochen hübsches Mädchen handelte, als meine Aufmerksamkeit auf Poirot gelenkt wurde, der aus Unachtsamkeit über eine Wurzel gestolpert und gestürzt war. Dabei landete er genau vor den Füßen des Mädchens, und sie und ich halfen ihm gemeinsam wieder auf die Beine. Natürlich galt das Hauptaugenmerk meinem kleinen Freund, aber dennoch entgingen meiner Aufmerksamkeit weder das von dunklem Haar umrahmte,

schelmische Gesicht noch die großen, veilchenblauen Augen.

«Tausendmal Vergebung», stammelte Poirot. «Mademoiselle sind zu freundlich. Ich bedauere unendlich – autsch! – mein Fuß, oh, er peinigt mich sehr. Nein, nein, nichts Ernstes – nur ein verstauchter Knöchel. In ein paar Minuten ist alles wieder gut. Wenn Sie mir allerdings helfen wollten. Hastings – Sie und Mademoiselle könnten mich in die Mitte nehmen, wenn Mademoiselle die Güte hätte. Es ist mir peinlich, Sie darum zu bitten.»

Ich zu seiner Rechten und das Mädchen zur Linken, verfrachteten wir Poirot rasch in einen Stuhl auf der Terrasse. Mein Vorschlag, einen Arzt kommen zu lassen, stieß bei meinem Freund auf schärfste Ablehnung.

«Ich versichere Ihnen, es ist nichts. Nur ein verstauchter Knöchel. Im Moment zwar schmerzhaft, doch bald vorbei.» Er zog eine Grimasse. «Sehen Sie, in einer *petite* Minute ist alles vergessen. Mademoiselle, ich danke Ihnen tausendmal. Sie sind sehr freundlich. Setzen Sie sich doch, ich flehe Sie an.»

Das Mädchen zog sich einen Stuhl heran.

«Nicht der Rede wert», sagte sie. «Aber ich finde auch, Sie sollten Ihren Knöchel untersuchen lassen.»

«Mademoiselle, ich versichere Ihnen, es ist nur eine Bagatelle. Ihre angenehme Gesellschaft ist die beste Kur.»

Das Mädchen lachte.

«Das haben Sie schön gesagt.»

«Wie wäre es mit einem Cocktail?», schlug ich vor. «Genau der richtige Zeitpunkt.»

«Nun ja...» Sie zögerte. «Vielen Dank.»

«Einen Martini?»

«Ja, bitte – einen trockenen.»

Ich ging los, um die Drinks zu bestellen. Bei meiner Rückkehr fand ich Poirot und das Mädchen in angeregter Unterhaltung.

«Denken Sie nur, Hastings», sagte er, «das Haus dort an der Landzunge – Sie wissen schon welches –, das wir so bewundert haben, es gehört Mademoiselle hier.»

«Tatsächlich?», sagte ich, obwohl ich mir keinerlei derartiger Bewunderung bewusst war. Im Grunde hatte ich das Haus überhaupt nicht wahrgenommen. «Es wirkt unheimlich und imposant zugleich, wie es dort so ganz isoliert steht.»

«Es heißt End House», sagte das Mädchen. «Ich hänge sehr daran, aber es ist alt und baufällig. Es wird wohl bald zusammenfallen und dann ist es dahin.»

«Sie sind der letzte Spross eines alten Geschlechts, Mademoiselle?»

«Oh, so bedeutend sind wir nicht. Allerdings gibt es die Buckleys in dieser Gegend schon seit zwei- oder dreihundert Jahren. Mein Bruder verstarb vor drei Jahren, ja eigentlich könnte man sagen, ich bin der letzte Spross der Familie.»

«Das ist aber traurig. Leben Sie allein, Mademoiselle?»

«Oh! Ich bin viel unterwegs und wenn ich mal zuhause bin, geht meist eine ausgelassene Bande bei mir ein und aus.»

«Das ist mir zu modern. Vor meinem geistigen Auge sah ich Sie, mutterseelenallein, vom Familienfluch gepeinigt in einem dunklen, geheimnisvollen Herrenhaus sitzen.»

«Wie herrlich! Sie haben eine äußerst lebhafteste Fantasie. Nein, es spukt nicht in End House. Oder wenn doch, dann muss es sich um einen wohlwollenden Geist handeln. In den letzten drei Tagen bin ich nämlich dreimal

knapp dem Tod entronnen. Da muss ein mächtiger Schutzengel seine Hand im Spiel haben.»

Poirot setzte sich voller Aufmerksamkeit auf.

«Dem Tod entronnen? Das klingt interessant, Mademoiselle.»

«Oh! Nichts Aufregendes. Lauter Unglücksfälle, wissen Sie.» Sie zuckte zurück, als eine Wespe an ihr vorbei flog. «Verwünschte Wespen! Hier muss irgendwo ein Nest sein.»

«Die Bienen und die Wespen sind nicht Ihr Fall, nicht wahr, Mademoiselle? Sie sind schon öfter gestochen worden – ja?»

«Nein, das nicht – aber ich verabscheue es, wie sie einem direkt vor dem Gesicht herumfliegen.»

«Bienen unterm Hütchen – Flausen im Kopf», sagte Poirot. «Ihr altes englisches Sprichwort.»

Da wurden die Cocktails serviert. Wir erhoben unsere Gläser und tauschten die üblichen nichts sagenden Artigkeiten aus.

«Eigentlich erwartet man mich zur Cocktailstunde im Hotel», sagte Miss Buckley. «Wahrscheinlich wundern sie sich bereits, wo ich stecke.»

Poirot räusperte sich und stellte sein Glas ab.

«Ah, ein Königreich für eine schöne Tasse dicke Schokolade», murmelte er. «Aber in England gibt es so etwas nicht. Und doch gibt es hier ein paar ganz nette Sachen. Die jungen Mädchen, zum Beispiel, wie sie ihre Hüte auf- und absetzen – so graziös und mit leichter Hand...»

Das Mädchen starrte ihn verwundert an.

«Was meinen Sie damit? Warum sollten sie das nicht tun?»

«Das fragen Sie nur, weil Sie jung sind – blutjung, Mademoiselle. Ich hingegen bin den Anblick hochgetürmter

und steifer Frisuren gewohnt. Auf denen dann, mit unzähligen Nadeln befestigt – *là – là – là et là* – der Hut thront.»

Er vollführte in der Luft vier grimmige Fechtstöße.

«Wie furchtbar unbequem!»

«Ah! Und obl!», sagte Poirot mit mehr Empfindsamkeit als jede noch so gepeinigte Hutträgerin. «Bei Wind wurde es zur Qual – man bekam Migräne.»

Miss Buckley nahm ihren einfachen, breitkrepigen Filzhut ab und warf ihn nachlässig neben sich.

«Und heutzutage machen wir es einfach so», sagte sie lachend.

«Was vernünftig und bezaubernd zugleich ist», sagte Poirot mit einer leichten Verbeugung.

Ich betrachtete sie mit Neugier. Ihr dunkles, zerzaustes Haar unterstrich das Koboldhafte ihrer gesamten Erscheinung. Dazu passte das kleine, lebhafte, herzförmige Gesicht ebenso wie die riesigen dunkelblauen Augen und noch etwas – etwas Magisches und Magnetisches. Oder vielleicht eine Spur von Rücksichtslosigkeit? Unter den Augen lagen dunkle Schatten.

Unsere Terrasse war wenig besucht. Die Hauptterrasse, auf der sich die meisten Leute aufhielten, befand sich genau um die Ecke an einer Stelle, wo die Klippe direkt ins Meer hinabfällt. Um eben diese Ecke bog nun ein Mann mit sonnenverbranntem Gesicht. Er hatte einen breitbeinigen Gang, und um ihn herum war ein Hauch von Salzwasser und Unbekümmertheit – mit einem Wort ein echter Sohn des Meeres.

«Ich hab keine Ahnung, wo das Mädél steckt», sagte er und seine Stimme drang mühelos bis zu uns. «Nick – Nick.»

Miss Buckley stand auf.

«Ich wusste ja, sie würden Theater machen. Bravo, mein Junge! George – hier bin ich.»

«Freddie lechzt nach einem Drink. Komm, Mädchen, gehen wir.»

Mit unverhohlener Neugier musterte er Poirot, der sich sicherlich vom Großteil der Freunde Nicks deutlich abhob.

Das Mädchen übernahm die Vorstellung mit einer vagen Geste.

«Commander Challenger – und – äh...»

Doch zu meiner Überraschung nannte Poirot nicht, wie erwartet, seinen Namen, sondern erhob sich stattdessen, verbeugte sich sehr förmlich und murmelte: «Von der englischen Marine. Ich hege die größte Wertschätzung für die englische Flotte.»

Diese Art Bemerkung nimmt ein Engländer nicht gerade mit großem Wohlwollen auf und Commander Challengers Gesicht nahm eine noch dunklere Rottönung an. Nick Buckley rettete schließlich die Situation.

«Komm schon, George. Halt nicht Maulaffen feil. Wir gehen zu Freddie und Jim.»

Sie schenkte Poirot ein Lächeln.

«Danke für den Cocktail. Hoffentlich geht es Ihrem Knöchel bald besser.»

Mit einem kurzen Nicken in meine Richtung schob sie ihren Arm unter den des Seemanns und sie bogen gemeinsam um die Ecke.

«Das also ist einer von Mademoiselles Freunden», murmelte Poirot nachdenklich. «Einer von der ausgelassenen Bande. Wie finden Sie ihn? Lassen Sie mich das Urteil eines Experten hören, Hastings. Würden Sie ihn als einen feinen Kerl bezeichnen?»

Ich dachte einen Augenblick nach und versuchte, mir darüber klar zu werden, was Poirot wohl meinte, wer für

mich ein «feiner Kerl» sei. Dann gab ich meine zögerliche Zustimmung.

«Ja, doch», sagte ich. «Auf den ersten Blick scheint er ganz in Ordnung.»

«Wer weiß», meinte Poirot.

Das Mädchen hatte seinen Hut vergessen. Poirot bückte sich danach und balancierte ihn geistesabwesend auf dem Finger.

«Ob er wohl zärtliche Gefühle für sie hegt? Was meinen Sie, Hastings?»

«Mein lieber Poirot! Wie in aller Welt könnte ich das beurteilen. Geben Sie mir den Hut. Die Dame wird ihn vermissen. Ich werde ihn ihr bringen.»

Poirot ignorierte meine Aufforderung. Er fuhr fort, den Hut langsam auf seinem Finger kreisen zu lassen.

«Noch nicht. *Ca m'amuse.*»

«Also wirklich, Poirot!»

«Ja, mein Freund. Ich werde alt und kindisch, nicht wahr?»

Er hatte buchstäblich meine Gedanken gelesen und ich war etwas konsterniert, sie so deutlich ausgesprochen zu hören. Poirot kicherte in sich hinein, lehnte sich nach vorne und hielt dabei seinen Finger an einen Nasenflügel.

«Aber nicht doch – noch bin ich nicht so senil, wie Sie denken. Wir werden den Hut zurückgeben – aber selbstverständlich werden wir das –, nur etwas später. Wir werden ihn nach End House zurückbringen und haben so die Gelegenheit, die bezaubernde Miss Nick wieder zu sehen.»

«Poirot», sagte ich. «Ich glaube fast, Sie haben sich verliebt.»

«Sie ist ein hübsches Mädchen – eh?»

«Das müssen Sie schon selbst beurteilen. Wieso fragen Sie da mich?»

«Weil ich es – und das ist das Tragische – bedauerlicherweise eben nicht beurteilen kann. Für mich ist heutzutage alles schön, was jung ist. *Jeunesse* – *jeunesse*... Das ist die Tragödie des Alters. Aber Sie – ich appelliere an Sie! Natürlich ist Ihr Urteilsvermögen nach Ihrem langjährigen Argentinienaufenthalt nicht auf dem neuesten Stand und hinkt etwa fünf Jahre nach, aber es ist immer noch moderner als meines. Sie ist doch hübsch – nicht wahr? Hat Sie das gewisse Etwas für die Geschlechter?»

«Für eines genügt vollkommen, Poirot. Ich würde sagen, die Antwort fällt ausgesprochen positiv aus. Wieso sind Sie so interessiert an der jungen Dame?»

«Bin ich das denn?»

«Na, hören Sie mal, wenn man bedenkt, was Sie gerade gesagt haben.»

«*Mon ami*, Sie sind das Opfer eines Missverständnisses. Vielleicht interessiere ich mich sogar für die Dame – ja wohl –, aber viel mehr interessiere ich mich für ihren Hut.»

Ich blickte ihn prüfend an, aber er schien es völlig ernst zu meinen.

Er nickte mit dem Kopf. «Ja, Hastings, genau dieser Hut.» Er hielt ihn mir hin. «Sehen Sie denn nicht den Grund für mein Interesse?»

«Ein netter Hut», sagte ich leicht befremdet. «Aber ziemlich alltäglich. Viele junge Mädchen tragen solche Hüte.»

«Aber nicht so einen.» Ich sah ihn mir noch einmal näher an. «Sehen Sie nun, Hastings?»

«Ein völlig üblicher, brauner Filzhut. Guter Stil...»

«Ich bat Sie nicht um eine Beschreibung. Es ist offensichtlich, dass Sie nichts sehen. Es ist schon beinahe un-

glaublich, mein armer Hastings, wie selten Sie überhaupt etwas sehen! Das erstaunt mich jedes Mal aufs Neue. Aber schauen Sie doch nur, Sie lieber, alter Esel – dazu brauchen Sie keine grauen Zellen – nur die Augen. Sehen Sie – sehen Sie doch!»

Und da, zu guter Letzt, entdeckte ich, worauf er hinauswollte. Der Hut drehte sich langsam auf seinem Finger, und dieser steckte in einem Loch in der Hutkrempe. Als er merkte, dass ich verstanden hatte, zog er den Finger heraus und hielt mir den Hut hin. Es war ein kleines, exaktes Loch, kreisrund und ich konnte mir seinen Zweck, falls es überhaupt einen gab, nicht vorstellen.

«Haben Sie bemerkt, wie Mademoiselle Nick vor der Biene zurückzuckte? Die Biene unterm Hütchen – das Loch im Hütchen?»

«Ja, aber eine Biene könnte doch nie ein derartiges Loch machen.»

«*Exactement*, Hastings! Welch Scharfsinn! Das könnte sie allerdings nicht. Aber, *mon cher*, eine Kugel schon!»

«Eine Kugel?»

«*Mais oui!* So eine Kugel zum Beispiel.» Auf seiner Handfläche lag ein kleiner Gegenstand. «Eine abgefeuerte Kugel, *mon ami*. Das war es, was wir hörten, als wir uns auf der Terrasse unterhielten. Eine Kugel!»

«Sie glauben doch nicht...»

«Ich glaube, dass nur ein einziger Zoll aus diesem Loch im Hut ein Loch im Kopf gemacht hätte. Verstehen Sie nun mein Interesse, Hastings? Sie hatten ja so Recht, als Sie mich davor warnten, das Wort «unmöglich» zu benutzen. Ja – man ist nur ein Mensch. Ah! Doch er hat einen schweren Fehler begangen, dieser Möchtegernmörder, nämlich als er auf sein Opfer schoss und dabei ganze zwölf Zoll von Hercule Poirot entfernt war. Das ist eindeutig sein Pech. Aber ist Ihnen nun klar, weshalb wir

End House und Mademoiselle unbedingt einen Besuch abstatten müssen? ›In drei Tagen dreimal dem Tod entronnen.‹ Genau das hat sie gesagt. Wir müssen schnell handeln, Hastings. Die Gefahr lauert vielleicht schon an der nächsten Ecke.›

Zweites Kapitel

End House

«Poirot», sagte ich. «Ich habe nachgedacht.»
«Eine äußerst lobenswerte Sache, mein Freund.
«Machen Sie weiter.»

Wir saßen an einem kleinen Fenstertisch beim Lunch.

«Dieser Schuss muss in unmittelbarer Nähe von uns abgefeuert worden sein. Dennoch haben wir nichts gehört.»

«Und nun denken Sie, dass wir ihn gehört haben müssten, in dieser Stille, in der man nur das Rauschen der Wellen vernimmt.»

«Nun ja, es ist schon merkwürdig.»

«Nein, ist es gar nicht. An manche Geräusche gewöhnt man sich derart, dass man sie gar nicht mehr wahrnimmt. Heute zum Beispiel sind die Rennboote den ganzen Morgen quer durch die Bucht gerast. Zuerst haben Sie sich darüber beschwert, doch bald schon bemerkten Sie sie gar nicht mehr. *Ma foi*, meiner Treu, solange auch nur eines dieser Boote auf dem Meer herumrast, könnte man ein Maschinengewehr unbemerkt abfeuern.»

«Ja, das ist wohl wahr.»

«Ah! *Voilà*», raunte Poirot. «Mademoiselle und ihre Freunde. Sieht ganz so aus, als ob sie hier lunchen wollen. Dann allerdings muss ich ihr den Hut zurückgeben. Aber das macht nichts. Die Angelegenheit ist ernst, daher brauchen wir keinen Vorwand mehr für einen Besuch.»

Behände erhob er sich aus seinem Sessel, durchquerte eilends den Raum und überreichte den Hut mit einer Verbeugung genau in dem Moment, als sich Miss Buckley und ihre Begleitung zu Tisch setzen wollten.

Sie waren zu viert, Nick Buckley, Commander Challenger, ein weiterer Mann und noch eine junge Dame. Von unserem Platz aus konnte man sie nur undeutlich erkennen. Von Zeit zu Zeit schallte das dröhnende Lachen des Marineoffiziers herüber. Anscheinend war er ein unkomplizierter, lebenswürdiger Bursche und ich fasste sofort Zuneigung zu ihm.

Mein Freund war während des Essens einsilbig und zerstreut. Er zerkrümelte sein Brot, gab seltsame, kleine Ausrufe von sich und rückte sämtliche Gegenstände auf dem Tisch zurecht. Mein Versuch, Konversation zu machen, stieß auf wenig Gegenliebe und so gab ich bald auf.

Poirot blieb auch nach dem Käse noch lange am Tisch sitzen. Sobald allerdings die anderen den Raum verließen, erhob auch er sich. Sie ließen sich gerade an einem Tisch im Salon nieder, als Poirot äußerst forsch auf sie zu marschierte. Er wandte sich direkt an Nick.

«Mademoiselle, auf ein kurzes Wort, ich bitte Sie!»

Das Mädchen verzog leicht das Gesicht. Mir war nur allzu klar, was sie dachte. Sie fürchtete, dieser drollige kleine Ausländer könnte lästig werden. Ich fühlte mit ihr, denn ich wusste, wie sie die Situation empfand. Relativ unwillig trat sie ein paar Schritte zur Seite.

Beinahe unmittelbar danach sah ich, wie Poirot ihr leise einige hastige Worte zuraunte und ihr Gesicht einen ersaunten Ausdruck annahm.

In der Zwischenzeit fühlte ich mich ziemlich unbehaglich und peinlich berührt. Challenger kam mir taktvoll und sensibel zu Hilfe, indem er mir eine Zigarette anbot und eine belanglose Bemerkung machte. Das Ergebnis unserer gegenseitigen Abschätzung schien ganz offen-

sichtlich Sympathie auf beiden Seiten zu sein. Ich nahm an, dass ich mehr seinem Typ entsprach als der Mann, mit dem er den Lunch eingenommen hatte und den zu begutachten ich jetzt Gelegenheit hatte. Es war ein großer, blonder, ziemlich eleganter junger Mann, mit einer ausgeprägten Nase und betont gutem Aussehen. Er wirkte arrogant und sprach übertrieben schleppend. Besonders missfiel mir sein geschniegeltes Äußeres.

Dann betrachtete ich die Frau. Sie saß mir genau gegenüber in einem großen Sessel und hatte gerade ihren Hut abgenommen. Sie war ein ungewöhnlicher Typ – sie glich einer müden Madonna. Ihr blondes, beinahe farbloses Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Ihr abgezehrtes Gesicht war kalkweiß – und dennoch auf eine unerklärliche Weise anziehend. Die Iris ihrer Augen schimmerte hellgrau und die Pupillen waren stark geweitet. Ihre ganze Person strahlte eine seltsame Gleichgültigkeit aus. Sie sah mich unverwandt an. Plötzlich begann sie zu sprechen.

«Setzen Sie sich doch – bis Ihr Freund mit Nick fertig ist.»

Sie hatte eine affektierte Stimme, matt und künstlich – doch auch sie besaß eine seltsame Anziehungskraft –, sie klang irgendwie eindringlich, schleppend und gleichzeitig schön. Sie schien mir die apathischste Person zu sein, der ich je begegnet bin. Was von ihr ausging, war eine Apathie des Geistes, als ob sie alles auf der Welt für hohl und nichtig hielte.

«Miss Buckley war liebenswürdigerweise meinem Freund behilflich, als er sich heute Morgen den Knöchel verstauchte», erklärte ich und nahm ihr Angebot an.

«Das hat Nick bereits erzählt.» Sie betrachtete mich noch immer träge. «Jetzt ist sein Knöchel wieder in Ordnung, oder?»

Ich fühlte, wie mir unter ihrem Basiliskenblick das Blut ins Gesicht schoss.

«Nur eine vorübergehende Zerrung», erklärte ich.

«Oh! Gut, ich bin froh, dass Nick die ganze Sache nicht erfunden hat. Wissen Sie, sie ist die begnadetste Lügnerin auf Gottes Erdboden. Erstaunlich, aber es ist schließlich auch ein Talent.»

Ich wusste beim besten Willen nicht, was ich dazu sagen sollte. Meine Verlegenheit schien sie zu amüsieren.

«Nick ist eine meiner ältesten Freundinnen», stellte sie fest, «und ich habe Loyalität immer für eine langweilige Tugend gehalten, und Sie? Mehr etwas für Schotten – so etwas wie Sparsamkeit oder Sonntagsgebote. Dabei ist Nick schließlich wirklich eine Schwindlerin, nicht wahr, Jim? Diese abenteuerliche Geschichte mit ihren Bremsen – Jim meint, da sei gar nichts dran gewesen.»

Der blonde Mann sagte mit weicher, wohl tönender Stimme: «Und ich verstehe ein bisschen etwas davon.»

Er wandte seinen Kopf. Draußen zwischen den anderen Autos stand ein langer, roter Wagen mit einer langen, metallisch glänzenden Kühlerhaube. Es schien länger und intensiver rot als jedes andere Auto. Ein Superauto!

«Ist das Ihr Wagen?», fragte ich aus einem plötzlichen Impuls heraus.

Er nickte.

Ich unterdrückte das wilde Verlangen zu sagen: «Genau danach sieht er auch aus!»

In diesem Augenblick kam Poirot zu uns zurück. Ich stand auf, er nahm mich am Ellbogen und zog mich mit einer schnellen Verbeugung davon.

«Es hat geklappt, mein Freund. Wir treffen uns um halb sieben mit Mademoiselle in ihrem Haus. Dann ist sie von ihrer Autopartie zurück. Ja, ganz sicher ist sie dann wieder zurück – und zwar heil und gesund.»

Er machte ein besorgtes Gesicht und auch sein Ton verriet Sorge.

«Was haben Sie ihr gesagt?»

«Ich bat sie um eine möglichst schnelle Unterredung. Natürlich reagierte sie zuerst ein wenig unwillig. Sie hat gedacht – ich konnte ihre Gedanken förmlich lesen: «Wer ist nur dieser kleine Mann? Ist er ein Prolet, ein Hochstapler, ein Filmregisseur?» Sie war zunächst etwas unwillig und hätte gerne abgelehnt – aber das ist schwer – auf eine derart spontane Anfrage fällt eine Zusage leichter als eine Absage. Sie wird jedenfalls um halb sieben zuhause sein. *Ca y est!*»

Ich stellte fest, das wäre dann wohl in Ordnung, aber meine Bemerkung wurde eher ungnädig aufgenommen. In der Tat war Poirot auf dem Sprung wie die sprichwörtliche Katze. Den ganzen Nachmittag tigerte er in unserem Wohnzimmer auf und ab, hielt leise Selbstgespräche, arrangierte ständig sämtliche Nippesfiguren neu und rückte sie gerade. Als ich ihn ansprechen wollte, winkte er nur ab und schüttelte den Kopf.

Schließlich brachen wir bereits um sechs vom Hotel auf.

«Es scheint alles so unwirklich», bemerkte ich beim Hinuntergehen. «Jemanden im Hotelgarten erschießen zu wollen. Nur ein Verrückter würde so etwas tun.»

«Da bin ich ganz anderer Ansicht. Unter bestimmten Voraussetzungen wäre es sogar eine ziemlich sichere Sache. Zunächst muss es ein einsamer Garten sein. Hotelgäste sind wie eine Schafherde. Wenn es üblich ist, auf der Terrasse mit Meerblick zu sitzen – *eh bien*, also sitzen auch alle dort. Nur ich, der ich ein Individualist bin, ich sitze auf der Terrasse mit Gartenblick. Und auch da bemerkte ich nichts. Wie Sie vielleicht sehen können, gibt es genügend Deckung – Bäume, Palmen, blühende Sträucher. Jeder könnte ohne weiteres Mademoiselle auflauern.

Und sie würde sicher diesen Weg entlang kommen. Von der Villa über die Landstraße würde es viel länger dauern. Mademoiselle Nick Buckley wird daher immer die Abkürzung wählen.»

«Und dennoch war es ein enormes Risiko. Man hätte ihn ja doch sehen können – und dann wäre es ihm unmöglich gewesen, die Schießerei als Zufall zu kaschieren.»

«Nicht als Zufall – das nicht.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nichts – nur eine kleine Idee. Sie mag funktionieren oder auch nicht. Lassen wir das jetzt mal außer Acht und wenden wir uns der eben erwähnten, notwendigen Bedingung zu.»

«Und zwar welcher?»

«Das können Sie mir doch sicher sagen, Hastings.»

«Nichts läge mir ferner als Sie des Vergnügens zu berauben, sich auf meine Kosten schlau zu fühlen!»

«Oh! Dieser Sarkasmus! Diese Ironie! Nun, eine Tatsache ist doch überdeutlich: Das Motiv darf nicht auf der Hand liegen. Wenn dem so wäre – dann wäre das Risiko allerdings zu groß! Die Leute würden reden: «Wer weiß, ob es Soundso war? Wo war Soundso, als der Schuss abgefeuert wurde?» Nein, die Person des Mörders – besser gesagt, des Mochtegermörders – darf nicht eindeutig sein. Und das, Hastings ist der Grund für meine Furcht. Jawohl, in diesem Augenblick habe ich Angst. Ich mache mir Mut. Ich sage mir: «Sie sind zu viert.» Ich sage mir: «Es wäre Wahnsinn.» Und dennoch habe ich Angst. Diese «Unfälle» – ich möchte mehr darüber hören!»

Er drehte sich abrupt um.

«Es ist noch früh. Gehen wir den Weg über die Landstraße. Den Garten kennen wir bereits. Nehmen wir doch einmal den normalen Weg dorthin unter die Lupe.»

Dieser führte uns vom Haupteingang des Hotels rechts einen steilen Hügel hinauf. Der Weg endete in einem schmalen Pfad mit einem Schild: «Nach End House. Sackgasse.»

Wir folgten dem Pfad und nach ein paar hundert Metern machte er eine plötzliche Biegung und endete an einem morschen Eingangstor, dem vor allem ein wenig Farbe gut getan hätte.

Rechts davon gab es ein kleines Pförtnerhaus, das in auffallendem Kontrast zu dem Tor und dem Zustand des grasbewachsenen Fahrwegs stand. Ein kleiner Garten war tipptopp gepflegt. Blütenweiße Vorhänge hingen an den Fenstern, die Rahmen und Läden waren frisch gestrichen.

Ein Mann in einer ausgebleichten Norfolk-Jacke arbeitete über ein Blumenbeet gebeugt. Als das Tor quietschte, richtete er sich auf und drehte sich in unsere Richtung. Er war um die sechzig Jahre alt, mindestens einen Meter achtzig groß, massig und hatte ein wettergegerbtes Gesicht. Er war beinahe völlig kahl. Seine Augen leuchteten und funkelten in einem lebhaften Blau. Er schien ein angenehmer Zeitgenosse zu sein.

«Guten Abend», wünschte er, als wir vorbeigingen.

Ich erwiderte seinen Gruß und als wir die Auffahrt entlanggingen, konnte ich förmlich spüren, wie uns diese blauen Augen neugierig nachstarrten.

«Ich wüsste zu gerne», sagte Poirot nachdenklich.

Dabei beließ er es, ohne sich zu irgendetwelchen Erklärungen herabzulassen, was er denn gerne wüsste.

End House war ein großes Haus und wirkte ziemlich düster. Die Bäume, deren Äste teilweise bis zum Dach reichten, schlossen es fast völlig ein. Ganz eindeutig war es reparaturbedürftig. Poirot bedachte es mit einem anerkennenden Blick, bevor er die Glocke betätigte – eine dieser altmodischen Glocken, für die man die Kräfte ei-

nes Herkules benötigte und die, einmal in Gang gesetzt, in vorwurfsvollem Ton immer weiterläutete.

Die Tür wurde von einer Frau mittleren Alters geöffnet – eine respektable Frau in Schwarz – so würde ich sie beschreiben. Sie wirkte sehr ehrbar, ein wenig kummervoll und völlig gleichgültig.

Miss Buckley, so sagte sie, sei noch nicht zuhause. Poirot erklärte ihr, dass wir eine Verabredung hätten. Sie war einer der Menschen, die Fremden gegenüber zu Misstrauen neigen, weshalb es für ihn nicht leicht war. Ohne mir irgendwie schmeicheln zu wollen, nehme ich an, dass wohl eher meine Wenigkeit ihre Entscheidung positiv beeinflusste. Jedenfalls wurden wir weitergebeten und in das Empfangszimmer geführt, wo wir auf Miss Buckley warten sollten.

Der sonnige Raum mit Seeblick hatte absolut nichts Melancholisches an sich. In seiner schäbigen Gemütlichkeit lieferten sich die Stilrichtungen ein spannendes Duell. Billige, ultramoderne Vielfalt kämpfte gegen viktorianische Behäbigkeit. Waren die Vorhänge aus verblichenem Brokat, so strahlten die Möbelbezüge neu und fröhlich bunt, während die Kissen definitiv grell waren. An den Wänden hingen, wie ich fand, recht ordentliche Familienporträts. Neben dem Grammophon lagen willkürlich verstreut einige Schallplatten. Es gab ein Kofferradio, praktisch keine Bücher, nur eine Zeitung lag aufgeschlagen auf dem Sofa. Poirot nahm sie in die Hand – und legte sie mit einem abfälligen Gesichtsausdruck wieder zurück. Es war der St. Loo Herald. Irgendetwas veranlasste ihn, sie ein zweites Mal aufzunehmen, und er widmete sich gerade einem Artikel, als die Tür aufging und Nick Buckley den Raum betrat.

«Ellen, bringen Sie das Eis», rief sie über die Schulter und kam dann auf uns zu.

«Also, hier bin ich – die anderen habe ich abgeschüttelt. Ich sterbe vor Neugierde. Bin ich etwa die lang gesuchte Heldin für einen Film? Sie waren so ernst und feierlich» – damit wandte sie sich an Poirot –, «dass es gar nichts anderes sein kann. So machen Sie mir doch schon ein anständiges Angebot.»

«Ach, wie schade, Mademoiselle...», setzte Poirot an.

«Sagen Sie bloß nicht, es handelt sich um das Gegenteil», insistierte sie. «Sagen Sie jetzt nicht, Sie malen Miniaturen und möchten, dass ich eine kaufe. Aber nein, unmöglich – mit diesem Schnurrbart und als Gast im *Majestic*, dem Hotel mit dem scheußlichsten Essen und den höchsten Preisen in ganz England – nein, das kann einfach nicht sein.»

Die Frau, die uns die Tür geöffnet hatte, kam mit Eiswürfeln und einem Tablett voller Flaschen. Nick mixte mit geübter Hand die Cocktails und redete dabei ununterbrochen. Ich glaube, dass Poirots Schweigen, für ihn so untypisch, schließlich doch Eindruck auf sie machte. Sie unterbrach sogar das Eingießen und fragte kurz angebunden: «Also gut?»

«Genau das wünsche ich Ihrer Gesundheit – möge sie gut sein, Mademoiselle.» Er nahm seinen Cocktail. «Auf Ihre Gesundheit, Mademoiselle – möge sie auch weiterhin anhalten, Ihre Gesundheit.»

Das Mädchen war kein Dummkopf. Sein bedeutsamer Ton verfehlte nicht seine Wirkung.

«Ist – denn etwas nicht in Ordnung?»

«Ja, Mademoiselle. Allerdings. Zum Beispiel das hier...»

Er hielt ihr auf seiner ausgestreckten Handfläche die Kugel hin. Sie nahm sie mit einem verwunderten Stirnrunzeln auf.

«Sie wissen, worum es sich hierbei handelt?»

«Ja, sicher. Es ist eine Kugel.»

«Genau das. Mademoiselle – heute Morgen ist keine Wespe an Ihrem Gesicht vorbei geflogen – sondern diese Kugel.»

«Sie glauben doch nicht – dass irgendein Verrückter im Hotelgarten herumgeschossen hat?»

«Es sieht ganz danach aus.»

«Da soll mich doch der Teufel holen», sagte Nick ganz spontan und unverblümt. «Sieht aus, als ob ich einen tüchtigen Schutzengel hätte. Das wäre dann Nummer vier.»

«Ja», bestätigte Poirot. «Das ist Nummer vier. Mademoiselle, ich möchte über die anderen drei – nun sagen wir – Unfälle hören.»

Sie sah ihn fragend an.

«Ich möchte ganz sichergehen, Mademoiselle, dass es Unfälle waren.»

«Aber warum denn? Natürlich waren sie das. Was denn sonst?»

«Mademoiselle, ich bitte Sie, machen Sie sich auf einen großen Schock gefasst. Angenommen, es trachtet Ihnen jemand nach dem Leben?»

Nicks Reaktion bestand in einem Lachanfall. Die Vorstellung schien sie kolossal zu amüsieren.

«Eine wunderbare Idee! Mein lieber Herr, wer in aller Welt sollte mein Leben bedrohen? Ich bin nicht die schöne, junge Millionenerbin. Ich wünschte beinahe, jemand würde tatsächlich versuchen, mich zu töten – das wäre eine richtig spannende Sache –, aber ich fürchte, dazu besteht wenig Hoffnung!»

«Mademoiselle, würden Sie mir bitte von diesen Unfällen erzählen?»

«Ja, sicher – aber da gibt es nichts Besonderes. Eben einfach dumme Zufälle. Zum Beispiel das schwere Bild über meinem Bett. Es fiel in der Nacht herunter. Durch

puren Zufall hörte ich irgendwo im Haus eine Tür klappern und ging hinunter, um sie zu schließen – und war so gerettet. Das Bild hätte mir wahrscheinlich den Schädel eingeschlagen. Das war Unfall Nummer eins.»

Poirot lächelte kein bisschen. «Fahren Sie fort, Mademoiselle. Gehen wir über zu Nummer zwei.»

«Oh, das ist noch uninteressanter. Wenn ich schwimmen gehe, benutze ich immer einen steilen Klippenpfad hinunter zum Meer, weil man dort von einem Felsen aus gut tauchen kann. Irgendwie hatte sich wohl ein Felsbrocken gelöst und rollte mit Getöse direkt an mir vorbei. Nummer drei war ganz anders. Irgendetwas stimmte nicht mit den Bremsen, ich weiß nicht genau, was. Der Mechaniker hat es mir zwar erklärt, aber ich habe es nicht verstanden. Nun, jedenfalls, wenn ich durch das Eingangstor und den Hügel hinabgefahren wäre, hätten sie wohl versagt und ich wäre mit einem höllischen Aufprall direkt im Rathaus gelandet. Zwangsläufige Folge: eine geringfügige Demolierung des Rathauses und Totalschaden meiner Person. Da ich jedoch immer etwas vergesse, drehte ich nochmal um und rauschte daher nur in die Lorbeerhecke.»

«Und Sie können mir nicht sagen, wo der Fehler lag?»

«Fragen Sie doch in Motts Werkstatt. Die wissen es sicher. Es war eine relativ simple und technische Sache, hatte mit lockeren Schrauben zu tun, glaube ich. Ich frage mich, ob Ellens Sohn (sie ist mein Mädchen für alles, war vorhin an der Tür) daran herumgespielt hat. Jungen tun das doch zu gerne. Ellen schwört natürlich, dass er nicht einmal in der Nähe des Wagens war. Egal, was Mott auch sagt, ich habe das Gefühl, jemand hat an einer Schraube herumgedreht.»

«Wo befindet sich Ihre Garage, Mademoiselle?»

«An der Rückseite des Hauses.»

«Ist sie gewöhnlich abgesperrt?»

In Nicks weit aufgerissenen Augen lag Erstaunen.

«O nein. Natürlich nicht.»

«Also hätte jeder ungestört den Wagen manipulieren können?»

«Nun, ja, ich denke schon. Aber es kommt mir so albern vor.»

«Nein, Mademoiselle. Es ist ganz und gar nicht albern. Sie wollen einfach nicht verstehen. Sie sind in Gefahr – in höchster Gefahr. Niemand Geringerer als meine Wenigkeit teilt Ihnen dies mit. Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?»

«Nein», erwiderte Nick etwas angespannt.

«Ich bin Hercule Poirot.»

«Oh!», sagte Nick ziemlich matt. «Oh, ja.»

«Mein Name ist Ihnen bekannt, eh?»

«O ja...»

Sie rutschte unbehaglich in ihrem Sessel hin und her.

Ein unruhiger Ausdruck trat in ihre Augen. Poirot beobachtete sie aufmerksam.

«Es ist Ihnen also peinlich. Ich nehme an, Sie haben meine Bücher nicht gelesen.»

«Nun, jedenfalls nicht alle. Aber Ihr Name ist mir natürlich geläufig.»

«Mademoiselle, Sie sind eine taktvolle, kleine Lügnerin.» (Bei dem Wort zuckte ich zusammen und musste an die Worte nach dem Lunch im *Majestic* denken.) «Ich vergesse immer – Sie sind ja noch ein Kind – Sie können mich gar nicht kennen. So vergänglich ist der Ruhm. Mein Freund hier wird Sie aufklären.»

Nick sah mich an. Etwas verlegen räusperte ich mich.

«Monsieur Poirot ist – äh – er war – ein großer Detektiv», erklärte ich.

«Ah! Mein Freund», rief Poirot aus. «Mehr fällt Ihnen nicht ein? *Mais dis donc!* Zieren Sie sich nicht! Sagen Sie Mademoiselle, dass ich Hercule Poirot bin, der einzigartige, der unübertroffene, schlicht der größte Detektiv, den es je gab!»

«Das erübrigt sich jetzt wohl», sagte ich kühl. «Das haben Sie ja bereits erledigt.»

«Ach ja, aber es ist viel angenehmer, bescheiden zu bleiben. Man sollte sich nicht selber loben müssen.»

«Hundebesitzer sollten nicht selbst bellen müssen», stimmte Nick mit gespielterm Mitleid zu. «Übrigens, wie heißt Ihr Hund eigentlich? Dr. Watson, nehme ich an?»

«Mein Name ist Hastings», sagte ich eisig.

«Oh, wie die gleichnamige Schlacht im Jahre – 1066», sagte Nick. «Keiner soll behaupten, ich sei ungebildet. Aber all das ist einfach zu fantastisch. Glauben Sie denn wirklich, jemand will mich um die Ecke bringen? Das wäre wirklich mal was Aufregendes. Aber natürlich passieren solche Dinge nicht in Wirklichkeit. Nur in Büchern. Ich sehe Monsieur Poirot eher als Chirurg, der eine neu erfundene Operationstechnik ausprobieren will, oder als Arzt, der eine seltene Krankheit entdeckt hat und nun am liebsten möchte, dass alle Welt sich ansteckt.»

«*Sacré tonnerre!*», polterte Poirot los. «Wann sind Sie endlich einmal ernst? Ist euch jungen Leuten von heute denn nichts heilig? Es wäre kein sehr gelungener Scherz, lägen Sie nun als hübsche kleine Leiche im Hotelgarten, mit einem hübschen kleinen Loch im Kopf anstatt im Hut. Dann wäre Ihnen das Lachen vergangen, eh?»

«Vielleicht gerade noch ein unheimliches Lachen bei einer *Séance*», sagte Nick. «Aber ganz im Ernst, Monsieur Poirot – es ist alles sehr freundlich von Ihnen und so weiter – aber das Ganze muss einfach ein dummer Zufall sein.»

«Sie sind ein hartnäckiger, kleiner Teufel!»

«Daher auch mein Name, Nick. Man behauptet, mein Großvater habe seine Seele an den Teufel verkauft. Für die Leute in der Gegend hier war er immer «Old Nick». Er war ein garstiger, alter Mann – dabei sehr amüsant. Ich betete ihn an. Ich war ständig mit ihm zusammen und deshalb nannte man uns bald den «Alten Nick» und die «Junge Nick». Eigentlich heiÙe ich ja Magdala.»

«Ein ungewöhnlicher Name.»

«Ja, eine Art Tradition in unserer Familie. Bei den Buckleys hat es immer mehrere Magdalas gegeben. Eine davon hängt hier.»

Sie wies mit dem Kinn auf ein Bild an der Wand.

«Ah!», sagte Poirot. Dann wandte er seinen Blick zu dem Porträt über dem Kaminsims und fuhr fort: «Ist das Ihr Großvater, Mademoiselle?»

«Ja, ein ziemlich fesselndes Porträt, nicht wahr? Jim Lazarus hat mir sogar ein Angebot dafür gemacht, aber ich verkaufe nicht. Ich empfinde nun einmal große Zuneigung für den alten Nick.»

Poirot schwieg eine Minute und sagte dann sehr ernst: «Kehren wir zum eigentlichen Problem zurück. Hören Sie, Mademoiselle. Ich bitte Sie inständigst, die Angelegenheit ernst zu nehmen. Sie schweben in Gefahr. Heute hat jemand mit einer Pistole auf Sie geschossen...»

«Mit einer Mauser-Pistole?»

Einen Augenblick lang war Poirot verblüfft.

«Ja, warum? Kennen Sie jemanden, der eine Mauser besitzt?»

Sie lächelte. «Ja, mich selbst.»

«Sie?»

«Ja, die Waffe gehörte Vater. Er brachte sie aus dem Krieg mit. Seitdem liegt sie hier irgendwo herum. Erst gestern habe ich sie in der Schublade gesehen.»

Sie zeigte auf einen altmodischen Sekretär. Aus einem plötzlichen Impuls heraus lief sie hin und zog die Schublade auf. Sie drehte sich um und sah ziemlich ratlos drein. Ihre Stimme bekam plötzlich einen sonderbaren Klang. «Oh!», sagte sie. «Sie ist weg.»

Drittes Kapitel

Unfälle?

Von diesem Moment an bekam die Unterhaltung eine neue Dimension. Bis dahin hatten Poirot und das Mädchen eine Art Frage-und-Antwort-Spiel gespielt. Altersmäßig trennte sie eine tiefe Kluft. Sein Ruhm und sein Ruf waren für sie ohne Bedeutung – sie gehörte einer Generation an, die nur die berühmten Namen der Gegenwart kennt. Aus diesem Grund machten seine Warnungen keinen großen Eindruck auf sie. In ihren Augen war er lediglich ein drolliger älterer Ausländer mit einer herrlich dramatischen Ader.

Und diese Einstellung wiederum verwirrte Poirot. Zunächst einmal war er in seiner Eitelkeit gekränkt. Alle Welt kennt Hercule Poirot, betonte er stets. Und hier war nun plötzlich jemand, der ihn nicht kannte. Unwillkürlich dachte ich, dass ihm dies einmal ganz gut tue. Allerdings war es unserem Vorhaben nicht gerade dienlich.

Mit dem Verschwinden der Pistole nahm die Angelegenheit jedoch eine neue Wendung. Nick behandelte sie nun nicht mehr als einen halbwegs amüsanten Scherz. Wie es ihre Art war, nahm sie die Sache noch immer auf die leichte Schulter, denn es war ihr Lebensmotto, alles leicht zu nehmen; aber in ihrem Verhalten war ein deutlicher Unterschied erkennbar.

Sie kam zu uns zurück, ließ sich auf der Armlehne eines Sessels nieder und runzelte nachdenklich die Stirn. «Das ist sonderbar», meinte sie.

Poirot wandte sich plötzlich mir zu. «Sie erinnern sich noch an meine kleine Idee, Hastings? Nun, sie war doch vortrefflich, diese kleine Idee. Angenommen, Mademoiselle wäre erschossen im Hotelgarten aufgefunden worden. Vielleicht wäre sie erst nach Stunden entdeckt worden – nur wenige Leute benutzen diesen Weg. Und neben ihr – aus der leblosen Hand geglitten – liegt ihre eigene Pistole. Zweifellos hätte die brave Madame Ellen sie identifiziert. Dann wären zweifellos Gerüchte entstanden, über Sorgen oder über Schlaflosigkeit...»

Nick bewegte sich beklommen auf der Lehne hin und her.

«Das stimmt. Ich Sorge mich doch immer halb zu Tode. Jeder hält mich für ein Nervenbündel. Ja – genau so etwas würden sie sagen...»

«Und es lief auf Selbstmord hinaus. Auf der Pistole nur Ihre Fingerabdrücke, wie im Lehrbuch – jawohl, es wäre alles äußerst simpel und dabei überzeugend.»

«Wie schrecklich lustig!», sagte Nick, machte aber zu meiner Genugtuung keinen ausgesprochen belustigten Eindruck.

Poirot nahm ihre Worte als die Floskeln, die sie waren.

«*N'est-ce pas?* Sie verstehen doch, Mademoiselle, so etwas darf nicht wieder vorkommen. Vier Fehlschläge – ja –, aber der fünfte Versuch könnte gelingen.»

«Kinder kauft Kämme, es kommen lausige Zeiten!», murmelte Nick vor sich hin.

«Aber deswegen sind wir ja hier, mein Freund und ich, um all dies zu verhindern!» Ich war ausgesprochen dankbar für das «wir», denn Poirot bringt es manchmal durchaus fertig, meine Existenz schlicht zu ignorieren.

«Jawohl», warf ich ein, «Sie dürfen sich nicht aufregen, Miss Buckley. Wir werden Sie beschützen.»

«Wie schrecklich nett von Ihnen beiden», sagte Nick. «Ich finde die ganze Angelegenheit einfach herrlich. Überaus spannend.»

Sie behielt ihre leichtfertige, unbekümmerte Haltung bei, doch in ihren Augen glaubte ich, eine gewisse Besorgnis zu lesen.

«Und nun als Erstes», sagte Poirot, «kommt die Befragung.»

Er setzte sich und strahlte sie freundlich an.

«Zunächst, Mademoiselle, die übliche Frage – haben Sie irgendwelche Feinde?»

Fast entschuldigend schüttelte Nick den Kopf.

«Ich fürchte, nein», meinte sie bedauernd.

«*Bon.* Dann wollen wir diese Möglichkeit einmal ausschließen. Und nun die Frage wie im Kino, wie im Kriminalroman: Wem, Mademoiselle, würde Ihr Tod einen Vorteil bringen?»

«Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen», sagte Nick. «Deshalb kommt mir alles auch so unsinnig vor. Natürlich besitze ich diesen schrecklichen alten Kasten hier, aber die Hypotheken lasten schwer darauf, das Dach leckt und ich glaube kaum, dass sich unter den Klippen eine unentdeckte Mine oder etwas ähnlich Aufregendes befindet.»

«Das Haus ist also belastet, wie?»

«Ja, ich musste diese Hypotheken aufnehmen. Wissen Sie, ich war gezwungen zweimal kurz hintereinander Erbschaftssteuern zu entrichten. Erst starb – vor genau sechs Jahren – mein Großvater und dann mein Bruder. Das war die Krönung meiner finanziellen Probleme.»

«Und Ihr Vater?»

«Er kehrte verwundet aus dem Krieg heim, holte sich eine Lungenentzündung und starb 1919. Meine Mutter starb bereits, als ich noch ein Baby war. Ich lebte hier mit

meinem Großvater. Er und Vater mochten sich nicht besonders, was mich keineswegs wundert, daher fand Vater es praktisch, mich hier abzugeben, seinen eigenen Interessen nachzugehen und sich in der Welt herumzutreiben. Gerald – mein Bruder – kam mit Großvater auch nicht gut aus. Ich kann wohl sagen, mir wäre es als Junge wohl ebenso ergangen. Zu meinem Glück bin ich ein Mädchen. Großvater sagte immer, ich sei noch aus dem alten Holz geschnitzt und habe sein Temperament geerbt.» Sie lachte. «Er war ein schrecklicher alter Gauner. Allerdings auch ein Glückspilz. Hier in der Gegend sagte man, dass alles, was er anrührte, zu Gold wurde. Leider war er auch ein Spieler und verspielte alles. Als er starb, hinterließ er lediglich das Haus und das Land. Ich war damals sechzehn und Gerald zweiundzwanzig. Gerald hatte vor drei Jahren einen tödlichen Autounfall, danach ging der Besitz an mich über.»

«Und nach Ihnen, Mademoiselle? Wer ist Ihr nächster Verwandter?»

«Mein Cousin Charles. Charles Vyse. Er ist Rechtsanwalt hier am Ort. Ein sehr anständiger und wertvoller Mensch, jedoch schrecklich langweilig. Er ist mein Berater und hauptsächlich versucht er, mich von meinen Extravaganzen abzuhalten.»

«Er regelt also Ihre geschäftlichen Angelegenheiten?»

«Nun – wenn Sie es so nennen wollen. Ich habe nämlich so gut wie keine geschäftlichen Angelegenheiten. Das mit den Hypotheken hat er für mich arrangiert und mir nahe gelegt, das Pförtnerhaus zu vermieten.»

«Ah, das Pförtnerhaus. Ich wollte gerade danach fragen. Es ist also vermietet?»

«Ja, an irgendwelche Australier. Croft heißen sie. Kolossal herzlich, wissen Sie – mit allem, was dazugehört. Einfach erdrückend freundlich. Dauernd schleppen sie Stangensellerie an, junge Erbsen und dergleichen Gemüse

mehr. Sind entsetzt über meinen schlampigen Garten. Im Grunde sind sie eher lästig, jedenfalls er. Zu furchtbar freundlich, um wahr zu sein. Sie ist ja ein armes Ding, invalid und muss den ganzen Tag auf der Couch liegen. Aber sie zahlen pünktlich ihre Miete und das zumindest finde ich großartig.»

«Wie lange leben sie schon hier?»

«Oh, ungefähr sechs Monate.»

«Aha. Und nun, außer diesem Cousin – stammt er eigentlich von Ihrer väterlichen oder mütterlichen Seite ab?»

«Von der mütterlichen. Meine Mutter hieß Amy Vyse.»

«*Bien!* Also, wie ich bereits sagte, haben Sie außer diesem Cousin noch Verwandte?»

«Ein paar sehr entfernte Cousins in Yorkshire – alles Buckleys.»

«Sonst niemanden?»

«Nein.»

«Da müssen Sie sich doch allein fühlen.»

Nick starrte ihn verwundert an.

«Allein? Seltsamer Gedanke. Sehen Sie, ich bin nicht oft hier unten. Gewöhnlich halte ich mich in London auf. Und in der Regel sind Verwandte doch verheerend. Sie kümmern sich um alles und mischen sich ständig ein. Es macht doch viel mehr Spaß, für sich selbst zu sein.»

«Dann will ich mein Mitleid nicht verschwenden. Wie ich sehe, sind Sie eine moderne junge Dame. Nun – zu Ihrem Hausstand.»

«Das hört sich so hochtrabend an! Eigentlich besteht er nur aus Ellen. Und ihrem Mann, der sich um den Garten kümmert – und das nicht besonders gut. Ich zahle ihnen schrecklich wenig Lohn, dafür können sie ihr Kind mit hier haben. Wenn ich alleine hier bin, reicht mir Ellen

völlig und bei Partys stellen wir alle und jeden als Hilfskräfte ein. Am Montag gebe ich übrigens eine Party. Die Regattawoche, wissen Sie.»

«Montag – und heute ist Samstag. Ja, gut. Und nun, Mademoiselle, zu Ihren Freunden – zum Beispiel, die vom Lunch heute Mittag.»

«Nun, da ist Freddie Rice – das blonde Mädchen –, sie ist praktisch meine beste Freundin. Hat ein verpfushtes Leben hinter sich. Verheiratet mit einem Unmenschen – Alkohol, Rauschgift, alles in allem ein mieser Kerl übelster Sorte. Ihr blieb gar nichts übrig, als ihn vor ein oder zwei Jahren zu verlassen. Seither lebt sie hier und dort. Ich wünschte bei Gott, sie würde endlich ihre Scheidung bekommen und Jim Lazarus heiraten.»

«Lazarus? Den Kunsthändler aus der Bond Street?»

«Ja, genau. Jim ist der einzige Sohn. Schwimmen nur so im Geld, ganz eindeutig. Haben Sie sein Auto gesehen? Er ist zwar Jude, aber schwer in Ordnung. Und er betet Freddie an. Sie sind geradezu unzertrennlich. Über das Wochenende logieren sie im *Majestic* und am Montag kommen sie dann zu mir.»

«Und der Gatte von Mrs Rice?»

«Dieser Schuft? Der ist völlig von der Bildfläche verschwunden. Keiner weiß, wo er ist. Das macht die Sache ganz fürchterlich vertrackt für Freddie. Man kann sich nur schwer von einem Mann scheiden lassen, dessen Aufenthaltsort unbekannt ist.»

«*Evidemment!*»

«Arme Freddie», meinte Nick nachdenklich. «Sie hatte schon verdammt Pech. Einmal sah es schon ganz gut aus für sie. Sie hatte ihn ausfindig gemacht und ihm den Vorschlag unterbreitet, sich scheiden zu lassen, worauf er bereitwillig einging, allerdings fehlte ihm das nötige Kleingeld, eine Dame in ein Hotel zu bitten. Schließlich

streckte sie ihm die ganzen Moneten vor, und er verschwand mit dem Geld auf Nimmerwiedersehen. Ganz schön niederträchtig, würde ich sagen.»

«Gütiger Himmel», rief ich aus.

«Mein Freund Hastings ist schockiert», erläuterte Poirot. «Sie müssen behutsamer sein, Mademoiselle. Sehen Sie, er ist ein wenig rückständig. Er ist erst kürzlich aus den endlosen Weiten der Pampa hierher zurückgekehrt und muss sich erst an den modernen Jargon gewöhnen.»

«Nun», meinte Nick und machte große Augen. «Ich wüsste nicht, was daran schockierend ist. Ich meine, jeder weiß doch, dass es solche Leute gibt, nicht wahr? Aber ich finde es immer noch einen miesen Trick. Die arme gute Freddie war damals so verdammt pleite, dass sie nicht wusste, wohin.»

«Ja, allerdings eine unschöne Sache. Und wie steht es mit Ihrem anderen Freund, Mademoiselle? Dem aufrechten Commander Challenger?»

«George? George kenne ich mein ganzes Leben lang – also fünf Jahre bestimmt. Er ist ein prima Kerl.»

«Er möchte, dass Sie ihn heiraten – hm?»

«Er erwähnt es hie und da. Zu später Stunde oder nach dem zweiten Glas Port.»

«Aber Sie bleiben hart?»

«Das hätte doch keinen Sinn. Beide sind wir arm wie Kirchenmäuse. Und es wäre leider schrecklich langweilig mit dem guten George. Dieses ewige Gehabe von wegen Mannschaftstreue und alter Schule. Aber schließlich ist er ja auch mindestens schon vierzig.»

Diese Bemerkung versetzte mir einen Stich.

«Eigentlich steht er bereits mit einem Bein im Grab», sagte Poirot. «Oh, Mademoiselle, nehmen Sie nur keine Rücksicht auf meine Gefühle. Ich bin ein Großpapa – ein

Nichts. Und nun erzählen Sie mir mehr über diese Unfälle. Was war zum Beispiel mit dem Bild?»

«Es hängt wieder an der Wand – an einem neuen Draht. Kommen Sie und sehen Sie es sich doch an.»

Sie ging voran und wir folgten ihr. Das betreffende Bild war ein Ölgemälde in einem schweren Rahmen und hing direkt über dem Kopfende ihres Bettes.

Mit einem gemurmelten «Sie erlauben doch, Mademoiselle», zog Poirot seine Schuhe aus und kletterte auf das Bett. Er untersuchte das Bild und den Draht, dann prüfte er genau das Gewicht des Gemäldes. Elegant kletterte er wieder hinunter.

«Das auf den Kopf zu bekommen – nein, das wäre ganz und gar nicht schön. Die alte Aufhängung, Mademoiselle, war sie so ein Draht wie dieser hier?»

«Ja, aber nicht so dick. Diesmal habe ich einen dickeren besorgt.»

«Nur zu verständlich. Und haben Sie die Bruchstelle untersucht – waren die Enden ausgefranst?»

«Ich denke schon – aber ich habe nicht besonders darauf geachtet. Warum auch?»

«Genau, warum auch? Dennoch würde ich sehr gerne einen Blick auf dieses Stück Draht werfen. Befindet es sich noch irgendwo im Haus?»

«Es war noch an dem Bild. Ich nehme an, der Handwerker hat den alten Draht einfach weggeworfen.»

«Zu schade. Ich hätte ihn gerne gesehen.»

«Sie glauben doch nicht – war es am Ende gar kein Unfall? Was hätte es denn sonst sein können?»

«Es könnte sich sehr wohl um einen Unfall handeln. Unmöglich, das festzustellen. Aber die Panne mit den Bremsen – das war kein Unfall. Und der Felsbrocken an der Klippe – ich würde gerne die Stelle sehen, wo der Unfall passierte.»

Nick ging voran in den Garten und führte uns zur Klippe. Tiefblau glitzerte das Meer unter uns. Ein holpriger Pfad wandte sich den Felsen hinunter. Nick beschrieb uns genau, wo der Unfall passiert war, und Poirot nickte nachdenklich. Dann fragte er: «Wie viele Wege führen in Ihren Garten, Mademoiselle?»

«Es gibt den vorderen Weg am Pförtnerhaus vorbei. Und dann gibt es einen Lieferanteneingang – ein Tor in der Mauer, etwa halbwegs diesen Pfad entlang. Und dann noch eine Pforte gleich hier am Rand der Klippe. Hinter ihr beginnt ein Zickzackpfad, der von diesem Strand hier direkt zum *Majestic* verläuft. Und dann gibt es noch die Verbindung durch ein Loch in der Hecke direkt in den Garten des *Majestic*. So kam ich heute Morgen dorthin. Außerdem kann man so auch den Weg in die Stadt abkürzen.»

«Und Ihr Gärtner? – Wo arbeitet er gewöhnlich?»

«Nun, in der Regel trödelt er im Küchengarten herum oder er sitzt im Schuppen und tut so, als schleife er seine Heckenscheren.»

«Sozusagen auf der entgegengesetzten Seite des Hauses? So, dass jemand, der diesen Weg hier nähme, einen Felsbrocken sehr wahrscheinlich unbemerkt lockern könnte.»

Nick überlief auf einmal ein kalter Schauer.

«Glauben Sie – glauben Sie tatsächlich, dass es sich so zugetragen hat?», wollte sie wissen. «Ich kann mir das irgendwie nicht vorstellen. Es kommt mir alles so unwirklich vor.»

Poirot zog nochmals die Kugel aus der Tasche und betrachtete sie.

«Dies hier ist keineswegs unwirklich, Mademoiselle», sagte er sanft.

«Es kann sich nur um einen Verrückten handeln.»

«Schon möglich. Sind in Wirklichkeit Kriminelle alle nur Verrückte? Ein beliebtes und interessantes Thema zum Nachtisch bei einer Dinnerparty. Vielleicht sind ihre kleinen grauen Zellen missgebildet – ja, das ist sogar ziemlich wahrscheinlich. Das allerdings fällt in das Aufgabengebiet der Medizin. Ich hingegen sehe meine Aufgabe andernorts. Mein Anliegen sind die Unschuldigen, nicht die Schuldigen – ich denke an das Opfer, nicht an den Täter. Mit Ihnen, Mademoiselle, beschäftige ich mich und nicht mit dem großen Unbekannten. Sie sind so jung und schön, die Sonne scheint, die Welt ist in Ordnung und Sie haben Ihr ganzes Leben und die Liebe noch vor sich. Nur daran denke ich, Mademoiselle. Nun sagen Sie mir, wie lange sind Ihre Freunde, diese Mrs Rice und Mr Lazarus, schon hier?»

«Freddie verschlug es am Mittwoch in diesen Teil der Welt. Auf dem Weg verbrachte sie noch ein paar Tage bei Leuten in der Nähe von Tavistock. Sie kam gestern hier an. Ich glaube, Jim ist die ganze Zeit in der Gegend hier herumgedandelt.»

«Und Commander Challenger?»

«Er lebt in Devonport. Wann immer es ihm möglich ist, kommt er mit dem Auto rüber – meist am Wochenende.»

Poirot nickte. Wir bewegten uns zurück in Richtung Haus. In das allgemeine Schweigen hinein fragte er unvermittelt: «Haben Sie eine Freundin, der Sie vertrauen können, Mademoiselle?»

«Ja, Freddie.»

«Jemand anderen als Mrs Rice?»

«Nun, ich weiß nicht recht. Ich denke schon. Warum?»

«Weil ich möchte, dass eine Freundin bei Ihnen ist – und zwar ab sofort.»

«Oh!»

Nick schien ziemlich verdutzt. Sie schwieg kurz und überlegte. Dann meinte sie zögernd:

«Maggie. Ich nehme an, ich kann sie erreichen.»

«Wer ist Maggie?»

«Eine meiner Cousinen aus der Großfamilie in Yorkshirre. Ihr Vater ist Pastor, wissen Sie. Maggie ist ungefähr so alt wie ich und gelegentlich kommt sie mich hier im Sommer besuchen. Allerdings ist sie nicht gerade eine Stimmungskanone – eines dieser qualvoll perfekten Geschöpfe mit einer Frisur, die dann ganz zufällig auch noch in Mode kommt. Ich hoffte eigentlich, dieses Jahr um ihren Besuch herumzukommen.»

«Ganz im Gegenteil. Ihre Cousine, Mademoiselle, eignet sich ideal für meine Zwecke. Exakt die Person, die ich mir vorstelle.»

«Nun gut», seufzte Nick. «Ich werde ihr telegrafieren. Mir fällt ganz sicher niemand anders ein, den ich so Hals über Kopf in Anspruch nehmen könnte. Alle anderen dürften bereits Verabredungen haben. Doch wenn nicht gerade der Jahresausflug der Ministranten oder das alljährliche Bohnenfestival dazwischenkommt, tut Maggie mir sicher den Gefallen. Allerdings, was sie tun soll...»

«Könnten Sie es einrichten, dass sie in Ihrem Zimmer schläft?»

«Ich denke schon.»

«Und sie würde das nicht für ein sonderbares Anliegen halten?»

«Oh nein. Maggie hält nie etwas für sonderbar. Nein, ganz im Ernst, wissen Sie – sie tut es einfach. Werke der christlichen Nächstenliebe – hat mit Glauben und Ausdauer zu tun. Nun gut, ich werde ihr telegrafieren, sie möchte am Montag kommen.»

«Warum nicht gleich morgen?»

«Mit den Sonntagszügen? Da würde sie denken, ich liege im Sterben. Nein, Montag ist gut. Haben Sie vor, ihr von der dunklen Schicksalswolke zu erzählen, die sich über meinem Haupt zusammenballt?»

«*Nous verrons*. Sie machen sich noch immer einen Spaß daraus? Ich freue mich, dass Sie so viel Courage haben.»

«Jedenfalls ist es eine nette Abwechslung», meinte Nick.

Irgendetwas in ihrem Ton kam mir seltsam vor und ich sah sie neugierig an. Ich hatte das Gefühl, als verschweige sie uns etwas.

Wir waren in den Salon zurückgekehrt. Poirot blätterte in der Zeitung auf dem Sofa.

«Lesen Sie diese Zeitung, Mademoiselle?», wollte er plötzlich wissen.

«Den St. Loo Herald? Nein, eigentlich sehe ich nur die Gezeiten nach. Sie stehen jede Woche drin.»

«Ich verstehe. Übrigens, haben Sie jemals ein Testament gemacht?»

«Ja, habe ich. Vor etwa sechs Monaten. Kurz vor meiner OP.»

«Was sagen Sie da? Ihrer OP?»

«Meiner Operation. Blinddarm. Irgendwer meinte, ich solle vorher mein Testament machen, also tat ich es. Fühlte mich ausgesprochen wichtig dabei.»

«Und was steht in diesem Testament?»

«Das Haus habe ich Charles vermacht. Viel mehr habe ich nicht, aber das Wenige geht an Freddie. Ich nehme an, die – wie sagt man? – Verbindlichkeiten wären wesentlich höher als die Aktiva.»

Poirot nickte nur geistesabwesend.

«Ich werde mich nun zurückziehen. *Au revoir*, Mademoiselle. Nehmen Sie sich in Acht.»

«Wovor?», wollte Nick wissen.

«Eine kluge Frage. Jawohl, das ist der Schwachpunkt. Wovor sollten Sie sich in Acht nehmen? Wer weiß? Seien Sie dennoch zuversichtlich, Mademoiselle. In ein paar Tagen werde ich die Wahrheit entdeckt haben.»

«Bis dahin soll ich mich also hüten vor Giften, Bomben, Revolverschüssen, Autounfällen und geheimnisvollen Giftpfeilen der Amazonasindianer», ergänzte Nick nonchalant wie immer.

«Spotten Sie nicht, Mademoiselle», sagte Poirot in ernstem Ton.

An der Tür blieb er noch einmal stehen. «Übrigens», sagte er. «Wie viel hat Ihnen Monsieur Lazarus für das Porträt Ihres Großvaters geboten?»

«Fünfzig Pfund.»

«Aha!», sagte Poirot.

Mit ernstem Blick betrachtete er nochmals das finstere, verschlossene Antlitz über dem Kaminsims.

«Aber wie ich schon sagte, ich verkaufe den alten Jungen nicht.»

«Nein», sagte Poirot nachdenklich. «Nein, natürlich nicht, das kann ich verstehen.»

Viertes Kapitel

Es muss etwas dahinter stecken!

«Poirot», sagte ich, sobald wir außer Hörweite waren. «Eines sollten Sie, glaube ich, noch wissen.»
«Und das wäre, *mon ami*.»

Ich erzählte ihm Mrs Rice' Version der Autopanne.

«*Tiens! C'est interessant, ca*. Es gibt natürlich einen Typus Mensch, eitel und hysterisch, der versucht, sich interessant zu machen, indem er auf wunderbare Weise dem Tod entgeht, und der einem die erstaunlichsten Geschichten auftischt, die niemals passiert sind. Ja, dieser Typus ist wohl bekannt. Solche Menschen schrecken nicht einmal davor zurück, sich selbst Verletzungen zuzufügen, um die Fiktion aufrechtzuerhalten.»

«Sie glauben doch nicht...»

«Dass Mademoiselle Nick dazugehört? Nein, wahrhaftig nicht. Sie haben doch sicher bemerkt, dass wir große Mühe hatten, sie von der Gefahr zu überzeugen. Und bis zum Schluss hielt sie die Fassade von halb spöttischer Ungläubigkeit aufrecht. Die Kleine ist eine typische Vertreterin ihrer Generation. Und dennoch ist es interessant, was Madame Rice gesagt hat. Warum sollte sie so etwas äußern? Warum nur, selbst wenn es wahr wäre? Es war unnötig, geradezu ungeschickt.»

«Ja», stimmte ich zu. «Das ist wahr. Sie warf es einfach so in die Unterhaltung ein – ohne ersichtlichen Grund.»

«Ja, das ist in der Tat seltsam. Die scheinbar unwichtigen Kleinigkeiten, die dennoch bedeutsam sein können. Ich liebe es, wenn sie auftauchen. Oft weisen sie den Weg.»

«Den Weg – wohin?»

«Sie legen den Finger genau auf die Wunde, mein guter Hastings. Wohin? Wohin nur? Bedauerlicherweise werden wir es erst erfahren, wenn wir dort sind.»

«Sagen Sie mir Poirot», begann ich. «Wieso bestanden Sie darauf, dass ihre Cousine zu Besuch kommt?»

Poirot blieb stehen und gestikuliert heftig mit dem Zeigefinger in der Luft herum.

«Überlegen Sie», rief er mit erregter Stimme. «Überlegen Sie doch nur einen winzigen Moment, Hastings. Unser größtes Handicap! Uns sind die Hände gebunden! Einen Mörder nach der Tat zu jagen – *c'est tout simple!* Jedenfalls für jemand mit meinen Fähigkeiten. Die Tat trägt sozusagen die Handschrift des Mörders. Aber hier gibt es kein Verbrechen – und wir wollen auch nicht, dass eins geschieht. Ein Verbrechen aufzudecken, ehe es begangen wird – das ist wahrlich ein seltenes Problem.

Was ist also unser höchstes Ziel? Die Sicherheit von Mademoiselle. Keine einfache Aufgabe. Beileibe nicht einfach, Hastings. Wir können sie nicht Tag und Nacht bewachen – wir können ihr als Wache nicht einmal einen uniformierten Polizisten schicken. Wir können die Nacht nicht im Schlafgemach einer jungen Dame verbringen. Die ganze Affäre strotzt nur so von Widerhaken.

Aber wir können eines tun. Wir können es dem Mörder schwer machen. Wir können erreichen, dass Mademoiselle auf der Hut ist, und wir geben ihr eine völlig neutrale Beobachterin zur Seite. Nur einem teuflisch schlaun Kopf gelänge es, diese beiden Vorkehrungen zu überwinden.»

Er machte eine Pause und sprach dann in einem ganz anderen Tonfall weiter: «Aber was ich befürchte, Hastings...»

«Ja?»

«Was ich befürchte – dass er genau das ist. Und das bereitet mir Kopfschmerzen. Ja, gewaltige Kopfschmerzen.»

«Poirot», sagte ich. «Sie machen mich ja ganz nervös.»

«Das bin auch ich. Hören Sie, mein Freund, diese Zeitung, der St. Loo Weekly Herald. Raten Sie einmal, welche Seite aufgeschlagen war? Da stand eine kleine Meldung: «Unter den Gästen im Hotel *Majestic* sind Monsieur Hercule Poirot und Captain Hastings.» Angenommen – nur angenommen, jemand hat diesen Absatz gelesen. Er kennt meinen Namen – jeder kennt meinen Namen...»

«Nicht Miss Buckley», warf ich mit einem leichten Grinsen ein.

«Sie ist ein Schussel – sie zählt nicht. Jeder ernst zu nehmende Verbrecher kennt natürlich meinen Namen. Und er hätte Angst! Er käme ins Grübeln! Er würde sich Fragen stellen. Dreimal hat er das Leben von Mademoiselle bedroht und jetzt taucht Hercule Poirot in der Umgebung auf. «Kann das Zufall sein?», müsste er sich fragen. Und er hätte Angst, es könnte eben kein Zufall sein. Was würde er dann wohl tun?»

«Spuren verwischen und in Deckung gehen», schlug ich vor.

«Ja, sicher. Oder aber – wenn er wirklich tollkühn ist, würde er blitzschnell zuschlagen, ohne Rücksicht auf Verluste. Bevor ich dazu käme, auch nur irgendwelche Nachforschungen anzustellen – piff-paff und Mademoiselle ist tot. Genau das würde ein wagemutiger Mensch tun.»

«Aber wieso glauben Sie, dass außer Miss Buckley diesen Artikel noch jemand gelesen hat?»

«Miss Buckley hat ihn nicht gelesen. Als ich meinen Namen erwähnte, sagte ihr das gar nichts. Er kam ihr nicht einmal vage bekannt vor. Ihr Gesichtsausdruck blieb unverändert. Außerdem sagte sie uns, dass sie die Zeitung nur wegen der Gezeiten liest. Nun, auf dieser Seite befand sich jedenfalls keine Gezeitentabelle.»

«Sie denken an jemanden aus dem Haus...»

«An jemanden aus dem Haus oder jemanden, der dort ein und aus geht. Und Letzteres ist einfach – die Verandatür steht offen. Ohne Zweifel benutzen Miss Buckleys Freunde sie.»

«Haben Sie eine Idee? Oder einen Verdacht?»

Poirot warf mit einer hilflosen Geste die Arme in die Luft.

«Weder noch. Was immer das Motiv auch sein mag, es ist, wie ich es vorausgesagt habe, kompliziert. Darin besteht die Sicherheit des potenziellen Mörders – deshalb konnte er heute Morgen derart gewagt vorgehen. Oberflächlich betrachtet gibt es keinen Grund, weshalb jemand den Tod der kleinen Nick herbeiwünschen sollte. Der Landbesitz? End House? Das geht an den Cousin. Aber ob der unbedingt ein schwer mit Hypotheken belastetes und ziemlich auffälliges altes Gemäuer will? Für ihn hat es nicht einmal die sentimentale Bedeutung eines Familiensitzes. Erinnern Sie sich, er ist kein Buckley. Wir müssen natürlich mit diesem Charles Vyse sprechen, aber das Ganze scheint doch eher absurd.

Dann ist da noch Madame – die Busenfreundin – mit ihren seltsamen Augen und der Aura einer gefallenen Madonna...»

«Empfinden Sie das also auch so?», fragte ich verwundert.

«Welche Rolle spielt sie in diesem Spiel? Ihnen erzählt sie, ihre Freundin sei eine Lügnerin. *C'est gentil, ca!* Warum

erzählt sie Ihnen das? Hat sie vor etwas Angst, was Nick sagen könnte? Hat es etwas mit dem Auto zu tun? Oder benutzte sie es als Vorwand und sie hat vor etwas anderem Angst? Hat jemand an dem Auto manipuliert, und wenn das der Fall ist, wer? Und weiß sie davon?

Und dann der fesche, blonde Monsieur Lazarus. Wo passt der ins Bild? Mit seinem wunderbaren Automobil und seinem Geld. Ist er womöglich irgendwie involviert? Commander Challenger...»

«Der ist in Ordnung», warf ich geschwind ein. «Da bin ich ganz sicher. Ein echter Gentleman.»

«Er mag, Ihrer Ansicht nach, zweifellos die richtige Schule besucht haben. Glücklicherweise bin ich als Ausländer in dieser Hinsicht vorurteilsfrei und kann unvoreingenommen ermitteln. Ich gebe allerdings zu, es ist schwierig, Commander Challenger mit dem Fall in Verbindung zu bringen. Eigentlich kann er gar nicht darin verwickelt sein.»

«Auf keinen Fall», bekräftigte ich herzlich.

Poirot sah mich nachdenklich an.

«Sie üben eine ganz außerordentliche Wirkung auf mich aus, Hastings. Sie schlagen stets mit einer derart traumhaften Sicherheit die falsche Richtung ein, dass ich jedes Mal wieder in Versuchung gerate, Ihnen zu folgen! Sie gehören zu diesen total bewundernswerten Menschen, ehrlich, ehrenhaft und gutgläubig, die jedem Gauner unweigerlich auf den Leim gehen. Sie gehören zu den Menschen, die ihr Geld in dubiose Ölfelder oder nicht vorhandene Goldminen investieren. An Leuten wie Ihnen verdient der Betrüger sein täglich Brot. Nun denn, ich werde diesen Commander Challenger im Auge behalten. Sie haben meine Zweifel geweckt.»

«Mein lieber Poirot», rief ich ärgerlich. «Das ist ja absurd. Ein weltgewandter Mann wie ich...»

«... wird niemals klug», vollendete Poirot traurig. «Es ist erstaunlich, aber wahr.»

«Glauben Sie etwa, ich hätte meine Ranch in Argentinien erfolgreich führen können, wenn ich ein derart leichtgläubiger Narr wäre?»

«Geraten Sie nicht in Rage, *mon ami*. Sie waren sehr erfolgreich damit – Sie und Ihre Frau.»

«Cinderella richtet sich immer nach meinem Urteil», stellte ich kühl fest.

«Sie ist ebenso klug wie charmant», meinte Poirot veröhnlich. «Lassen Sie uns nicht streiten. Sehen Sie, da vorn ist ein Schild mit «Motts Werkstatt». Das ist doch Miss Buckleys Werkstatt. Einige diskrete Fragen werden uns die Wahrheit in dieser Angelegenheit enthüllen.»

Folgerichtig betraten wir die Werkstatt und Poirot stellte sich vor, indem er erklärte, er komme auf Empfehlung von Miss Buckley. Er erkundigte sich nach den Konditionen eines Leihwagens und wechselte dann elegant zum Thema der Panne an Miss Buckleys Wagen kürzlich.

Sofort wurde der Werkstattinhaber gesprächig. Das Seltsamste, was ihm je untergekommen sei. Er erging sich in technischen Einzelheiten, leider fehlt mir der Sinn dafür. Poirot ebenso. Aber bestimmte Fakten waren unmissverständlich. An dem Wagen war manipuliert worden. Und der angerichtete Schaden musste sehr einfach und in kürzester Zeit zu verursachen gewesen sein.

«Also so ist das», meinte Poirot, als wir weitergingen. «Unsere kleine Nick hat Recht und der reiche Monsieur Lazarus hat Unrecht. Hastings, mein Freund, das ist alles höchst interessant.»

«Was unternehmen wir jetzt?»

«Wir gehen auf die Post und geben ein Telegramm auf, falls es nicht schon zu spät dafür ist.»

«Ein Telegramm?», fragte ich hoffnungsvoll.

«Ja», sagte Poirot gedankenverloren. «Ein Telegramm.»

Die Post war noch geöffnet. Poirot füllte das Telegrammformular aus und gab es auf. Er vertraute mir nichts über seinen Inhalt an. Da ich das Gefühl hatte, er wollte danach gefragt werden, hütete ich mich, genau dies zu tun.

«Ärgerlich, dass morgen Sonntag ist», bemerkte er auf dem Rückweg ins Hotel. «Jetzt können wir erst am Montag bei Mr Vyse vorsprechen.»

«Sie könnten ja versuchen, seine Privatadresse herauszubekommen.»

«Sicher. Aber genau das möchte ich vermeiden. Ich möchte ihn zunächst rein geschäftlich konsultieren und mir von dieser Warte aus mein Urteil bilden.»

«Ja», sagte ich nachdenklich. «Ich nehme an, das ist am besten so.»

«Zum Beispiel kann die Antwort auf eine kleine, simple Frage alles verändern. Wenn Monsieur Charles Vyse heute Morgen um zwölf Uhr dreißig in seinem Büro war, dann kann er den Schuss im Garten des *Majestic* nicht abgefeuert haben.»

«Sollten wir nicht die Alibis der drei im Hotel überprüfen?»

«Das ist wesentlich schwieriger. Es wäre für einen von ihnen durchaus einfach gewesen, sich ein paar Minuten von den anderen abzusetzen, ein rascher Abgang durch eines der zahllosen Fenster – schnell und heimlich durch Halle, Herrenzimmer, Salon, Schreibzimmer, zu der Stelle, an der das Mädchen vorbeikommen musste – den Schuss abfeuern und dann blitzschneller Rückzug.»

Allerdings, mein Freund, können wir bis jetzt nicht einmal sicher sein, wer die Hauptdarsteller in unserem Drama sind. Da wären einmal die ehrbare Ellen und ihr bis jetzt unsichtbarer Gatte. Beide Bewohner des Hauses

und nach unseren Informationen hegen sie möglicherweise einen Groll gegen unsere kleine Mademoiselle. Dann gibt es da noch die unbekanntem Australier im Pförtnerhaus. Und es kann noch andere Personen geben, Freunde und enge Vertraute von Miss Buckley, denen sie keinerlei Misstrauen entgegenbringt und die sie daher folglich auch nicht erwähnt. Ich werde das Gefühl nicht los, Hastings, dass da noch etwas anderes dahintersteckt – etwas uns bis jetzt Unbekanntes. Ich habe da so eine kleine Ahnung, dass Miss Buckley mehr weiß, als sie sagt.»

«Denken Sie, sie hält etwas zurück?»

«Ja.»

«Möglicherweise mit der Absicht, einen gewissen Jemand zu schützen?»

Poirot schüttelte sehr energisch den Kopf. «Nein, nein. Was das betrifft, machte sie einen vollkommen offenen und ehrlichen Eindruck. Ich bin überzeugt davon, sie hat alles gesagt, was ihr zu diesen Angriffen auf ihr Leben einfällt. Aber da ist noch etwas anderes – etwas, wovon sie vielleicht annimmt, es habe gar nichts mit der Sache zu tun. Und ich wüsste zu gern, was dieses Etwas ist. Denn – ich sage das in aller Bescheidenheit – ich bin um einiges intelligenter als eine *petite Mademoiselle* wie sie. Ich, Hercule Poirot, vermag durchaus Zusammenhänge zu erkennen, wo sie für Mademoiselle nicht erkennbar sind. Das könnte mir den gesuchten Hinweis liefern. Denn ich muss Ihnen in schonungsloser Offenheit mitteilen, Hastings, dass ich, wie Sie zu sagen pflegen, in dieser Sache schwimme. Ich tappe im Dunkeln und warte auf einen Schimmer Logik. Es muss etwas geben – einen Faktor geben in diesem Fall, den ich nicht sehe. Was ist es nur? Das beschäftigt mich ununterbrochen. *Qu'est-ce que c'est?*»

«Sie werden es schon herausfinden», munterte ich ihn auf. «Ich darf es nur nicht zu spät herausfinden», lautete seine düstere Antwort.

Fünftes Kapitel

Mr und Mrs Croft

An diesem Abend war im Hotel Tanz. Nick Buckley dinierte mit ihren Freunden im Speisesaal und winkte uns fröhlich zu.

Sie war an diesem Abend in eine scharlachrote Robe aus fließendem Chiffon gehüllt, deren Schleppe elegant am Boden schleifte. Ihr schlanker Hals, ihre weißen Schultern und ihr kleiner, kecker, dunkler Kopf krönten ihre zauberhafte Erscheinung.

«Eine faszinierende kleine Teufelin», bemerkte ich.

«Das genaue Gegenteil von ihrer Freundin, nicht wahr?»

Frederica Rice war ganz in Weiß. Sie bewegte sich mit einer lasziven und gleichzeitig müden Eleganz, Lichtjahre entfernt von Nicks Lebhaftigkeit.

«Sie ist sehr schön», sagte Poirot unvermittelt.

«Wer? Unsere Nick?»

«Nein, ich meine die andere. Ist sie böse? Ist sie gut? Ist sie nur unglücklich? Man kann es unmöglich sagen. Sie bleibt ein Rätsel. Vielleicht steckt am Ende auch gar nichts dahinter. Aber ich sage Ihnen eines, mein Freund, sie ist eine Unruhestifterin.»

«Was meinen Sie damit?», fragte ich gespannt.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

«Sie werden es früher oder später merken. Denken Sie an meine Worte.»

Daraufhin erhob er sich zu meiner Überraschung. Nick tanzte gerade mit George Challenger. Frederica und Lazarus hatten eben aufgehört zu tanzen und wieder an ihrem Tisch Platz genommen. Dann stand Lazarus auf und ging weg. Mrs Rice blieb allein zurück. Poirot ging schnurstracks auf ihren Tisch zu. Ich folgte ihm.

Er war stets sehr direkt und ohne Umschweife.

«Sie erlauben?» Er legte zunächst eine Hand auf die Lehne des Sessels und ließ sich dann elegant hingleiten. «Es ist mir sehr wichtig, mit Ihnen ein paar Worte zu wechseln, während Ihre Freundin auf der Tanzfläche ist.»

«Ja?» Ihre Stimme klang kühl und desinteressiert.

«Madame, ich weiß nicht, ob Ihre Freundin Ihnen davon erzählt hat. Wenn nicht, werde ich es nun tun. Sie befand sich heute in Lebensgefahr.»

Die großen grauen Augen weiteten sich vor Schrecken und Überraschung. Ihre schwarzen Pupillen wurden noch größer als sie ohnehin schon waren.

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Man hat im Garten dieses Hotels auf Miss Buckley geschossen.»

Sie lächelte ganz plötzlich – ein sanftes, ein mitleidiges, ein ungläubiges Lächeln. «Hat Nick Ihnen das erzählt?»

«Nein. Zufällig war ich Augenzeuge. Hier ist die Kugel.» Er hielt sie ihr entgegen und sie wich ein wenig zurück. «Ja, aber dann – dann...»

«Ist es kein Hirngespinnst von Mademoiselle, wie Sie sehen. Dafür bürgе ich. Und es kommt noch besser. In den letzten paar Tagen passierten mehrere seltsame Unfälle. Sie haben sicher davon gehört – oder nein, vielleicht auch nicht. Sie sind erst gestern angekommen, nicht wahr?»

«Ja – gestern.»

«Soviel ich weiß, haben Sie vorher Freunde besucht. In Tavistock.»

«Ja.»

«Ich wüsste zu gerne, Madame, wie diese Freunde heißen.» Sie zog die Augenbrauen hoch.

«Sehen Sie irgendeinen Grund, wieso ich Ihnen das sagen sollte?», fragte sie kühl.

Poirot tat völlig unschuldig und überrascht.

«Tausendmal Vergebung, Madame. Das war höchst unschicklich. Aber da ich selbst auch Freunde in Tavistock habe, bildete ich mir ein, Sie müssten sie auch kennen... Buchanan heißen meine Freunde.»

Mrs Rice schüttelte den Kopf.

«Kommt mir nicht bekannt vor. Ich glaube nicht, dass ich sie getroffen habe.» Ihr Ton war nun relativ herzlich. «Reden wir nicht mehr über irgendwelche langweiligen Leute. Reden wir lieber über Nick. Wer hat auf sie geschossen? Und warum?»

«Wer, weiß ich nicht – jedenfalls bis jetzt nicht», sagte Poirot. «Aber ich werde es herausfinden. Oh ja, und ob ich es herausfinden werde. Ich bin nämlich Detektiv. Mein Name ist Hercule Poirot.»

«Ein sehr berühmter Name.»

«Madame sind zu freundlich.»

Sehr bedächtig fragte sie: «Was soll ich tun?»

Ich glaube, damit hat sie uns beide verblüfft. Das hatten wir weiß Gott nicht erwartet.

«Ich bitte Sie, Madame, auf Ihre Freundin Acht zu geben.»

«Das werde ich tun.»

«Das ist alles.»

Er stand auf, verbeugte sich knapp und wir gingen an unseren eigenen Tisch zurück.

«Poirot», wandte ich ein, «spielen Sie Ihr Blatt nicht zu offen?»

«Was bleibt mir übrig, *mon ami*? Dem Spiel fehlt es an Finesse, ich muss auf Nummer sicher gehen. Ich kann kein Risiko eingehen. Eines hat sich jedoch ganz klar herausgestellt.»

«Und das wäre?»

«Mrs Rice war nicht in Tavistock. Wo war sie? Ich werde es herausfinden. Unmöglich, einem Hercule Poirot Hinweise vorzuenthalten. Sehen Sie nur – der schöne Lazarus ist wieder da. Sie erzählt ihm von uns. Er sieht herüber. Das ist ein ganz Schlauer. Sehen Sie sich nur seine Kopfform an. Ah! Wenn ich nur wüsste...»

«Was denn?», fragte ich, als er Luft holte.

«Was ich am Montag wissen werde», erwiderte er vieldeutig.

Ich sah ihn an, sagte aber nichts. Er seufzte.

«Die Neugier quält Sie nicht mehr, mein Freund. In früheren Zeiten...»

«Bestimmten Vergnügen», entgegnete ich in eisigem Ton, «sollte man besser irgendwann den Rücken kehren.»

«Sie meinen doch nicht etwa...?»

«Dem Vergnügen, zum Beispiel, Fragen nicht zu beantworten.»

«Ah, das ist fast schon boshaft.»

«Treffend bemerkt.»

«Nun gut, gut», murmelte Poirot. «Der große Schweiger, der Lieblingsheld der edwardianischen Romanciers.»

Seine Augen hatten ihr altes Funkeln wieder.

Kurz danach kam Nick an unserem Tisch vorbei. Sie löste sich von ihrem Partner und ließ sich einem bunt gefiederten Vogel gleich bei uns nieder.

«Tanz auf dem Vulkan», sagte sie leichthin.

«Ist das eine neue Erfahrung für Sie, Mademoiselle?»

«Ja, und sie macht viel Spaß.»

Mit einem lässigen Winken war sie wieder weg.

«Ich wünschte, sie hätte das nicht gesagt», sagte ich langsam. «Tanz auf dem Vulkan. Die Vorstellung gefällt mir gar nicht.»

«Ich weiß. Sie kommt der Wahrheit gefährlich nahe. Mut hat sie ja, die Kleine, das muss man ihr lassen. Aber leider ist Courage im Moment nicht gefragt, Vorsicht schon eher – *voilà, ce qu'il nous faut!*»

Der nächste Tag war ein Sonntag. Wir saßen auf der Terrasse vor dem Hotel, es war ungefähr halb zwölf, als Poirot plötzlich aufsprang.

«Kommen Sie, mein Freund. Wir machen ein kleines Experiment. Ich weiß rein zufällig, dass Monsieur Lazarus und Madame einen Ausflug mit dem Auto machen, und Mademoiselle ist auch dabei. Das bedeutet freie Bahn für uns.»

«Frei wofür?»

«Das werden Sie schon sehen.»

Wir stiegen die Stufen hinab und überquerten einen kurzen Grünstreifen in Richtung Meer. Einige Badegäste kamen uns entgegen und gingen lachend und plaudernd an uns vorbei.

Als sie verschwunden waren, ging Poirot zu der Stelle, wo eine kleine, unauffällige Pforte ziemlich rostig in ihren Angeln hing, und auf der in halb verwitterten Buchstaben zu lesen stand: «End House. Privater Durchgang.» Weit und breit war niemand zu sehen. Wir schlüpfen unauffällig hindurch.

In kürzester Zeit standen wir auf dem Rasen vor dem Haus. Kein Mensch war zu sehen. Poirot schlenderte an den Rand der Klippe und sah hinunter. Dann ging er auf das Haus zu. Die Verandafenster standen offen und wir

marschierten direkt ins Wohnzimmer. Poirot vergeudete keine Zeit damit. Er öffnete die Tür und betrat die Halle. Von da aus stieg er die Treppen hinauf, ich in seinem Kielwasser. Er ging geradewegs in Nicks Schlafzimmer – ließ sich auf dem Bettrand nieder und zwinkerte mir zu.

«Sehen Sie, mein Freund, so leicht ist das. Niemand hat uns kommen sehen, und ebenso wenig wird uns jemand gehen sehen. Wir könnten in aller Ruhe jede beliebige Schandtat begehen. So könnten wir beispielsweise den Drahtaufhänger eines Bildes so präparieren, dass es binnen weniger Stunden herunterfallen muss. Und angenommen, es befände sich zufällig jemand vor dem Haus und sähe uns kommen, hätten wir natürlich eine völlig einleuchtende Erklärung parat – vorausgesetzt man kennt uns als Freunde des Hauses.»

«Sie meinen also, ein Unbekannter kommt als Täter nicht infrage?»

«Genau das meine ich, Hastings. Auf alle Fälle steckt hinter all dem kein umherstreunender Verrückter. Wir müssen uns im engeren Familienkreis umsehen.»

Er drehte sich um und ging hinaus. Ich folgte ihm. Keiner sprach ein Wort. Ich glaube, wir beide waren in unserer sorgenvollen Gedanken versunken.

Und dann, an der Biegung der Treppe, blieben wir beide auf einmal stehen. Ein Mann kam die Treppe hinauf.

Er blieb ebenfalls stehen. Sein Gesicht lag im Schatten, aber seine ganze Haltung verriet, dass er völlig überrascht war. Er sprach als Erster und mit lauter und ziemlich gebieterischer Stimme.

«Was zum Teufel suchen Sie hier?»

«Aha!», sagte Poirot. «Monsieur – Croft, nehme ich an?»

«So heiße ich, aber was...»

«Sollen wir nicht in den Salon gehen und uns unterhalten? Ich glaube, das wäre besser.»

Der andere gab den Weg frei, drehte sich um und ging die Treppe hinunter, wir blieben ihm dicht auf den Fersen. Als die Tür des Salons geschlossen war, machte Poirot eine leichte Verbeugung.

«Ich möchte mich vorstellen. Hercule Poirot, zu Ihren Diensten.»

Das Gesicht des anderen hellte sich etwas auf. «Oh», sagte er langsam. «Sie sind dieser Detektiv. Ich habe von Ihnen gelesen.»

«Im St. Loo Herald?»

«Wo? Nein, ich habe über Sie vor langer Zeit in Australien gelesen. Sie sind Franzose, nicht wahr?»

«Belgier. Aber das spielt keine Rolle. Das ist mein Freund Captain Hastings.»

«Erfreut, Sie kennen zu lernen. Aber sagen Sie mal, was geht hier eigentlich vor? Was tun Sie hier? Stimmt etwas nicht?»

«Das kommt darauf an, was Sie «nicht stimmen» nennen.»

Der Australier nickte. Trotz seines kahlen Schädels und seines Alters war er ein ansehnlicher Mann. Er hatte eine gute Figur und ein eher mächtiges Gesicht mit leicht hervorstehendem Unterkiefer – ein grobschlächtiges Gesicht, dachte ich bei mir. Das Auffälligste an ihm war das stechende Blau seiner Augen.

«Sehen Sie», sagte er. «Ich wollte der kleinen Miss Buckley ein paar Tomaten und Gurken von drüben bringen, ihr so genannter Gärtner taugt nichts – stinkfaul – bei ihm gedeiht nichts. Ein bequemer Nichtsnutz. Mutter und ich – also es macht uns richtig wütend, und wir finden, es ist nur recht und billig, sich als Nachbarn auszuheilen! Wir haben viel mehr Tomaten, als wir selbst essen können. Nachbarn sollten wie Kameraden sein, finden Sie nicht? Ich kam wie gewöhnlich durch die Verandatür

und stellte den Korb ab. Ich wollte gerade wieder gehen, als ich oben Schritte und männliche Stimmen hörte. Das kam mir merkwürdig vor. Wir haben es hier nicht gerade oft mit Einbrechern zu tun – aber schließlich ist ja alles möglich. Ich dachte, ich vergewissere mich einmal, ob alles in Ordnung ist. Dann sah ich Sie beide auf der Treppe. Das war eine ganz schöne Überraschung. Und nun erzählen Sie mir, dass Sie ein Erster-Klasse-Detektiv sind. Was soll das alles bedeuten?»

«Es ist alles ganz einfach», lächelte Poirot. «Mademoiselle hatte vergangene Nacht ein ziemlich schlimmes Erlebnis. Das Bild über ihrem Bett fiel herunter. Vielleicht hat Sie Ihnen davon erzählt?»

«Hat sie. Sie ist gerade nochmal davongekommen.»

«Um auf Nummer sicher zu gehen, habe ich ihr versprochen, eine Spezialkette daran anzubringen – muss ich noch mehr sagen? Sie sagte mir, sie geht am Morgen aus, aber ich könne kommen und abmessen, wie viel Kette ich benötigen werde. *Voilà* – so einfach ist das.»

Mit entwaffnend kindlicher Geste streckte er seine Hände aus und lächelte einnehmend.

Croft holte tief Luft. «Das ist alles?»

«Ja – Sie haben sich umsonst Sorgen gemacht. Mein Freund und ich sind äußerst gesetzestreue Bürger.»

«Habe ich Sie nicht bereits gestern gesehen?», sagte Croft langsam. «Genauer gesagt, gestern Abend, als Sie an unserem Häuschen vorbeiging?»

«Oh ja. Sie arbeiteten im Garten und wünschten uns sogar höflich einen guten Abend, als wir vorüberkamen.»

«Stimmt genau. Nun gut. Und Sie sind also der berühmte Monsieur Hercule Poirot. Sagen Sie, haben Sie etwas vor, Monsieur Poirot? Wenn nicht, bitte ich Sie mitzukommen – nach australischer Sitte auf eine Tasse Mor-

gentee – und meine Frau kennen zu lernen. Sie weiß alles über Sie aus den Zeitungen.»

«Das ist überaus freundlich von Ihnen, Mr Croft. Wir haben nichts vor und nehmen Ihre Einladung mit Entzücken an.»

«Das ist großartig.»

«Sie haben die genauen Maße notiert, Hastings?», wandte sich Poirot an mich.

Ich versicherte ihm, dass ich die nötigen Zahlen hätte, und wir gingen gemeinsam mit unserem neuen Freund hinaus.

Croft war geschwätzig, das bemerkten wir bald. Er erzählte uns von seinem Haus in der Nähe von Melbourne, von seinem anfänglich harten Leben, wie er seine Frau kennen lernte, von ihren gemeinsamen Anstrengungen und schließlich von seinem beruflichen und finanziellen Erfolg.

«Wir beschlossen sofort, auf Reisen zu gehen», sagte er. «Wir wollten schon immer die alte Heimat sehen. Nun, das taten wir auch. Wir kamen hierher in diesen Teil der Welt – versuchten ein paar Verwandte meiner Frau aufzuspüren – sie stammen aus dieser Gegend. Aber es ist uns nicht gelungen. Dann fuhren wir auf den Kontinent – Paris, Rom, die oberitalienischen Seen, Florenz – alles, was eben so dazugehört. In Italien gerieten wir in ein Zugunglück. Dabei wurde meine arme Frau schwer verletzt. So grausam kann das Schicksal sein! Wir waren bei den besten Ärzten und immer die gleiche Diagnose – viel Geduld und Zeit – Geduld und liegen. Es handelt sich um eine Rückgratverletzung.»

«Welch ein Unglück!»

«Verflixtes Pech, nicht wahr? Nun, wir konnten nichts tun. Und sie hatte nur noch einen Wunsch – hierher zu kommen. Sie hatte irgendwie das Gefühl, ein eigenes

Häuschen – nur ein ganz kleines – würde alles erträglicher machen. Wir sahen uns eine Menge baufällige Scheunen an und mit etwas Glück fanden wir schließlich dieses hier. Nett und ruhig, ganz für sich gelegen – keine Autos oder Grammophon spielende Nachbarn. Ich habe es sofort genommen.»

Bei diesen Worten waren wir am Pförtnerhaus angekommen. Er ließ ein lautes, herzhaftes «Kui» los, worauf als Antwort ein weiteres «Kui» ertönte.

«Kommen Sie weiter», sagte Mr Croft. Er ging durch die offene Tür, die kurze Treppe hinauf in ein hübsches Schlafzimmer. Dort lag auf dem Sofa eine untersetzte Frau mittleren Alters mit vollem, grauem Haar und einem sehr sanften Lächeln.

«Nun, Mutter, wer glaubst du, könnte das sein?», sagte Mr Croft. «Der weltberühmte Detektiv Mr Hercule Poirot. Ich habe ihn extra für dich auf einen Plausch mitgebracht.»

«Mir fehlen vor Aufregung die Worte!», rief Mrs Croft und schüttelte mit großer Wärme Poirots Hand. «Jawohl, ich habe alles über diese Affäre im *Train Bleu* gelesen. Auch dass Sie sich ganz zufällig im Zug befanden, und eine ganze Menge über Ihre anderen Fälle. Ich meine, seit meinem Unfall habe ich so ziemlich alles an Kriminalromanen gelesen, was es gibt. Nichts vertreibt einem besser die Zeit. Bert, Lieber, Edith soll doch bitte den Tee bringen.»

«Geschieht sofort, Mutter.»

«Unsere Edith ist eine Mischung aus Krankenschwester und Dienstmädchen», erklärte Mrs Croft. «Sie kommt jeden Morgen und macht mich fertig. Sonst brauchen wir keine Dienstboten. Bert ist ein ganz ausgezeichneter Koch und ein guter Wirtschaftler. Das hält ihn auf Trab – das und der Garten.»

«So, da wären wir!», rief Mr Croft mit dröhnender Stimme, als er mit einem Tablett zurückkam. «Hier ist der Tee. Das ist ein großer Tag in unserem Leben, Mutter.»

«Ich nehme an, Sie wohnen hier am Ort, Mr Poirot?», wollte Mrs Croft wissen, während sie sich ein wenig vorbeugte und Tee einschenkte.

«Ah, ja, Madame, ich mache Urlaub.»

«Aber ich habe doch gelesen, Sie hätten sich zurückgezogen – machten sozusagen Dauerurlaub.»

«Aber, Madame, Sie dürfen nicht alles glauben, was in der Zeitung steht.»

«Nun, das stimmt auch wieder. Also betätigen Sie sich doch noch in Ihrem Beruf?»

«Wenn mich ein Fall interessiert.»

«Und Sie sind ganz sicher nicht beruflich hier?», versuchte Mr Croft ganz pfiffig nachzuhaken. «Sich als Urlauber auszugeben könnte ja auch eine wunderbare Tarnung sein.»

«Stelle ihm doch nicht so peinliche Fragen, Bert», wandte Mrs Croft ein. «Dann kommt er nicht wieder. Wir sind einfache Leute, Monsieur Poirot, und mit Ihrem Besuch erweisen Sie uns eine große Ehre – Sie und Ihr Freund. Sie wissen gar nicht, welche Freude Sie uns bereiten.»

Sie war so natürlich und offen in ihrer Begeisterung, dass ich sie sofort ins Herz schloss.

«Das war eine schlimme Sache mit dem Bild», sagte Mr Croft ziemlich unvermittelt.

«Das arme kleine Ding hätte tot sein können», bestätigte Mrs Croft mitfühlend. «Sie ist wie ein Dynamo. Bringt Leben in die Gegend, wenn sie mal da ist. Wie ich hörte, nicht sehr beliebt in der Nachbarschaft. Das ist typisch für diese abgeschotteten englischen Orte. Da hat man wenig übrig für die Vitalität und Fröhlichkeit eines jungen Mädchens. Mich wundert es überhaupt nicht, dass sie so

wenig Zeit hier unten zubringt, und ihr langnasiger Cousin hat weniger Aussicht, sie zum Hierbleiben zu überreden, als – als – nun ich weiß selber nicht, als was.»

«Du sollst nicht klatschen, Milly», wandte ihr Gatte ein.

«Aha!» sagte Poirot. «Daher also weht der Wind. Vertrauen Sie dem Instinkt von Madame! Monsieur Charles Vyse ist also verliebt in unsere kleine Freundin?»

«Er ist ganz närrisch nach ihr», führte Mrs Croft aus. «Aber sie wird niemals einen Landanwalt heiraten. Und ich kann es ihr nicht einmal verübeln. Er ist eben ein komischer Kauz. Ich sähe sie gerne mit dem netten Seemann verheiratet – wie heißt er doch gleich, Challenger. Da kenne ich schlimmere Vernunftchen. Er ist älter als sie, aber was macht das aus? Sie braucht etwas Stabilität in ihrem Leben. Immer nur unterwegs von einem Ort zu anderen, sogar bis auf den Kontinent, ganz allein oder mit dieser seltsam aussehenden Mrs Rice. Sie ist ein liebes Mädchen, Mr Poirot – das weiß ich ganz genau. Aber ich mache mir Sorgen um sie. In letzter Zeit sieht sie nicht gerade glücklich aus. Ich finde, sie hat so etwas Gehetztes an sich. Und das bereitet mir Sorgen! Und ich habe gute Gründe für mein Interesse an dem Mädchen, nicht wahr, Bert?»

Mr Croft erhob sich ziemlich abrupt.

«Überflüssig, davon anzufangen, Milly. Vielleicht möchten Sie einige Schnappschüsse aus Australien sehen, Monsieur Poirot?»

Der restliche Besuch verging ohne besondere Vorkommnisse. Zehn Minuten später verabschiedeten wir uns.

«Nette Leute», bemerkte ich. «So einfach und anspruchslos. Typische Australier.»

«Sie haben Ihnen gefallen?»

«Ihnen nicht?»

«Sie waren sehr nett – sehr freundlich.»

«Also, was ist es dann? Ich merke schon, etwas stimmt nicht.»

«Vielleicht waren sie einen Hauch zu «typisch», sagte Poirot nachdenklich. «Diese «Kui»-Rufe – die Schnappschüsse, die wir unbedingt sehen mussten –, hat da nicht vielleicht jemand seine Rolle zu perfekt gespielt?»

«Was sind Sie doch für ein misstrauischer alter Teufel!»

«Da haben Sie Recht, *mon ami*. Ich misstraue jedem und allem. Und ich habe Angst, Hastings – große Angst.»

Sechstes Kapitel

Besuch bei Mr Vyse

Poirot hielt eisern an seinem kontinentalen Frühstück fest. Mein Anblick, wie ich Eier und Speck verzehrte, verursachte ihm das kalte Grausen – so behauptete er wenigstens immer. Folglich nahm er sein Frühstück – bestehend aus Kaffee und Brötchen – im Bett ein, während es mir frei stand, den Tag mit dem traditionellen englischen Frühstück zu beginnen – mit Speck, Eiern und Orangenmarmelade.

Bevor ich am Montagmorgen nach unten ging, warf ich einen Blick in sein Zimmer. In einen äußerst prächtigen Morgenrock gehüllt, saß er aufrecht im Bett.

«*Bonjour*, Hastings. Ich wollte gerade läuten. Seien Sie doch so freundlich, dafür zu sorgen, dass diese persönliche Nachricht nach End House gebracht und Mademoiselle sofort ausgehändigt wird.»

Ich streckte meine Hand danach aus. Poirot sah mich an und seufzte.

«Wenn Sie nur – wenn Sie doch nur Ihren Scheitel in der Mitte tragen wollten, statt seitlich! Es würde der Symmetrie ihrer Erscheinung so gut tun. Und Ihr Schnurrbart. Wenn Sie schon auf einem Schnurrbart bestehen, dann doch auf einem richtigen – nehmen Sie sich doch ein Beispiel an einem Prachtstück wie dem meinem.»

Bei diesem Gedanken lief es mir kalt den Rücken hinunter und mit festem Griff nahm ich die Botschaft aus Poirots Hand und ging aus dem Zimmer.

Ich hatte mich gerade in unserem Salon wieder zu ihm gesellt, als Miss Buckley gemeldet wurde. Poirot ließ anweisen, man möge sie hinaufschicken.

Sie betrat mit gewohnter Fröhlichkeit den Raum, aber die Ringe unter ihren Augen schienen noch dunkler als sonst. Sie hielt ein Telegramm in der Hand, welches sie Poirot reichte.

«Da», sagte sie. «Hoffentlich sind Sie nun zufrieden.»

Poirot las es laut vor.

«Ankomme heute fünf Uhr dreißig. Maggie.»

«Mein Schutzengel und Kindermädchen!», sagte Nick. «Aber da liegen Sie ganz falsch, wissen Sie. Maggie hat so gut wie keinen Grips. Ja, für praktische Sachen taugt sie wohl. Das wohl, dafür entgeht ihr immer die Pointe in einem Witz. Heimliche Mörder aufzuspüren läge ja sogar Freddie zehnmal mehr. Und erst Jim Lazarus. Ich habe immer das Gefühl, Jim lässt sich nicht gern in die Karten schauen.»

«Und der Commander?»

«Oh, George! Der sieht etwas nur, wenn man es ihm direkt unter die Nase hält. Dann allerdings würde er es jedem zeigen. Ja, wenn es wirklich darauf ankommt, wäre George in seinem Element.»

Mit einer ungestümen Bewegung nahm sie ihren Hut ab und fuhr fort: «Ich habe Anweisung gegeben, den von Ihnen angekündigten Mann hineinzulassen. Es klingt alles so mysteriös. Bringt er ein Diktafon oder so etwas an?»

Poirot schüttelte den Kopf.

«Nein, nein, nichts Wissenschaftliches. Eine kleine, unbedeutende Sache, Mademoiselle. Etwas, dem ich auf den Grund gehen will.»

«Nun gut», sagte Nick. «Das macht alles einen Riesenspaß, nicht wahr?»

«Wirklich, Mademoiselle?», fragte Poirot behutsam.

Sie wandte uns etwa eine Minute lang den Rücken zu und sah aus dem Fenster. Dann drehte sie sich um. Jeglicher tapferer Trotz war aus ihren Zügen gewichen. Ihr Gesicht verzerrte sich in kindlichem Kummer, als sie mit den Tränen kämpfte.

«Nein», sagte sie kleinlaut. «Tut es in Wirklichkeit gar nicht. Ich fürchte mich – ja, ich fürchte mich. Fürchte mich sogar entsetzlich. Und ich habe mich immer für so mutig gehalten.»

«Das sind Sie auch, *mon enfant*, und ob Sie das sind. Hastings und ich, wir bewundern beide Ihre Courage.»

«Ja, das tun wir allerdings», warf ich mit Wärme ein.

«Nein», Nick schüttelte den Kopf. «Ich bin nicht mutig. Es ist – es ist das Warten. Sich ständig Gedanken darüber machen, ob noch etwas passieren wird. Und wie es passieren wird! Und ständig darauf warten, dass es passiert.»

«Ja – diese Anspannung muss Nerven kosten.»

«Letzte Nacht habe ich mein Bett in die Mitte des Zimmers gestellt. Ich habe das Fenster verschlossen und die Tür verriegelt. Als ich heute Morgen hierher kam, habe ich den Umweg über die Straße genommen. Ich habe es nicht fertig gebracht – ich konnte einfach nicht durch den Garten gehen. Es sieht ganz danach aus, als ließen meine Nerven mich plötzlich im Stich. Wieso musste das jetzt auch noch passieren?»

«Was genau meinen Sie damit, Mademoiselle? Das auch noch?»

Es entstand eine kleine Pause, bevor sie antwortete.

«Ich meine nichts Besonderes. Einfach, was in der Zeitung «die Strapaze des modernen Lebens» genannt wird. Ich vermute, die Kombination von zu vielen Cocktails und zu vielen Zigaretten. Ich befinde mich eben nur in einer eigenartigen – ja – Verfassung.»

Sie hatte sich in einen Sessel fallen lassen, und da saß sie nun und ihre zierlichen Finger verknöteten sich nervös ineinander.

«Sie sind nicht ganz offen zu mir, Mademoiselle. Es gibt da noch etwas.»

«Nein, nichts – wirklich nicht.»

«Es gibt etwas, was Sie mir nicht erzählt haben.»

«Ich habe Ihnen alles bis ins kleinste Detail erzählt.»

Sie klang aufrichtig und ehrlich.

«Ja, alles über diese Unfälle – über diese Angriffe auf Sie – das ja.»

«Nun, was denn noch?»

«Aber Sie haben mir nicht alles erzählt, was Ihr Herz bewegt – in Ihrem Leben...»

«Kann man das überhaupt?»

«Ah! Da haben wir's. Sie geben es also zu!», sagte Poirot triumphierend.

Sie schüttelte den Kopf. Er beobachtete sie scharf.

«Womöglich handelt es sich nicht um Ihr eigenes Geheimnis», gab er listig zu bedenken.

Ich glaubte ein kurzes Zucken ihrer Augenlider wahrzunehmen. Aber unmittelbar darauf sprang sie schon wieder auf.

«Wirklich und wahrhaftig, Monsieur Poirot, ich habe Ihnen alles gesagt, was ich über diese dumme Geschichte weiß. Wenn Sie glauben, ich wüsste etwas über jemand anderen oder hätte jemanden im Verdacht, dann täuschen Sie sich. Im Gegenteil, die Tatsache, dass ich niemanden

für verdächtig halte, macht mich verrückt! Ich bin doch kein Narr. Mir ist doch klar, dass diese so genannten «Unfälle», wenn sie keine sind, von jemandem in meiner unmittelbaren Nähe organisiert wurden – von jemandem, der mich kennt. Und genau das ist eine schreckliche Vorstellung. Denn ich habe keinen, auch nicht den blassesten Schimmer, wer dieser Jemand sein könnte.»

Sie ging wieder hinüber zum Fenster und sah hinaus. Poirot machte mir ein Zeichen, zu schweigen. Ich glaube, er hoffte auf irgendwelche Enthüllungen, nun da das Mädchen sich nicht mehr ganz unter Kontrolle hatte.

Als sie wieder sprach, klang ihre Stimme verträumt und beinahe entrückt.

«Wissen Sie, welchen verrückten Wunsch ich schon immer hatte? Ich liebe mein Haus. Schon immer wollte ich hier ein Theaterstück aufführen. Das Haus besitzt eine dramatische Atmosphäre. Vor meinem geistigen Auge habe ich schon viele Stücke hier auf der Bühne gesehen. Und nun ist es so, als ob endlich doch noch ein Drama zur Aufführung käme. Nur stelle ich es nicht auf die Beine, ich bin mittendrin. Ich spiele mit! Womöglich trete ich gleich im ersten Akt ab.»

Ihre Stimme versagte.

«Aber, aber Mademoiselle», Poirots Stimme klang resolut und aufmunternd. «Das hat doch keinen Sinn. Das ist reine Hysterie.»

Sie drehte sich um und betrachtete ihn kritisch.

«Hat Freddie Ihnen gesagt, ich sei hysterisch?», fragte sie. «Sie ist nämlich dieser Ansicht. Aber Sie dürfen nicht alles glauben, was Freddie sagt. Sie müssen wissen, sie ist zeitweilig – nun – nicht ganz sie selbst.»

Es entstand eine Pause, dann stellte Poirot eine komplett irrelevante Frage:

«Sagen Sie, Mademoiselle, hat man Ihnen je ein Angebot für End House gemacht?»

«Sie meinen, ein Kaufgebot?»

«Genau, das meine ich.»

«Nein.»

«Würden Sie bei einem guten Angebot den Verkauf in Erwägung ziehen?» Nick überlegte einen Augenblick.

«Nein, ich glaube nicht. Außer das Angebot wäre derart absurd hoch, dass es sträflich wäre, es abzulehnen.»

«*Précisément.*»

«Ich möchte es aber nicht verkaufen, weil ich es liebe, verstehen Sie?»

«Und ob ich verstehe.»

Nick bewegte sich langsam auf die Tür zu. «Ach, übrigens, heute Abend gibt es ein Feuerwerk. Wollen Sie auch kommen? Dinner um acht, das Feuerwerk beginnt um halb zehn. Vom Garten aus hat man einen herrlichen Blick und sieht über den ganzen Hafen.»

«Ich bin entzückt.»

«Die Einladung gilt natürlich für Sie beide», fügte Nick hinzu. «Vielen Dank», sagte ich.

«Es geht doch nichts über eine Party, um die müden Lebensgeister wieder zu wecken», bemerkte Nick und ging mit einem kleinen Lachen hinaus.

«*Pauvre enfant*», meinte Poirot bedauernd.

Er griff nach seinem Hut und entfernte mit großer Sorgfalt ein unendlich winziges Staubkorn von dessen Krempe.

«Wir gehen aus?», fragte ich.

«*Mais oui*, wir müssen uns um juristische Transaktionen kümmern, *mon ami.*»

«Ach ja, richtig. Ich verstehe.»

«Das war bei jemandem mit Ihren geistigen Fähigkeiten nicht anders zu erwarten, Hastings.»

Die Büroräume der Kanzlei Messr. Vyse, Trevannion & Wynnard lagen in der Hauptstraße. Wir stiegen die Stufen zum ersten Stock hinauf und betraten einen Raum, in dem drei Angestellte eifrig schrieben. Poirot bat darum, zu Mr Vyse vorgelassen zu werden.

Einer der Angestellten murmelte ein paar Worte in einen Telefonapparat und teilte uns nach einer offensichtlich positiven Antwort mit, Mr Vyse würde uns jetzt empfangen. Er führte uns über den Flur, klopfte an eine Tür und trat beiseite, um uns vorzulassen.

Mr Vyse erhob sich zur Begrüßung hinter seinem mächtigen, mit Akten beladenen Schreibtisch. Er war ein hochgewachsener junger Mann, ziemlich blass mit unauffälligen Gesichtszügen. Sein Haar lichtete sich bereits an den Schläfen und er trug eine Brille. Er wirkte insgesamt etwas farblos und undefinierbar.

Poirot hatte sich auf den Besuch vorbereitet. Glücklicherweise hatte er einen noch nicht unterzeichneten Vertrag bei sich, bei dem ihm einige technische Einzelheiten unklar seien und wozu er daher gerne Mr Vyses Rat hören würde.

Dank Mr Vyses umsichtigen und kompetenten Ausführungen waren Poirots erfundene Zweifel schnell aus dem Weg geräumt und die sprachlichen Unklarheiten beseitigt.

«Ich bin Ihnen sehr verbunden», murmelte Poirot. «Sie müssen wissen, als Ausländer empfinde ich diese juristischen Angelegenheiten und Formulierungen als besonders schwierig.»

Da erst fragte Mr Vyse, wer ihn Poirot empfohlen hatte.

«Ihre Cousine, Miss Buckley», reagierte Poirot sofort, «oder ist sie das nicht? Eine höchst charmante junge Da-

me. Ich erwähnte ihr gegenüber zufällig etwas über meine Ratlosigkeit, worauf sie mir empfahl, Sie aufzusuchen. Ich versuchte das am Samstagmorgen – ungefähr gegen halb eins –, aber da waren Sie wohl ausgegangen.»

«Oh ja, ich erinnere mich. Am Samstag verließ ich die Kanzlei recht frühzeitig.»

«Fühlt sich Ihre Cousine, die kleine Mademoiselle, in dem großen Haus nicht sehr einsam? Sie lebt dort ganz allein, wenn ich richtig verstanden habe.»

«Das ist zutreffend.»

«Sagen Sie mir, Mr Vyse, wenn ich mir die Frage gestatten darf: Sehen Sie eine Möglichkeit, dass dieser Besitz auf dem Markt auftaucht?»

«Nicht die geringste, würde ich sagen.»

«Sie müssen wissen, ich stelle die Frage nicht einfach so. Ich habe einen Grund dafür. Ich selbst suche nämlich genau so einen Besitz. Das Klima von St. Loo bekommt mir vorzüglich. Zwar ist das Haus anscheinend sehr reparaturbedürftig, aber so weit ich weiß, hat man bis jetzt für seine Instandhaltung nicht gerade viel investiert. Ist es unter diesen Umständen nicht doch möglich, dass Mademoiselle ein Angebot in Betracht ziehen würde?»

«Da besteht nicht die geringste Aussicht.» Charles Vyse schüttelte mit größter Entschiedenheit den Kopf. «Meine Cousine hängt bedingungslos an dem Haus. Ich weiß genau, dass nichts auf der Welt sie dazu bringen könnte, zu verkaufen. Es handelt sich um Familienbesitz, verstehen Sie.»

«Ich verstehe das, aber...»

«Ein Verkauf käme niemals infrage. Ich kenne meine Cousine. Sie liebt das Haus abgöttisch.»

Ein paar Minuten später befanden wir uns wieder auf der Straße.

«Nun, mein Freund», sagte Poirot. «Welchen Eindruck hat dieser Mr Charles Vyse denn nun auf Sie gemacht?»

Ich überlegte. «Einen sehr negativen», sagte ich schließlich. «Er wirkte irgendwie unangenehm.»

«Ihrer Einschätzung nach keine sehr starke Persönlichkeit?»

«Wahrhaftig nicht. Genau der Typ Mensch, an den man sich beim nächsten Zusammentreffen nicht mehr erinnern kann. Eine mittelmäßige Persönlichkeit.»

«Sein Aussehen ist ganz sicher nicht besonders eindrucksvoll. Ist Ihnen während unserer Unterhaltung irgendeine Diskrepanz in seinem Verhalten aufgefallen?»

«Oh ja», sagte ich langsam. «Und zwar in Bezug auf den Verkauf von End House.»

«Exakt. Würden Sie Mademoiselles Gefühle für ihr Haus als «abgöttische Liebe» bezeichnen?»

«Das ist eine sehr drastische Formulierung.»

«Allerdings – und Mr Vyse benutzt drastische Formulierungen ganz sicher äußerst selten. Normalerweise neigt er wohl dazu – schon aus beruflichen Gründen –, die Dinge eher nicht zu überschätzen. Und doch sagt er, Mademoiselle empfinde eine fanatische Verbundenheit zu dem Sitz ihrer Vorfahren.»

«Heute Morgen machte sie nicht diesen Eindruck», warf ich ein. «Ich fand, sie hat sehr vernünftig darüber gesprochen. Ganz eindeutig mag sie das Haus – das würde jeder andere an ihrer Stelle auch –, aber sicher nichts darüber hinaus.»

«Folglich lügt einer von beiden», meinte Poirot nachdenklich.

«Man würde Vyse kaum eine Lüge unterstellen.»

«Äußerst vorteilhaft für ihn, besonders wenn er einmal dazu genötigt wäre», bemerkte Poirot. «Ja, er ist ein wenig

wie George Washington. Ist Ihnen noch etwas aufgefallen?»

«Was denn?»

«Am Samstag um halb eins war er nicht in seinem Büro.»

Siebttes Kapitel

Tragödie

Die erste Person, die uns an diesem Abend in End House über den Weg lief, war Nick. Sie wirbelte in einem wundervollen, mit Drachen bestickten Kimono durch die Eingangshalle.

«Ach, Sie sind es bloß!»

«Mademoiselle, ich bin untröstlich!»

«Ich weiß. Das war mehr als unhöflich von mir. Aber sehen Sie, ich warte nämlich auf mein Kleid. Dabei hat mir der abscheuliche Salon hoch und heilig versprochen, es pünktlich zu liefern.»

«Oh, Kummer wegen der Abendtoilette verstehe ich gut! Heute Abend soll ein Ball stattfinden, nicht wahr?»

«Oh ja. Wir gehen alle hin nach dem Feuerwerk. Das heißt, das nehme ich doch an.»

Ihre Stimme klang plötzlich ein wenig niedergeschlagen. Im nächsten Augenblick lachte sie schon wieder.

«Niemals aufgeben! Das ist mein Motto. Denk nicht an Unglück, dann passiert dir auch keins! Heute Abend sind meine Nerven wieder in Ordnung. Ich werde fröhlich sein und mich amüsieren.»

Man hörte Schritte auf der Treppe. Nick wandte sich um.

«Oh, da ist ja Maggie. Maggie, hier sind die Spürnasen, die mich vor dem unbekanntem Mörder beschützen. Füh-

re sie doch ins Wohnzimmer und lasse dich von ihnen ins rechte Bild setzen.»

Poirot und ich schüttelten nacheinander Maggie Buckley die Hand, und wie vorgeschlagen führte sie uns in den Salon. Sie machte auf Anhieb einen positiven Eindruck auf mich.

Besonders anziehend fand ich ihre vernünftige Gelassenheit. Ein ruhiges Mädchen, auf altmodische Art hübsch – ganz sicher nicht mondän. Ihr Gesicht war völlig ungeschminkt und sie trug ein schwarzes, eher ein wenig schäbiges Abendkleid. Ihre blauen Augen blickten uns offen an, als sie mit angenehmer Stimme etwas bedächtig zu sprechen begann.

«Nick hat mir die erstaunlichsten Sachen erzählt», sagte sie. «Aber das ist doch sicher alles übertrieben, oder? Wer könnte Nick etwas antun wollen? Sie hat auf der ganzen Welt keine Feinde.»

In ihrer Stimme schwang große Ungläubigkeit mit. Die Art, wie sie Poirot musterte, war wenig schmeichelhaft. Mir wurde klar, dass Ausländer für eine junge Dame wie Maggie Buckley grundsätzlich etwas Verdächtiges an sich haben mussten.

«Und dennoch versichere ich Ihnen, Miss Buckley, ist es die Wahrheit», sagte Poirot ruhig.

Sie erwiderte nichts, blickte jedoch noch immer ungläubig drein.

«Nick benimmt sich ziemlich seltsam heute Abend», bemerkte sie. «Ich weiß nicht, was mit ihr los ist. Sie scheint in einer besonders wilden Stimmung zu sein.»

Bei dem Wort, das sie für seltsam benutzte – den schottischen Ausdruck *fey* – lief es mir kalt den Rücken herunter. Außerdem hatte etwas in ihrem Tonfall meine Neugier geweckt.

«Sind Sie Schottin, Miss Buckley?», fragte ich ganz übergangslos.

«Meine Mutter stammt aus Schottland», erklärte sie.

Mir fiel auf, dass sie mich mit größerem Wohlwollen betrachtete als Poirot. Ich hatte das Gefühl, dass meine Darstellung des Falls sie mehr überzeugen würde als die Poirots.

«Ihre Cousine verhält sich sehr tapfer», sagte ich. «Sie ist fest entschlossen, einfach weiterzumachen, als sei nichts geschehen.»

«Das ist doch auch das einzig Richtige, oder?», entgegnete Maggie. «Ich finde, es hat keinen Sinn, viel Wind um seine Gefühle zu machen – ganz gleich wie sie aussehen. Das ist nur peinlich für die anderen.» Sie machte eine Pause und fuhr mit weicher Stimme fort: «Ich mag Nick sehr. Sie war immer gut zu mir.»

Unser Gespräch wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblick schwebte Frederica Rice in den Raum. Sie trug eine Abendrobe in dem Blau, das mittelalterliche Madonnen oft tragen, und sah darin sehr zerbrechlich und zart aus. Bald darauf folgte Lazarus und dann tänzelte Nick herein. Sie trug ein schwarzes Kleid und als Farbtupfer einen wunderschönen alten chinesischen Schal in lebhaftem Lackrot.

«Hallo, Leute», sagte sie. «Cocktails gefällig?»

Wir nahmen alle dankend an und Lazarus erhob sein Glas auf ihr Wohl.

«Das ist ein hinreißender Schal, Nick», sagte er. «Er muss sehr alt sein.»

«Ja, mein Ur-Ur-Urgroßonkel Timothy hat ihn von einer seiner Reisen mitgebracht.»

«Ein Schmuckstück – ein echtes Schmuckstück. So etwas gibt es kein zweites Mal.»

«Er wärmt sogar», meinte Nick. «Das ist praktisch während des Feuerwerks. Und er ist schön bunt – ich hasse Schwarz.»

«Ja», sagte Frederica. «Ich glaube, ich habe dich noch nie in Schwarz gesehen, Nick. Wieso gerade heute?»

«Ach, ich weiß auch nicht.» Das Mädchen wischte die Frage mit einer eleganten Geste beiseite, aber mir war ein seltsames, ja schmerzliches Kräuseln ihrer Lippen nicht entgangen. «Warum tut man überhaupt etwas?»

Wir gingen zu Tisch. Ein ominöser Hausdiener war plötzlich da – vermutlich für diesen Abend engagiert. Das Essen war mittelmäßig, der Champagner ausgezeichnet.

«George ist noch nicht aufgetaucht», sagte Nick. «Äußerst lästig, dass er gestern nach Plymouth zurück musste. Ich nehme an, er kommt im Laufe des Abends nach. Sicherlich rechtzeitig für den Ball. Ich habe einen Partner für Maggie aufgetan. Ganz ansehnlich, wenn auch nicht gerade brennend interessant.»

Ein fernes Dröhnen klang durch das Fenster.

«Ach, dieses verflixte Rennboot», klagte Lazarus. «Ich habe es wirklich satt.»

«Das ist kein Rennboot», entgegnete Nick. «Das ist ein Wasserflugzeug.»

«Ich glaube, du hast Recht.»

«Natürlich habe ich Recht. Das hört man doch.»

«Wann wirst du dir endlich dein Traummodell, die Motte anschaffen, Nick?»

«Sobald ich das Geld aufbringen kann», lachte Nick.

«Und dann machst du dich vermutlich auf und davon nach Australien, wie dieses Mädchen, wie war doch gleich ihr Name?»

«Das täte ich liebend gern...»

«Ich bewundere sie unendlich», sagte Mrs Rice mit ihrer müden Stimme. «Welcher Schneid! Und alles ganz auf sich gestellt.»

«Ich bewundere sie alle, diese Flieger», sagte Lazarus. «Hätte Michael Seton seinen Flug um die Welt erfolgreich beendet, wäre er der Held des Tages – und das mit Recht. Es ist jammerschade, dass er so ein Pech hatte. England kann es sich eigentlich nicht leisten, Männer seines Kalibers einzubüßen.»

«Vielleicht ist er ja noch am Leben», sagte Nick.

«Wohl kaum. Die Chancen stehen mittlerweile eins zu tausend. Armer toller Seton.»

«Man nannte ihn immer schon den tolleren Seton, nicht wahr?», fragte Frederica. Lazarus nickte.

«Er stammt ja auch aus einer ziemlich verrückten Familie», erläuterte er. «Sein Onkel, Sir Matthew Seton – er starb vor ungefähr einer Woche – war doch verrückt für drei.»

«War das der verrückte Millionär mit den Vogelschutzgebieten?», wollte Frederica wissen.

«Genau der. Kaufte eine Insel nach der anderen auf. Er war ein Frauenhasser. Ein Mädchen muss ihm einmal übel mitgespielt haben und danach suchte er Trost in der Naturkunde.»

«Wieso sagst du, Michael Seton sei tot?», hakte Nick beharrlich nach. «Ich sehe keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben – noch nicht.»

«Ach so, ich vergaß, du kennst ihn ja», sagte Lazarus.

«Freddie und ich lernten ihn letztes Jahr in Le Touquet kennen», erklärte Nick. «Er war einfach fabelhaft, nicht wahr Freddie?»

«Mich darfst du da nicht fragen, Darling. Er war deine Eroberung, nicht meine. Er nahm dich einmal mit in die Luft, nicht wahr?»

«Ja – in Scarborough. Es war einfach zu schön, um wahr zu sein.»

«Wie steht es mit Ihrer Flugerfahrung, Captain Hastings?», erkundigte sich Maggie in höflichem Konversationsston.

Ich musste gestehen, dass sich meine gesamte Erfahrung in puncto Luftfahrt in einem Flug nach Paris und zurück erschöpfte.

Plötzlich sprang Nick mit einem Aufschrei auf.

«Das ist das Telefon. Wartet nicht auf mich. Es ist schon spät. Und ich habe eine Menge Leute eingeladen.»

Sie ging aus dem Zimmer. Ich sah auf die Uhr. Es war erst neun Uhr. Das Dessert wurde aufgetragen und Portwein gereicht. Poirot und Lazarus unterhielten sich über Kunst. Lazarus sagte, dass Gemälde im Moment die reinsten Ladenhüter seien. Anschließend unterhielten sie sich über Innenarchitektur.

Ich tat meiner Pflicht Genüge und unterhielt mich mit Maggie Buckley. Allerdings muss ich zugeben, dass es sich dabei um ein zähes Unterfangen handelte. Sie antwortete zwar nett und freundlich, aber ohne je den Ball zurückzuwerfen. Es war die reinste Sisyphusarbeit.

Frederica Rice saß träumerisch und schweigend da. Sie hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und der Rauch ihrer Zigarette kräuselte sich um ihren blonden Kopf wie ein Heiligenschein, was ihr das Aussehen eines in Meditation versunkenen Engels verlieh.

Genau zwanzig Minuten nach neun streckte Nick ihren Kopf ins Zimmer.

«Raus mit euch allen! Bitte zwei und zwei aufstellen!»

Gehorsam standen wir auf. Nick begrüßte geschäftig die Neuankömmlinge. Sie hatte ungefähr ein Dutzend Gäste eingeladen. Die meisten schienen relativ langweilig. Mir fiel auf, wie gut Nick ihre Rolle als Gastgeberin spiel-

te. Sie gab sich nur wenig mondän und hieß jeden auf eine eher altmodische Art willkommen. Unter den Gästen bemerkte ich auch Charles Vyse.

Schon bald gingen wir alle hinaus in den Garten, von wo man sowohl das Meer als auch den Hafen sehen konnte. Für die älteren Gäste hatte man ein paar Stühle bereitgestellt, aber die meisten blieben stehen. Die erste Rakete flog in den Himmel.

In diesem Augenblick vernahm ich eine laute, wohl bekannte Stimme und als ich mich umwandte, sah ich Nick Mr Croft begrüßen.

«Zu schade, dass Mrs Croft nicht auch hier sein kann», sagte sie gerade. «Wir hätten sie irgendwie herbringen sollen.»

«Mutter hat schon arges Pech. Aber sie klagt nie – diese Frau ist einfach von Natur aus ein Engel – Ha! Da, eine besonders gelungene.» Das galt dem üppigen Goldregen am Himmel.

Es war eine dunkle Nacht – der Mond war nicht zu sehen –, der neue Mond würde erst in drei Tagen aufgehen. Und wie an den meisten Sommerabenden war es recht kühl. Maggie Buckley, die neben mir stand, fröstelte.

«Ich laufe nur schnell hinein und hole mir einen Mantel», murmelte sie.

«Das kann ich doch tun.»

«Nein, Sie wissen ja nicht, wo er ist.»

Sie wandte sich in Richtung Haus. In diesem Augenblick ertönte Frederica Rice' Stimme:

«Oh, Maggie, bringe mir meinen doch bitte auch mit. Er ist in meinem Zimmer.»

«Das hat sie nicht gehört», sagte Nick. «Ich hol ihn dir, Freddie. Ich möchte meinen Pelz – dieser Schal reicht bei weitem nicht. Das muss am Wind liegen.»

Und in der Tat wehte vom Meer her eine steife Brise.

Einige Raketen gingen am Kai nieder. Eine ältere Dame neben mir verwickelte mich in eine Unterhaltung und unterzog mich erbarmungslos ihrem ganzen Fragenkatalog – über das Leben, meine Karriere, meine Vorlieben und über die voraussichtliche Dauer meines Aufenthalts.

Peng! Eine Flut grüner Sterne ergoss sich über den Himmel. Sie änderten ihre Farbe erst in Blau, dann in Rot und zuletzt in Silber.

Noch ein Knall und noch einer.

«Erst sagen alle ‹Oh› und dann ‹Ah!›», vernahm ich Poirot plötzlich ganz nahe an meinem Ohr. «Und schließlich wird das Ganze eintönig, finden Sie nicht? Brrr! Das Gras ist feucht, man holt sich kalte Füße. Ich werde dafür büßen – mit einer Erkältung. Und weit und breit kein vernünftiger Kräutertee!»

«Eine Erkältung? In einer lauen Nacht wie dieser?»

«In einer lauen Nacht! Eine schöne laue Nacht! Das sagen Sie nur, weil es nicht wie aus Kannen schüttet. Immer wenn es nicht regnet, ist es gleich eine herrlich laue Nacht. Aber ich sage Ihnen, mein Freund, wenn wir auch nur ein kleines Thermometer hätten, würden Sie stauen.»

«Nun», lenkte ich ein, «selbst ich könnte jetzt einen Mantel vertragen.»

«Das ist sehr vernünftig von Ihnen, besonders wo Sie jetzt ein warmes Klima gewohnt sind.»

«Ich bringe Ihren Mantel mit.»

Wie eine Katze hob Poirot erst einen, dann den anderen Fuß.

«Es sind die nassen Füße, die ich fürchte. Denken Sie, es besteht die Möglichkeit, ein Paar Galoschen zu ergattern?»

Ich musste ein Lächeln unterdrücken.

«Nicht die geringste», sagte ich. «Wissen Sie Poirot, die trägt man längst nicht mehr.»

«Dann werde ich mich ins Haus begeben», erklärte er. «Eine Knallerei à la Guy Fawkes ist mir doch keinen Rheumatismus wert. Oder womöglich eine Lungenentzündung.»

Poirot murmelte immer noch ärgerlich vor sich hin, als wir unsere Schritte in Richtung Haus lenkten. Vom Kai unten drang lautes Klatschen hinauf zu uns, das einem prächtigen Bild am Himmel galt – ich glaube, es war ein Schiff mit dem Schriftzug «Willkommen unseren Gästen».

«Im Herzen sind wir doch alle Kinder», philosophierte Poirot gedankenverloren. «*Les Feux d'Artifices*, die Partys, die Ballspiele – ja und sogar der Zauberer, der selbst das wachsamste Auge zu täuschen vermag – *mais qu'est-ce que vous avez?*»

Ich hatte ihn am Arm gepackt und hielt ihn mit meiner einen Hand umklammert, während ich mit der anderen auf den Rasen zeigte.

Wir befanden uns etwa hundert Meter vom Haus entfernt und genau vor uns, zwischen uns und der offenen Verandatür lag auf dem Rasen eine zusammengekrümmte Gestalt in einem scharlachroten chinesischen Schal...

«*Mon Dieu!*», flüsterte Poirot. «*Mon Dieu...*»

Achtes Kapitel

Der verhängnisvolle Schal

Starr vor Entsetzen und regungslos verharrten wir höchstens ein paar Sekunden, die uns jedoch wie eine Stunde vorkamen. Dann schüttelte Poirot meine Hand ab und tat einen Schritt vorwärts. Seine Bewegungen waren steif und völlig mechanisch.

«Es ist passiert», murmelte er und ich vermag kaum die qualvolle Bitterkeit beschreiben, die in seiner Stimme lag. «Trotz allem – trotz meiner Vorkehrungen ist es passiert. Ach, was bin ich doch für ein miserabler Kriminaler. Warum habe ich sie nicht besser beschützt? Ich hätte es vorhersehen müssen. Keinen Augenblick hätte ich von ihrer Seite weichen sollen.»

«Sie dürfen sich nicht die Schuld geben», sagte ich. Meine Zunge klebte am Gaumen, und nur mit Mühe vermochte ich die Worte zu artikulieren.

Poirot reagierte nur mit einem bedauernden Kopfschütteln. Er kniete neben dem Körper nieder.

Und in diesem Moment erlitten wir einen zweiten Schock. Denn da hörten wir Nicks Stimme, klar und fröhlich, und einen Augenblick später erschien im Türrahmen Nicks Silhouette, die sich gegen den erleuchteten Raum hinter ihr abhob.

«Entschuldige Maggie, dass es so lange gedauert hat», sagte sie. «Aber...»

Sie brach ab und starrte auf die Szenerie vor ihr.

Mit einem scharfen Aufschrei drehte Poirot den Körper auf dem Rasen um, und ich drängte nach vorn, um zu sehen, wer es war.

Ich blickte in das leblose Antlitz von Maggie Buckley.

In der nächsten Sekunde war Nick bei uns. Sie stieß einen schrillen Schrei aus.

«Maggie – oh Maggie – es kann – es kann doch nicht...»

Poirot war noch immer damit beschäftigt, den Körper des Mädchens zu untersuchen. Schließlich richtete er sich langsam wieder auf.

«Ist sie...» Nicks Stimme brach ab.

«Ja, Mademoiselle. Sie ist tot.»

«Aber warum? Warum nur? Wer hätte sie denn nur töten wollen?»

Poirots Antwort kam schnell und entschieden.

«Nicht Maggie sollte getötet werden, Mademoiselle! Sondern Sie! Der Schal war irreführend.»

Nick entfuhr ein entsetzlicher Schrei.

«Warum konnte ich es nicht sein?», klagte sie. «Oh Gott, warum nicht ich? Es wäre mir viel lieber. Ich will nicht mehr leben – jetzt nicht mehr. Ich würde glücklich – bereitwillig, ja glücklich sterben.»

Mit einer hilflosen und wilden Geste warf sie ihre Arme in die Luft und schwankte dann ein wenig. Schnell legte ich einen Arm um sie, um sie zu stützen.

«Bringen Sie sie ins Haus, Hastings», sagte Poirot. «Und verständigen Sie die Polizei.»

«Die Polizei?»

«*Mais oui!* Sagen Sie, es sei jemand erschossen worden. Und danach kümmern Sie sich um Mademoiselle Nick. Lassen Sie sie unter gar keinen Umständen allein.»

Ich nickte zustimmend zu seinen Anweisungen und mit dem halb bewusstlosen Mädchen an meinem Arm begab ich mich durch die Verandatür in den Salon. Ich legte das Mädchen auf das Sofa, schob ein Kissen unter ihren Kopf und eilte dann hinaus in die Halle auf der Suche nach dem Telefon.

Ich stieß einen erstaunten Schrei aus, als ich dabei beinahe Ellen umgerannt hätte. Sie stand da, und auf ihrem freundlichen, ehrbaren Gesicht lag ein höchst seltsamer Ausdruck. Die Augen glänzten, und ihre Zunge fuhr immer wieder über die trockenen Lippen. Ihre Hände zitterten wie vor Aufregung. Sobald sie mich sah, begann sie zu sprechen.

«Ist – ist irgendetwas geschehen, Sir?»

«Ja», sagte ich kurz angebunden. «Wo ist das Telefon?»

«Stimmt – stimmt etwas nicht, Sir?»

«Es hat einen Unfall gegeben», antwortete ich ausweichend. «Jemand ist verletzt. Ich muss telefonieren.»

«Wer ist verletzt worden, Sir?» Sie machte ein ausgesprochen begieriges Gesicht. «Miss Buckley. Miss Maggie Buckley.»

«Miss Maggie? Miss Maggie? Sind Sie sicher, Sir – ich meine, sind Sie da ganz sicher, dass es – dass es Miss Maggie ist?»

«Ich bin ganz sicher», sagte ich. «Wieso?»

«Oh, nur so. Ich – ich dachte, es könnte sich um eine der anderen Damen handeln. Ich dachte, es wäre vielleicht – Mrs Rice.»

«Jetzt hören Sie», sagte ich, «wo ist das Telefon?»

«Es ist in dem kleinen Zimmer hier, Sir.» Sie öffnete die Tür für mich und wies auf den Apparat.

«Danke», sagte ich. Und als sie keinerlei Anstalten machte zu gehen, fügte ich hinzu: «Das ist alles, danke.»

«Wenn Sie Doktor Graham anrufen wollen...»

«Nein, nein», sagte ich. «Das wäre dann alles. Gehen Sie jetzt, bitte.»

Sie zog sich nur zögernd zurück und so langsam, wie sie es nur wagte. Mit größter Wahrscheinlichkeit würde sie an der Tür horchen, aber das konnte ich nun einmal nicht verhindern. Schließlich würde sie sowieso bald alles erfahren.

Ich erreichte das Polizeirevier und machte meine Meldung. Dann rief ich aus eigenem Antrieb den von Ellen erwähnten Doktor Graham an. Seine Nummer fand ich im Buch. Ich hatte das Gefühl, Nick sollte auf alle Fälle ärztliche Hilfe erhalten – obwohl ein Arzt wenig für das arme Ding da draußen auf dem Gras tun konnte. Er versprach jedenfalls, sofort vorbeizukommen, und ich hängte den Hörer ein und ging wieder hinaus in die Halle.

Falls Ellen vor der Tür gelauscht hatte, war es ihr jedenfalls gelungen, blitzschnell zu verschwinden. Weit und breit keine Menschenseele, als ich hinaustrat. Ich ging in den Salon zurück. Nick versuchte sich aufzusetzen.

«Glauben Sie – könnten Sie – mir einen Brandy bringen?»

«Selbstverständlich.»

Ich eilte ins Esszimmer und kehrte mit dem Gewünschten zurück. Ein paar Schlucke des geistigen Getränks taten den Lebensgeistern des Mädchens gut. Die Farbe kehrte langsam in ihre Wangen zurück. Ich schüttelte ihr die Kissen neu auf.

«Es ist alles – so schrecklich.» Sie schauderte. «Alles – um mich herum.»

«Ich weiß, meine Liebe, ich weiß.»

«Nein, Sie wissen nichts. Das können Sie ja gar nicht. Und alles ist so unsinnig. Wenn es doch mich getroffen hätte, dann wäre jetzt alles vorbei.»

«Sie dürfen jetzt nicht so unvernünftig sein.»

Sie schüttelte jedoch nur den Kopf und wiederholte:
«Sie haben keine Ahnung! Keine Ahnung!»

Dann begann sie plötzlich zu weinen. Es war ein gleichmäßiges, hoffnungsloses Schluchzen wie bei einem Kind. Ich dachte, es sei vielleicht das Beste für sie und machte daher keinen Versuch, ihre Tränen einzudämmen.

Als sie etwas weniger heftig flossen, begab ich mich verstellen ans Fenster und sah hinaus. Ein paar Minuten zuvor hatte ich den Lärm mehrerer Stimmen gehört. Alle waren sie nun da und bildeten einen Halbkreis um den Schauplatz der Tragödie. Poirot, einem bizarren Wachtposten gleich, hielt sie auf Abstand.

Als ich hinausblickte, kamen zwei Uniformierte über den Rasen. Die Polizei war da.

Ruhig nahm ich meinen Platz am Sofa wieder ein. Nick schaute mit tränenüberströmtem Gesicht auf.

«Sollte ich nicht irgendetwas tun?»

«Nein, meine Liebe. Darum kümmert sich Poirot. Überlassen Sie das nur ihm.»

Nick schwieg eine oder zwei Minuten, dann sagte sie:
«Arme Maggie. Arme gute Maggie. So ein feiner Kerl, konnte keiner Fliege etwas zu Leide tun. Und ausgerechnet ihr muss das passieren. Ich habe das Gefühl, ich habe sie umgebracht – weil ich sie hierher gelockt habe.»

Ich schüttelte traurig den Kopf. Es ist unmöglich, die Dinge vorauszusehen. Als Poirot darauf bestand, Nick solle eine Freundin einladen, hatte er mit keinem Gedanken daran gedacht, dass er damit das Todesurteil einer Unbekannten unterzeichnete.

Schweigend saßen wir da. Ich wollte zu gerne wissen, was draußen vorging, aber ich folgte tapfer Poirots Anweisungen und hielt die Stellung.

Mir schien es Stunden später, als sich die Tür öffnete und Poirot und ein Polizeiinspektor den Raum betraten. Bei ihnen befand sich ein weiterer Mann, offenbar Dr. Graham. Er wandte sich sofort an Nick.

«Und wie fühlen Sie sich, Miss Buckley? Es muss ein furchtbarer Schock für Sie gewesen sein.» Er fühlte ihren Puls.

«Nicht so schlimm.»

Er wandte sich an mich.

«Hat man ihr etwas gegeben?»

«Einen Brandy», sagte ich.

«Es geht mir gut», sagte Nick tapfer.

«In der Lage, ein paar Fragen zu beantworten?»

«Selbstverständlich.»

Mit einem verlegenen Hüsteln tat der Inspektor einen Schritt nach vorn. Nick begrüßte ihn mit einem glanzlosen Lächeln.

«Diesmal geht es nicht um Verkehrsbehinderung?»

Dem entnahm ich, dass die beiden sich bereits kannten.

«Eine schreckliche Sache, Miss Buckley», sagte der Inspektor. «Es tut mir sehr leid. Nun hat Mr Poirot hier, dessen Name mir wohl bekannt ist (und dessen Anwesenheit uns ohne Zweifel mit Stolz erfüllt), mir glaubhaft versichert, man habe neulich morgen auf dem Grundstück des Hotels *Majestic* auf Sie geschossen.»

Nick nickte.

«Ich hielt es einfach für eine Wespe», erklärte sie. «Aber da lag ich wohl falsch.»

«Und davor passierten Ihnen einige ziemlich verdächtige Unfälle?»

«Ja – jedenfalls seltsam, dass sie sich so kurz hintereinander ereigneten.»

Sie gab eine kurze Zusammenfassung der Vorfälle. «Aha. Wie kommt es, dass Ihre Cousine heute Abend Ihren Schal trug?»

«Nun, wir gingen hinein, um ihren Mantel zu holen – es war ziemlich kühl draußen beim Feuerwerk. Ich warf den Schal auf das Sofa hier. Dann ging ich hinauf und zog den Mantel an, den ich jetzt trage – den leichten Nutria. Ich holte auch noch einen Umhang für meine Freundin Mrs Rice aus deren Zimmer. Der liegt jetzt dort beim Fenster auf dem Boden. Dann rief Maggie, sie könne ihren Mantel nicht finden. Ich sagte, er müsse dann wohl unten sein. Sie ging hinunter und rief hinauf, sie könne ihn noch immer nicht finden. Darauf sagte ich, sie müsse ihn wohl im Auto vergessen haben – es handelt sich um einen Tweedmantel – sie besitzt keinen Abendpelz – und schließlich schlug ich vor, ich würde ihr etwas von mir mit nach unten bringen. Aber sie sagte, es sei nicht nötig – sie würde meinen Schal nehmen, wenn ich ihn nicht brauche. Ich sagte, natürlich könne sie das tun, war aber besorgt, ob er genügend warm sei. Und sie sagte, oh ja, unbedingt, denn schließlich komme sie ja aus Yorkshire. Hauptsache, sie hätte irgendetwas zum Umnehmen. Damit war ich einverstanden und sagte, ich sei in einer Minute unten. Als ich – als ich in den Garten kam...» Ihre Stimme versagte.

«Jetzt regen Sie sich nicht mehr auf, Miss Buckley. Sagen Sie mir lediglich, ob Sie einen – oder gar zwei – Schüsse gehört haben?»

Nick schüttelte den Kopf.

«Nein – nur das Krachen der Raketen und der Knallfrösche.»

«Das wäre dann alles», sagte der Inspektor. «Kein Mensch hätte bei diesem ganzen Lärm einen Schuss gehört. Ich nehme an, es hat keinen Sinn, Sie zu fragen, ob

Sie eine Ahnung haben, wer hinter diesen Attacken gegen Sie stecken könnte?»

«Ich habe nicht die blasseste Ahnung», sagte Nick. «Ich kann es mir einfach nicht vorstellen.»

«Und wie sollten Sie auch?», stimmte der Inspektor zu. «Mir scheint es sich hier um eine Art wahnsinnigen Killer zu handeln. Scheußliche Geschichte. Nun, das sind genug Fragen für heute Abend, Miss. Die ganze Sache tut mir mehr leid, als ich sagen kann.»

Dr. Graham trat vor.

«Ich finde, Sie sollten nicht hier bleiben, Miss Buckley. Ich kenne ein ausgezeichnetes Sanatorium und habe mit Monsieur Poirot bereits alles besprochen. Sie haben einen Schock erlitten. Sie brauchen jetzt absolute Ruhe...»

Nick sah ihn nicht an. Ihr Blick wanderte zu Poirot.

«Ist es wirklich – wegen des Schocks?», fragte sie.

Er kam ein wenig näher.

«Ich möchte, dass Sie sich sicher fühlen, *mon enfant*. Und ich möchte auch das Gefühl haben, dass Sie sicher sind. Es wird dort eine Schwester geben – eine nette, praktische, energische Schwester. Sie wird die ganze Nacht in Ihrer Nähe sein. Wenn Sie aufwachen und schreien – ist sie sofort da. Verstehen Sie?»

«Ja», sagte Nick. «Ich verstehe sehr wohl, aber Sie verstehen nicht. Ich fürchte mich nicht mehr. Es ist mir gleichgültig, was passiert. Wenn jemand mich umbringen will, soll er es doch tun.»

«Ruhig, ganz ruhig», sagte ich. «Sie sind überreizt.»

«Sie haben ja keine Ahnung. Keiner von Ihnen hat eine Ahnung!»

«Ich halte Monsieur Poirots Plan für gut», warf der Doktor beruhigend ein. «Ich bringe Sie in meinem Wagen hin. Und wir geben Ihnen etwas, damit Sie ruhig schlafen können. Nun, was meinen Sie dazu?»

«Es ist mir gleichgültig», sagte Nick. «Machen Sie, was Sie wollen. Es spielt keine Rolle.»

Poirot legte seine Hand auf die ihre.

«Ich weiß, Mademoiselle. Ich weiß, wie Sie sich fühlen. Ich stehe vor Ihnen in Sack und Asche. Ich, der ich Schutz versprach, war dazu nicht in der Lage. Ich habe versagt. Ich elendes Geschöpf. Aber glauben Sie mir, Mademoiselle, mein Herz leidet Pein und Qualen wegen dieses Fehlers. Ich bin sicher, Sie würden mir vergeben, wenn Sie wüssten, was ich durchmache.»

«Das ist schon in Ordnung», sagte Nick noch immer mit der gleichen leblosen Stimme. «Sie dürfen nicht sich die Schuld geben. Ich bin überzeugt, Sie haben alles getan, was in Ihrer Macht stand. Niemand hätte es verhindern – oder mehr Vorkehrungen treffen können, ganz sicher nicht. Bitte, seien Sie nicht so unglücklich.»

«Mademoiselle sind äußerst großzügig.»

«Nein, ich...»

Es gab eine Unterbrechung. Die Tür flog auf und George Challenger stürmte ins Zimmer.

«Was soll das alles bedeuten?», rief er. «Ich komme hierher, finde einen Polizisten am Tor und höre das Gerücht, jemand sei ums Leben gekommen. Was geht hier vor? Sagen Sie es mir, um Gottes willen. Ist es – Nick?»

Der Schmerz in seiner Stimme hörte sich entsetzlich an. Mir wurde plötzlich klar, dass Nick von Poirot und dem Doktor völlig verdeckt wurde.

Bevor jemand seine Frage beantworten konnte, wiederholte er sie. «Sagen Sie mir – es darf nicht wahr sein –, Nick ist doch nicht tot?»

«Nein, *mon ami*», sagte Poirot sanft. «Sie lebt.»

Und er trat einen Schritt zurück, sodass Challenger die kleine Person auf dem Sofa erkennen konnte.

Einen oder zwei Augenblicke lang starrte Challenger sie ungläubig an. Dann torkelte er wie betrunken auf sie zu und murmelte:

«Nick – Nick.»

Plötzlich fiel er neben dem Sofa auf die Knie, verbarg sein Gesicht in den Händen und sagte mit tonloser Stimme: «Nick, mein Liebling – ich dachte, du wärest tot.»

Nick versuchte, sich aufzusetzen.

«Alles in Ordnung, George. Sei kein Esel. Ich bin in Sicherheit.»

Er hob seinen Kopf und sah mit wilden Blicken um sich.

«Aber jemand ist doch tot! Das hat der Polizist gesagt.»

«Ja», sagte Nick. «Maggie. Arme, gute Maggie.»

Ihr Gesicht zuckte schmerzlich. Der Doktor und Poirot gingen zu ihr. Graham half ihr auf die Beine. Er rechts und Poirot links führten sie aus dem Zimmer.

«Je eher Sie ins Bett kommen, desto besser», bemerkte der Doktor. «Ich werde Sie sofort in meinem Wagen mitnehmen. Ich habe Mrs Rice gebeten, ein paar Sachen für Sie einzupacken.»

Sie verschwanden durch die Tür. Challenger packte mich am Arm.

«Ich verstehe gar nichts. Wo bringt man sie hin?» Ich erklärte es ihm.

«Ach so, ich verstehe. Also dann, Hastings setzen Sie mich um Gottes willen genau ins Bild über diese Angelegenheit. Welch entsetzliche Tragödie! Das arme Mädchen!»

«Kommen Sie, nehmen wir einen Drink», sagte ich. «Sie sind ja ganz durcheinander.»

«Da hätte ich nichts dagegen.»

Wir begaben uns ins Esszimmer.

«Sehen Sie», erklärte er nach einem steifen Whisky-Soda, «ich dachte, es wäre Nick.»

An den Gefühlen des Commander George Challenger gab es nur wenig Zweifel. Sein Herz war gewiss kein Buch mit sieben Siegeln.

Neuntes Kapitel

Von A bis J

Die folgende Nacht wird mir unvergesslich bleiben. Poirot war Opfer derartiger Qualen und Selbstvorwürfe, dass ich wirklich beunruhigt war. Unaufhörlich schritt er im Zimmer auf und ab, immer wieder streute er unter schlimmsten Verwünschungen Asche auf sein Haupt und blieb meinen sämtlichen gut gemeinten Einwänden gegenüber taub.

«Das kommt davon, wenn man sich selbst zu hoch einschätzt. Ich bin bestraft worden – jawohl, bestraft worden. Ich, Hercule Poirot. Ich war mir meiner selbst zu sicher.»

«Aber nein, nein», wandte ich ein.

«Wer hätte denn – nicht einmal im Traum – an so eine Kühnheit ohnegleichen gedacht? Denken können? Ich dachte, ich hätte alle nur menschenmöglichen Vorkehrungen getroffen. Dabei habe ich den Mörder damit quasi gewarnt...»

«Den Mörder gewarnt?»

«*Mais oui*. Ich habe auf mich aufmerksam gemacht. Ich habe ihm zu verstehen gegeben, dass ich jemanden verdächtige. Wegen mir war das Risiko zu groß geworden, so nahm ich jedenfalls an, seine Mordversuche zu wiederholen. Ich hatte eine Art Bannkreis um Mademoiselle gezogen. Und er durchbricht ihn einfach! Tollkühn – direkt vor unseren Augen durchbricht er ihn! Uns allen zum

Trotz – obwohl wir alle auf der Hut waren – hat er sein Ziel erreicht.»

«Nur nicht das Richtige», erinnerte ich ihn.

«Das war reiner Zufall. Von meinem Standpunkt aus ist es das Gleiche. Ein Leben ist ausgelöscht worden, Hastings – wessen Leben spielt keine Rolle.»

«Selbstverständlich», stimmte ich zu. «So habe ich das nicht gemeint.»

«Aber andererseits ist auch wahr, was Sie sagen. Und das macht alles nur schlimmer – zehnmal schlimmer. Denn der Mörder ist noch immer genauso weit von seinem Ziel entfernt wie vorher. Verstehen Sie, mein Freund? Die Lage hat sich verändert – zum Schlechteren. Es könnte bedeuten, dass nicht ein, sondern zwei Leben auf dem Spiel stehen.»

«Nicht, solange Sie hier sind», stellte ich energisch fest.

Er blieb stehen und schüttelte meine Hand.

«Merci, mon ami! Merci! Sie setzen noch Vertrauen in das alte Eisen – Sie glauben noch daran. Sie geben mir neuen Mut. Hercule Poirot wird nicht noch einmal versagen. Ein zweites Leben darf nicht geopfert werden. Ich werde meinen Irrtum wieder gutmachen – denn, wissen Sie, irgendwo muss es einen Irrtum gegeben haben! Irgendwo in meiner gewöhnlich so vorbildlich geordneten Gedankenkonstruktion muss ein Fehler gewesen sein. Ich werde nochmals beginnen. Ja, ich werde noch einmal ganz von vorn anfangen. Und dieses Mal – werde ich bestimmt nicht versagen.»

«Dann glauben Sie also», sagte ich, «dass Nick Buckleys Leben noch immer in Gefahr ist?»

«Mein Freund, wieso hätte ich sie sonst wohl in dieses Sanatorium geschickt?»

«Also nicht wegen des Schocks?»

«Der Schock! Pah, von einem Schock kann man sich zuhause genauso gut erholen wie in einem Sanatorium – wenn nicht sogar besser. Dort ist es wenig amüsant – lauter Flure mit grünem Linoleum, die Gespräche der Krankenschwestern, Mahlzeiten auf Tablets und das ewige Saubermachen. Nein, nein, der einzige Grund dafür ist Nicks Sicherheit und sonst gar nichts. Ich habe den Doktor eingeweiht und er hat zugestimmt. Er kümmert sich um alles. Niemand, *mon ami*, nicht einmal ihre liebste Freundin, darf Miss Buckley besuchen. Sie und ich werden die Einzigen sein. Für die anderen heißt es – «strikte Anordnung des Arztes», *eh bien*. Eine sehr nützliche Redensart, die keinen Widerspruch duldet.»

«Ja», sagte ich. «Nur...»

«Nur was, Hastings?»

«Das können wir nicht ewig so machen.»

«Treffend beobachtet. Aber diese Methode gibt uns ein wenig Spielraum. Und es ist Ihnen doch hoffentlich klar, dass sich unsere Vorgehensweise ändern muss.»

«Inwiefern?»

«Unsere ursprüngliche Aufgabe bestand darin, die Sicherheit von Mademoiselle zu gewährleisten. Jetzt ist unsere Aufgabe viel einfacher – eine uns wohl bekannte Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger als einen Mörder zu überführen.»

«Das nennen Sie einfacher?»

«Aber sicher ist es einfacher. Wie ich neulich schon sagte, die Tat trägt die Handschrift des Mörders. Er hat sich aus der Deckung gewagt.»

«Sie glauben doch nicht...» Ich zögerte und fuhr dann fort: «Sie glauben doch nicht, dass die Polizei Recht hat? Dass es sich um die Machenschaften eines Verrückten handelt, eines wild gewordenen Wahnsinnigen, der von der Idee des Tötens besessen ist?»

«Ich bin mehr denn je vom Gegenteil überzeugt.»

«Sie glauben also wirklich...»

Ich hielt inne. Poirot vollendete meinen Satz in sehr ernstem Ton.

«Dass der Mörder jemand aus Mademoiselles engerem Kreis ist? Ja, *mon ami*, genau das tue ich.» Er unterbrach sich.

«Könnten Sie beschwören, Hastings, dass sich niemand aus unserer kleinen Gruppe vom Rand der Klippe entfernt hat? Könnten Sie beschwören, dass Sie auch nur eine Person die ganze Zeit im Blick hatten?»

«Nein», antwortete ich langsam, betroffen von seinen Worten. «Ich glaube, das könnte ich nicht. Es war dunkel. Wir alle befanden uns mehr oder weniger in Bewegung. Verschiedentlich sah ich Mrs Rice, Lazarus, Sie, Croft, Vyse – aber eine bestimmte Person während der ganzen Zeit – nein, das nicht.»

Poirot nickte.

«Exakt. Es wäre eine Sache von nur wenigen Minuten. Die beiden Mädchen gehen zum Haus. Der Mörder entfernt sich unbemerkt, versteckt sich hinter dem Maulbeerfeigenbaum in der Mitte des Rasens. Nick Buckley oder wen er dafür hält, tritt aus der Verandatür, geht praktisch direkt an ihm vorbei, er feuert rasch hintereinander drei Schüsse ab...»

«Drei?», unterbrach ich ihn.

«Ja. Diesmal wollte er kein Risiko eingehen. Wir haben drei Kugeln in der Leiche gefunden.»

«Das war aber riskant, oder?»

«Wahrscheinlich weniger riskant als ein einzelner Schuss. Eine Pistole ist nicht sehr laut. Die Schüsse klangen ähnlich wie Feuerwerkskörper und vermutlich gingen die beiden Geräusche unauffällig ineinander über.»

«Hat man die Pistole gefunden?», fragte ich.

«Nein. Und da, Hastings, liegt meiner Ansicht nach der unumstrittene Beweis, dass es sich bei dem Täter um keinen Fremden handelt. Wir sind uns doch einig, dass Miss Buckleys eigene Pistole zunächst nur zu einem einzigen Zweck gestohlen wurde – nämlich um ihren Selbstmord vorzutäuschen.»

«Ja.»

«Das ist der einzig vernünftige Grund, so ist es doch? Aber wie Sie vielleicht bemerken, gibt es jetzt keinen vorgetäuschten Selbstmord mehr. Der Mörder weiß, dass er uns nicht mehr in die Irre führen kann. Im Grunde ist ihm völlig klar, was wir alles wissen!»

Ich überlegte und ließ die Logik von Poirots Ableitung auf mich wirken. «Was, glauben Sie, hat er mit der Pistole gemacht?» Poirot zuckte die Achseln.

«Das ist schwer zu sagen. Allerdings liegt das Meer extrem nahe und günstig. Ein gezielter Wurf und die Pistole versinkt auf Nimmerwiedersehen. Es muss natürlich nicht genauso gewesen sein – ich jedenfalls hätte es so gemacht.»

Sein sachlicher Ton jagte mir einen kleinen Schauer über den Rücken.

«Glauben Sie, es war ihm klar, dass er die Falsche ermordet hat?»

«Ganz sicher nicht», sagte Poirot in grimmigem Ton. «Ja, das war wohl eine unangenehme kleine Überraschung, als er die Wahrheit erfuhr. Da Haltung zu bewahren und nichts preiszugeben – das kann nicht so einfach gewesen sein.»

In diesem Augenblick besann ich mich des seltsamen Benehmens der Hausdame Ellen. Ich berichtete Poirot über ihr eigenartiges Verhalten. Er schien äußerst interessiert.

«Also war sie überrascht, dass es sich bei der Toten um Maggie handelte?»

«Sehr überrascht.»

«Das ist seltsam. Und dabei schien sie wiederum ganz eindeutig nicht überrascht über die Tragödie an sich. Ja, irgendetwas ist faul an der Sache. Wer ist sie eigentlich, diese Ellen? Ihre typisch englische Art, so zurückhaltend, so respektabel. Könnte sie womöglich...?» Er unterbrach den Satz.

«Wenn Sie an die anderen Unfälle denken», gab ich zu bedenken, «dann kann es sich bei dem Täter eigentlich nur um einen Mann handeln. Denken Sie doch an den schweren Felsbrocken.»

«Nicht unbedingt. Das ist hauptsächlich eine Frage der Hebeltechnik. Oh ja, es wäre durchaus machbar gewesen.»

Er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

«Praktisch kommen alle, die gestern Abend in End House waren, als Verdächtige in Betracht. Allerdings die Gäste – nein, da glaube ich kaum, dass es einer von ihnen war. Ich würde sagen, es handelte sich zum größten Teil um oberflächliche Bekannte. Es gab nichts Vertrauliches zwischen ihnen und der jungen Hausherrin.»

«Charles Vyse war dort», bemerkte ich.

«Ja, wir dürfen ihn nicht vergessen. Er ist logischerweise unser Hauptverdächtiger.»

Mit einer verzweifelten Geste ließ er sich in einen Sessel mir gegenüber fallen. «*Voilà* – wir kommen immer wieder darauf zurück: das Motiv! Wenn wir dieses Verbrechen verstehen wollen, müssen wir das Motiv finden. Und genau an diesem Punkt, Hastings, bin ich völlig ratlos. Wer um alles in der Welt könnte ein Motiv haben, Mademoiselle Nick aus dem Weg zu schaffen? Ich habe mir zu

diesem Zweck gestattet, die absurdesten Theorien zu entwickeln. Ich, Hercule Poirot, habe mich in die niedrigsten Abgründe der Fantasie begeben. Ich habe mich in einen billigen Reißer versetzt. Der Großvater zum Beispiel – der «alte Nick» –, der angeblich sein ganzes Geld verspielt hat. Ich habe mich gefragt, ob er es wirklich verspielt hat. Oder hat er es etwa versteckt? Ist es vielleicht irgendwo hier in dem alten Haus versteckt? Oder irgendwo vergraben? In Anbetracht dieser Theorie (ich geniere mich, das einzugestehen) fragte ich Mademoiselle Nick, ob es Kaufgebote für das Haus gegeben hat.»

«Wissen Sie, Poirot», sagte ich, «das finde ich eine bemerkenswerte Idee. Da könnte etwas dran sein.»

Poirot stöhnte leise.

«Ich wusste, Sie würden das sagen. Ich ahnte es, das entspricht ganz Ihrem romantischen, jedoch eher mittelmäßigen Gemüt. Vergrabene Schätze – ja, das muss Ihnen auf Anhieb gefallen.»

«Nun, warum könnte es nicht...»

«Weil, mein Freund, die prosaischen Erklärungen meist näher liegend sind. Dann wäre da noch Mademoiselles Vater – bei ihm sind mir sogar noch albernere Ideen gekommen. Er war Reisender. Ich sagte mir, mal angenommen, er hätte einen Edelstein gestohlen – das Auge einer Gottheit. Eifersüchtige Priester sind ihm auf den Fersen. Ja, ich, Hercule Poirot, habe mich in derartige geistige Niederungen begeben.»

«Ich habe sogar noch mehr Ideen zu der Figur dieses Vaters entwickelt», fuhr er fort. «Etwas seriöser und realistischer. Ist er womöglich im Verlauf seiner Reisen eine zweite Ehe eingegangen? Gibt es vielleicht einen direkteren Erben als Monsieur Charles Vyse? Doch auch diese Vermutungen führen nirgends hin, denn wir haben es wieder mit derselben Schwierigkeit zu tun – es gibt eigentlich nichts Wertvolles zu erben.»

Ich habe keine Möglichkeit außer Acht gelassen. Nicht einmal die beiläufige Bemerkung von Mademoiselle Nick über das Angebot von Monsieur Lazarus. Erinnern Sie sich? Das Angebot für das Porträt ihres Großvaters. Ich habe am Samstag telegrafisch einen Experten gebeten, hierher zu kommen und das Bild zu begutachten. Das habe ich Mademoiselle heute Morgen brieflich mitgeteilt. Angenommen, das Gemälde wäre mehrere tausend Pfund wert?»

«Sie glauben doch nicht, ein reicher Mann wie Lazarus junior...»

«Ist er denn wirklich reich? Der Schein kann trügen. Auch eine altherwürdige Firma mit prächtigen Geschäftsräumen und jedem Anzeichen von Wohlstand kann in Wirklichkeit auf sehr wackligen Füßen stehen. Und was tut man in so einer Lage? Läuft man herum und klagt, wie schlecht die Zeiten sind? Nein, man kauft sich ein neues Luxusauto. Man gibt ein bisschen mehr Geld aus als sonst. Man lebt noch ein bisschen extravaganter. Denn, wie Sie ja wissen, Kreditwürdigkeit ist alles! Aber es hat schon große Unternehmen gegeben, die wegen ein paar tausend Pfund – und zwar in bar – untergegangen sind.

Oh, ich weiß», fuhr er fort, meine Einwände vorwegnehmend. «Es ist weit hergeholt – aber nicht so schlimm wie die rachedurstigen Priester oder der vergrabene Schatz. Es hat jedenfalls einen gewissen Bezug zur Realität. Und wir dürfen nichts außer Acht lassen, nichts, was uns der Wahrheit näher bringen könnte.»

Mit großer Sorgfalt ordnete er die Gegenstände auf dem Tisch. Als er wieder sprach, war seine Stimme ernst und zum ersten Mal wieder ganz ruhig.

«Das Motiv!», sagte er. «Kommen wir darauf zurück und gehen wir dieses Problem systematisch und mit Ruhe an. Welche Motive kommen für einen Mord überhaupt

infrage? Wie sehen die Motive aus, die einen Menschen dazu bringen, das Leben eines anderen auszulöschen?

Die Variante des wahnsinnigen Mörders schließen wir erst einmal aus. Denn ich bin absolut überzeugt davon, dass dies nicht die Lösung ist. Ebenfalls ausschließen können wir die Möglichkeit, dass die Tat ungeplant und aus einem unbezähmbaren Temperamentsausbruch erfolgte. Wir haben es hier mit einem kaltblütig geplanten Mord zu tun. Wo liegen also die Motive, die einen solchen Mord auslösen?

Zunächst einmal Habgier. Wem würde Mademoiselle Buckleys Tod nutzen? Direkt oder indirekt? Nun, da können wir Charles Vyse auf die Liste setzen. Er erbt ein Besitztum, das vom finanziellen Gesichtspunkt aus betrachtet nichts wert ist. Er könnte vielleicht die Hypotheken abzahlen, Einfamilienhäuser auf das Grundstück bauen und mit der Zeit einen kleinen Profit erwirtschaften. Das wäre möglich. Der Ort könnte für ihn einen Wert darstellen, wenn er tiefe Gefühle dafür hegte – beispielsweise wenn es der Jahrhunderte alte Sitz seiner Familie wäre. Dieses Gefühl ist bei manchen Menschen zweifellos tief verwurzelt und hat, wie mir aus einigen Fällen bekannt ist, auch tatsächlich zu Verbrechen geführt. In Monsieur Vyse' Fall fällt es mir allerdings schwer, ein derartiges Motiv zu erkennen.

Die einzige andere Person, die etwas von Miss Buckleys Tod hätte, ist ihre Freundin, Mrs Rice. Die fragliche Summe wäre allerdings ziemlich gering. Soweit ich es beurteilen kann, profitiert sonst niemand von Mademoiselle Buckleys Tod.

Welches Motiv gibt es noch? Hass. Oder Liebe, die zu Hass geworden ist. Das Verbrechen aus Leidenschaft. Nun, da können wir uns auf das Wort der aufmerksamen Mrs Croft stützen, dass sowohl Charles Vyse als auch Commander Challenger in die junge Dame verliebt sind.»

«Ich denke, man kann sagen, dass wir Letzteres mit eigenen Augen gesehen haben», bemerkte ich lächelnd.

«Ja – er trägt gern das Herz auf der Zunge, unser braver Seebär. Bei dem anderen müssen wir uns auf das Wort von Madame Croft verlassen. Wenn jetzt zum Beispiel Charles Vyse sich ausgestochen fühlte, würde ihn das so weit bringen, seine Cousine lieber tot zu sehen, als sie einem anderen Mann zu überlassen?»

«Das klingt sehr melodramatisch», wandte ich zweifelnd ein.

«Sie wollen sagen, zu unenglisch. Da stimme ich zu. Aber sogar Engländer haben manchmal Gefühle. Und besonders jemand wie Charles Vyse. Er ist ein introvertierter junger Mann, der seine Gefühle nicht gerne zeigt. Solche Menschen fühlen jedoch oft sehr leidenschaftlich. Commander Challenger würde ich niemals eines Mordes aus Leidenschaft verdächtigen. Nein, er ist auf keinen Fall der Typ dazu. Aber bei Charles Vyse – ja, da wäre es denkbar. Aber das genügt mir nicht ganz.

Ein weiteres Motiv für Verbrechen – Eifersucht. Ich trenne sie ganz bewusst vom letzteren Motiv, denn Eifersucht muss nicht notwendigerweise ein sinnliches Gefühl sein. Zum Beispiel Neid – Neid auf Besitz – Neid auf Überlegenheit. Oder Eifersucht, wie sie den Jago eures großen Shakespeare zu einem (rein professionell betrachtet) der genialsten Verbrechen überhaupt getrieben hat.»

«Wieso war es so genial?», fragte ich, momentan vom eigentlichen Thema abgelenkt.

«*Parbleu* – weil er andere dazu brachte, es auszuführen. Stellen Sie sich einen Kriminellen von heute vor, dem man nur deswegen keine Handschellen anlegen kann, weil er niemals etwas selbst verübt hat. Aber das steht jetzt nicht zur Debatte. Kann Eifersucht in irgendeiner Form die Ursache für dieses Verbrechen sein? Wer hat einen Grund, Mademoiselle zu beneiden? Eine andere Frau? Da

käme nur Madame Rice infrage, und so weit wir es beurteilen können, herrscht zwischen den beiden keine Rivalität. Aber wie gesagt, eben nur, so weit wir es beurteilen können. Vielleicht gibt es da ja doch etwas.

Und zu guter Letzt – Angst. Kennt Mademoiselle Nick womöglich jemandes dunkles Geheimnis? Könnte ihr Wissen, ans Tageslicht gezerrt, das Leben eines anderen zerstören? Ich denke, wir können mit Sicherheit behaupten, dass sie selbst sich dessen jedenfalls nicht bewusst ist. Aber, wissen Sie, genau so könnte es sein. Jawohl. Und wenn dem so ist, macht es die Sache sehr kompliziert. Denn sollte sie irgendetwas in Händen haben, so ist es ihr nicht bewusst, und sie kann uns daher nicht sagen, worum es sich handelt.»

«Halten Sie das wirklich für möglich?»

«Es ist lediglich eine Hypothese. Ich lasse mich dazu hinreißen, weil es mir Schwierigkeiten bereitet, eine plausiblere Theorie zu finden. Wenn man alle Möglichkeiten eliminiert hat, hält man sich an die einzig übrig gebliebene und sagt, da es nicht anders sein kann – muss es so sein...»

Er schwieg längere Zeit.

Schließlich tauchte er aus seiner Versunkenheit auf, nahm ein Blatt Papier und schrieb.

«Was schreiben Sie da?», fragte ich neugierig.

«*Mon ami*, ich stelle eine Liste zusammen. Eine Liste der Menschen aus Miss Buckleys Umgebung. Auf dieser Liste muss sich, wenn meine Theorie stimmt, auch der Name des Mörders befinden.»

Er schrieb vielleicht zwanzig Minuten lang – dann schob er mir die beschriebenen Blätter über den Tisch zu. «*Voilà, mon ami*. Machen Sie daraus, was Sie wollen.» Es folgt die Wiedergabe seiner Notizen:

- A. Ellen
- B. Ihr Ehemann, der Gärtner
- C. Ihr gemeinsames Kind
- D. Mr Croft
- E. Mrs Croft
- F. Mrs Rice
- G. Mr Lazarus
- H. Commander Challenger
- I. Mr Charles Vyse
- J...

Bemerkungen:

A. Ellen – *verdächtige Umstände. Ihre Reaktion und ihr Kommentar, als sie von dem Verbrechen erfuhr. Günstigste Gelegenheit von allen, die «Unfälle» getürkt und von der Pistole gewusst zu haben, Manipulation des Wagens aber unwahrscheinlich und überhaupt entspricht eine kriminelle Denkweise nicht ihrem geistigen Horizont.*

Motiv: Keines, falls nicht Hass aus einem uns unbekanntem Grund.

Anmerkung: Weitere Nachforschungen nach ihrer Abstammung und allgemeiner Verbindung mit N. B.

B. Ihr Ehemann – *wie oben. Könnte eher am Wagen manipuliert haben.*

Anmerkung: Sollte befragt werden.

C. Kind – *scheidet aus.*

Anmerkung: Sollte befragt werden. Könnte wertvolle Information haben.

D. Mr Croft – *einzigster verdächtiger Umstand die Tatsache, dass wir ihn im Treppenhaus auf dem Weg zu den Schlafzimmern antrafen. Hatte plausible Erklärung die stimmen mag. Andererseits auch wieder nicht!*

Vorleben unbekannt.

Motiv: *Keines*

E. *Mrs Croft – verdächtige Umstände: Keine*

Motiv: *Keines*

F. *Mrs Rice – verdächtige Umstände. Perfekte Gelegenheit. Bat N. B. um einen Mantel. Hat absichtlich den Eindruck erweckt, N. B. sei eine Lügnerin und man dürfe ihren Schilderungen der Unfälle keinen Glauben schenken. War zur Zeit der Unfälle nicht in Tavistock. Wo war sie?*

Motiv: *Profit? Sehr gering. Eifersucht? Möglich, jedoch nichts darüber bekannt. Angst? Ebenso möglich, doch nichts bekannt. Anmerkung: Mit N.B. darüber sprechen. Vielleicht kommt Licht in die Angelegenheit. Mögliche Zusammenhänge mit F. R.s Ehe*

G. *Mr Lazarus – verdächtige Umstände. Insgesamt gute Gelegenheit. Angebot für das Porträt. Behauptet, die Bremsen seien in Ordnung gewesen (laut F. R.) Könnte bereits vor Freitag in der Gegend gewesen sein.*

Motiv: *Keines – außer Gewinn durch den Gemäldekauf. Angst? Unwahrscheinlich.*

Anmerkung: *Herausfinden, wo J. L. vor seiner Ankunft in St. Loo war. Erkundigungen über die finanzielle Situation der Firma Aaron Lazarus & Sohn.*

H. *Commander Challenger – keine verdächtigen Umstände. War die ganze letzte Woche in der Gegend, folglich Gelegenheit, die Unfälle zu arrangieren. Tauchte eine halbe Stunde nach dem Mord auf.*

Motiv: *Keines*

I. *Mr Vyse – verdächtige Umstände. War nicht im Büro, als der Schuss im Garten des Hotels fiel. Gute Gelegenheit. Äußerung über den Verkauf von End House muss nicht stimmen. Unterdrückt Gefühle. Weiß wahrscheinlich von der Pistole.*

Motiv: *Profit? Zu gering. Liebe oder Hass? Möglich. Angst? Unwahrscheinlich.*

Anmerkung: *Herausfinden, wer die Hypotheken hält. Nachforschung über Vyse Kanzlei.*

J. ? – *Es könnte einen J. geben, das heißt einen Außenseiter. Aber mit einer Verbindung zu den Vorbergehenden. Ist dies zutreffend, dann wahrscheinlich Verbindung mit A. D. und E. oder F. Die Existenz von J. wäre erstens eine mögliche Erklärung für Ellens fehlende Überraschung und ihre Zufriedenheit über das Verbrechen. (Dabei könnte es sich allerdings auch um den ganz natürlichen Kitzel handeln, den ihre Schicht angesichts des Todes empfindet.)*

Zweitens wäre J. eine Erklärung dafür, warum Croft und seine Frau in diese Gegend gekommen sind. Und drittens könnte J. ein Motiv für F. R.s Angst vor der Enthüllung eines Geheimnisses oder für Eifersucht sein.

Poirot hatte mich beobachtet, während ich las.

«Das ist typisch englisch, nicht wahr?», bemerkte er stolz. «In schriftlicher Form fällt es mir leichter, englisch zu sein als mündlich.»

«Hervorragende Arbeit», kommentierte ich mit Wärme. «Sämtliche Möglichkeiten sind präzise erläutert.»

«Ja», meinte er nachdenklich und nahm die Notizen wieder an sich. «Und ein Name sticht einem förmlich ins Auge: Charles Vyse. Er hatte die besten Gelegenheiten. Er hat die Wahl zwischen zwei Motiven. *Ma foi* – wäre dies eine Liste von Rennpferden – er wäre der Favorit, *n'est-ce pas?*»

«Er ist eindeutig der Hauptverdächtige.»

«Und Sie, Hastings bevorzugen meist den am wenigsten Verdächtigen. Sie haben wahrscheinlich zu viele Kriminalromane gelesen. Im Leben ist in neun von zehn Fällen der Hauptverdächtige auch der Täter.»

«Aber Sie glauben doch nicht wirklich, dass es diesmal auch so ist.»

«Nur eins spricht dagegen. Die unglaubliche Kühnheit des Verbrechens. Das ist mir von Anfang an aufgefallen. Und wie ich bereits mehrfach sagte, kann daher auch das Motiv nicht auf der Hand liegen.»

«Ja, das sagten Sie bereits am Anfang.»

«Und ich behaupte es immer noch.»

Mit einer unerwarteten, schroffen Geste knüllte er die Papiere zusammen und warf sie auf den Boden.

«Nein!», rief er, als ich laut protestierte. «Diese Liste ist müßig. Wenigstens hat sie meinen Geist gestärkt und geklärt. Ordnung und Methode sind der erste Schritt! Ordentliche und exakte Auflistung der Fakten. Der nächste Schritt...»

«Ja?»

«Der nächste Schritt ist die Psychologie. Die korrekte Anwendung der kleinen grauen Zellen! Ich rate Ihnen, Hastings, gehen Sie zu Bett.»

«Nein», wandte ich ein. «Nur, wenn Sie sich auch zurückziehen. Ich lasse Sie jetzt nicht im Stich.»

«Ach, Sie treuester aller Gefährten! Aber sehen Sie, Hastings, beim Denken können Sie mir nicht helfen. Und ich werde nichts anderes tun als – denken.»

Ich schüttelte abermals den Kopf.

«Sie könnten doch das Bedürfnis haben, den einen oder anderen Punkt mit mir diskutieren zu wollen.»

«Nun, nun – Sie sind ein wahrer Freund. Aber setzen Sie sich – darum bitte ich Sie – in den bequemen Lehnstuhl.»

Dieses Angebot konnte ich akzeptieren. Sofort begann das Zimmer um mich herum zu verschwimmen und zu versinken. Als Letztes erinnere ich mich, wie Poirot die

zerknüllten Blätter aufhob und sie ordentlich in einen Papierkorb steckte.

Dann muss ich eingeschlafen sein.

Zehntes Kapitel

Nicks Geheimnis

Als ich erwachte, war es bereits Tag. Poirot saß in der gleichen Haltung auf demselben Fleck wie letzte Nacht, doch in seinem Gesicht hatte sich etwas verändert. In seinen Augen glitzerte dieses eigentümlich katzenartige, grüne Licht, das ich nur allzu gut kannte.

Mit Mühen und Kämpfen gelang es mir, meine steifen Gliedmaßen in eine aufrechte Position zu bringen. In meinem Alter sollte man es generell vermeiden, die Nacht in einem Sessel zu verbringen. Und doch hatte es seine gute Seite – ich erwachte nicht in jener angenehmen Mischung von Benommenheit und Schlaftrunkenheit, vielmehr nahm mein Verstand hellwach und aktiv seine am Vorabend unterbrochene Tätigkeit sofort wieder auf. «Poirot!», rief ich aus. «Ihnen ist bestimmt etwas eingefallen.» Er nickte. Er lehnte sich nach vorn und pochte mit den Fingerspitzen auf den Tisch.

«Beantworten Sie mir folgende drei Fragen, Hastings. Wieso hat Mademoiselle Nick in letzter Zeit so schlecht geschlafen? Warum hat sie sich ein schwarzes Abendkleid gekauft – wo sie niemals Schwarz trägt? Warum sagte sie gestern Abend: (Ich habe jetzt nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnt – jetzt nicht mehr?)»

Ich starrte ihn erstaunt an. Die Fragen schienen mir absolut nichts mit der Sache zu tun zu haben.

«Antworten Sie, Hastings, beantworten Sie diese Fragen.»

«Also – zu Frage eins – sie hat erzählt, sie habe in letzter Zeit Sorgen gehabt.»

«Genau. Worüber hat sie sich wohl Sorgen gemacht?»

«Und das schwarze Kleid – nun, jeder liebt ab und zu eine Abwechslung.»

«Für einen verheirateten Mann sind Ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der weiblichen Psyche äußerst dürftig. Wenn eine Frau glaubt, eine bestimmte Farbe stehe ihr nicht zu Gesicht, wird sie diese unter keinen Umständen tragen.»

«Und zur letzten Frage – ich finde es eine ganz normale Reaktion auf diesen furchtbaren Schock.»

«Nein, *mon ami*, es ist eben ganz und gar nicht normal. Von dem Tod ihrer Cousine zutiefst getroffen zu sein, sich Vorwürfe zu machen – ja, das ist völlig normal. Aber das andere, nein. Sie sprach über das Leben mit einer großen Müdigkeit, als ob es ihr nichts mehr bedeute. Diese Einstellung hat sie vorher nie an den Tag gelegt. Sie war widerspenstig – oh ja – sie wollte alles mit einem verächtlichen Achselzucken abtun – ja –, und als das Kartenhaus zusammenfiel, da bekam sie Angst. Angst, hören Sie, weil sie das Leben liebte, und nicht weil sie sterben wollte. Des Lebens überdrüssig – nein! Das war sie nie! Nicht einmal vor dem besagten Dinner. Hastings, wir haben es hier mit einer emotionalen Veränderung zu tun. Und das wiederum ist interessant. Denn worin liegt die Ursache für diese Veränderung?»

«In dem Schock über den Tod ihrer Cousine.»

«Das glaube ich nicht. Der Schock hat ihr die Zunge gelockert. Der Sinneswandel muss bereits vorher eingetreten sein. Was könnte ihn Ihrer Ansicht nach bewirkt haben?»

«Mir fällt gar nichts ein.»

«Denken Sie nach, Hastings. Benutzen Sie Ihre kleinen grauen Zellen.»

«Also wirklich...»

«Wann konnten wir Mademoiselle zuletzt beobachten?»

«Ja, also, ich glaube, das war beim Dinner.»

«Exakt. Danach sahen wir sie nur noch die Gäste empfangen, sie willkommen heißen – alles reine Formsachen. Was geschah am Ende des Dinners, Hastings?»

«Sie ging ans Telefon», sagte ich langsam.

«*A la bonne heure.* Endlich sind Sie darauf gekommen. Sie ging ans Telefon. Und war dann längere Zeit abwesend. Mindestens zwanzig Minuten. Das ist eine lange Zeit für ein Telefonat. Mit wem hat sie gesprochen? Wovüber haben sie gesprochen? Hat sie wirklich telefoniert? Wir müssen herausfinden, Hastings, was in diesen zwanzig Minuten passiert ist. Denn dort, davon bin ich völlig überzeugt, finden wir den gesuchten Hinweis.»

«Glauben Sie das wirklich?»

«*Mais oui, mais oui!* Ich habe Ihnen die ganze Zeit schon gesagt, dass Mademoiselle uns etwas vorenthält. Sie denkt, es steht in keiner Verbindung zu dem Mord – aber ich, Hercule Poirot, weiß das besser! Es muss eine Verbindung geben. Denn ich spüre schon die ganze Zeit, dass ein wichtiger Faktor fehlt. Wenn dem nicht so wäre – dann wäre die ganze Angelegenheit glasklar! Und da sie das nicht ist – *eh bien* – muss die fehlende Ursache der Schlüssel zu dem Geheimnis sein. Ich weiß, dass ich Recht habe, Hastings.

Ich muss die Antworten auf die drei Fragen herausfinden. Und dann – und dann – werde ich endlich klar sehen...»

«Nun», meinte ich und streckte meine steifen Glieder, «ich glaube, ein Bad und eine Rasur sind jetzt mehr als angebracht.»

Nachdem ich ein Bad genommen und meine Garderobe gewechselt hatte, fühlte ich mich besser. Steifheit und Müdigkeit, die Folgen einer unbequem verbrachten Nacht, schwanden langsam. Am Frühstückstisch hatte ich das Gefühl, ein heißer Kaffee würde mich wieder vollständig auf die Beine bringen.

Ich warf einen Blick in die Zeitung, aber es gab wenig Neues außer der Tatsache, dass Michael Setons Tod nunmehr offiziell bestätigt war. Der furchtlose Flieger war tatsächlich ums Leben gekommen. Ich fragte mich, wie die Schlagzeilen von morgen lauten würden. Ungefähr so: «Rätselhafte Tragödie. Junges Mädchen während einer Feuerwerksparty ermordet.»

Ich hatte gerade mein Frühstück beendet, als Frederica Rice an meinen Tisch trat. Sie trug ein schlichtes Kleidchen aus schwarzem Krepp mit einem kleinen, gefältelten weißen Kragen. Sie schien mir noch durchsichtiger und zarter als sonst.

«Ich möchte Monsieur Poirot sprechen, Captain Hastings. Wissen Sie, ob er bereits auf ist?»

«Kommen Sie gleich mit mir hinauf», erwiderte ich. «Wir finden ihn sicher im Salon.»

«Danke.»

«Ich hoffe», wandte ich mich an sie, als wir gemeinsam den Speisesaal verließen, «Sie haben nicht allzu schlecht geschlafen.»

«Die Sache hat mich sehr mitgenommen», antwortete sie gedankenverloren. «Aber andererseits kannte ich das arme Mädchen so gut wie gar nicht. Nicks Tod wäre etwas anderes gewesen.»

«Vermutlich haben Sie das Mädchen vorher nie gesehen.»

«Doch, einmal – in Scarborough. Sie kam herüber und hat mit Nick zu Mittag gegessen.»

«Es muss ein furchtbarer Schlag für die Eltern sein», setzte ich das Gespräch fort.

«Ja, fürchterlich.»

Aber es klang sehr unbeteiligt. Ich hielt sie für derart egoistisch, dass sie nichts berührte, was sie nicht selbst betraf.

Poirot hatte sein Frühstück beendet und las die Morgenzeitung. Er erhob sich und begrüßte Frederica mit seiner gewohnten gallischen Galanterie.

«Madame, *enchanté!*» Er rückte ihr einen Sessel zurecht.

Sie dankte ihm mit einem matten Lächeln und nahm Platz. Ihre beiden Hände ruhten auf den Armlehnen. Sie saß sehr aufrecht da und blickte unverwandt vor sich hin. Sie hatte es nicht eilig, das Gespräch zu eröffnen. Ihre Schweigsamkeit und Reserviertheit hatten eine durchaus einschüchternde Wirkung.

«Monsieur Poirot», begann sie schließlich. «Gehe ich recht in der Annahme, dass diese – traurige Angelegenheit gestern Abend zweifellos ein wesentlicher Bestandteil des ursprünglichen Plans war? Ich meine – dass Nick eigentlich das Opfer sein sollte?»

«Ich würde sagen, da gibt es überhaupt keinen Zweifel, Madame.»

Frederica zog die Stirn ein wenig kraus.

«Nick ist wie durch einen Zauber unverwundbar», bemerkte sie und in ihrer Stimme lag ein seltsamer Unterton, mit dem ich nichts anfangen konnte.

«Man sagt, das Glück dreht sich im Kreis», bemerkte Poirot.

«Vielleicht. Es hat jedenfalls keinen Sinn, dagegen anzukämpfen.»

Jetzt lag nur Traurigkeit in ihrer Stimme. Nach einigen Sekunden fuhr sie fort.

«Ich muss Sie um Verzeihung bitten, Monsieur Poirot. Nick auch. Bis gestern Abend habe ich nicht daran geglaubt. Ich hätte nicht im Traum gedacht, die Gefahr sei – ernst.»

«Tatsächlich, Madame?»

«Ich sehe nun ein, dass man alles sorgfältig untersuchen muss. Und ich könnte mir vorstellen, dass auch Nicks enger Freundeskreis nicht gegen Verdachtsmomente gefeit ist. Lächerlich natürlich, aber so ist es nun mal. Habe ich Recht, Monsieur Poirot?»

«Sie sind sehr klug, Madame.»

«Letztlich stellten Sie mir einige Fragen über Tavistock, Monsieur Poirot. Da Sie es früher oder später sowieso herausfinden, kann ich Ihnen genauso gut jetzt die Wahrheit sagen. Ich war gar nicht in Tavistock.»

«Waren Sie nicht, Madame?»

«Ich bin mit Mr Lazarus bereits Anfang letzter Woche in diesen Winkel Englands gefahren. Wir wollten so wenig Aufsehen wie möglich erregen und blieben daher in Shellacombe, einem kleinen Nest in der Nähe.»

«Ich glaube, es liegt ungefähr sieben Meilen von hier, Madame.»

«Ja, ungefähr.»

Immer noch diese unbeteiligte, entrückte Mattigkeit. «Darf ich indiskret sein, Madame?»

«Was bedeutet das heutzutage denn noch?»

«Vielleicht haben Sie Recht, Madame. Wie lange sind Sie und Mr Lazarus schon befreundet?»

«Ich habe ihn vor sechs Monaten kennen gelernt.»

«Und bedeutet er Ihnen etwas, Madame?» Frederica zuckte die Achseln. «Er ist – reich.»

«*Oh là là!*», rief Poirot aus. «So etwas Hässliches sagt man nicht.»

Sie schien einigermaßen amüsiert.

«Besser, Sie hören es aus meinem Mund – als müssten Sie es mir in den Mund legen, oder?»

«Nun ja, das ist gewiss auch ein Standpunkt. Darf ich wiederholen, Madame, dass Sie sehr klug sind?»

«Womöglich überreichen Sie mir bald noch ein Diplom», sagte Frederica und erhob sich.

«Gibt es noch etwas, was Sie mir sagen möchten, Madame?»

«Ich glaube nicht – nein. Ich werde jetzt nach Nick sehen und ihr ein paar Blumen bringen.»

«Ah, das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Madame. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit.»

Sie sah ihn eindringlich an und schien etwas sagen zu wollen, besann sich jedoch anders und ging hinaus. Als ich ihr die Tür aufhielt, schenkte sie mir ein mattes Lächeln.

«Sie ist sehr klug», stellte Poirot fest. «Ja, das ist sie. Aber Hercule Poirot auch!»

«Wie meinen Sie das?»

«Das war alles schön und gut. Wie sie mir den Reichtum von Monsieur Lazarus förmlich auf einem Silbertablett präsentierte...»

«Ich muss schon sagen, das fand ich ziemlich abstoßend.»

«*Mon cher*, Sie haben wie immer die richtige Reaktion am falschen Ort. Im Augenblick geht es nicht um eine Frage des guten Geschmacks. Wenn Madame Rice einen treuen Verehrer hat, der reich ist und ihr alles bieten kann – dann hätte es Madame Rice doch auf keinen Fall nötig, ihre beste Freundin, noch dazu wegen eines reinen Almosen, umzubringen, oder?»

«Oh!», sagte ich.

«*Précisément!*»

«Oh!»

«Warum hielten Sie sie nicht davon ab, in das Sanatorium zu gehen?»

«Wieso sollte ich meine Karten aufdecken? Hält Hercule Poirot etwa Mademoiselle Nick davon ab, ihre Freunde zu empfangen? *Quelle idée!* Das sind doch die Ärzte und die Schwestern. Diese lästigen Schwestern! Nichts als Regeln und Vorschriften und «Anweisungen des Doktors.»»

«Fürchten Sie nicht, man könnte Madame doch zu ihr lassen? Nick könnte darauf bestehen.»

«Niemand wird Nicks Zimmer betreten, außer uns beiden, mein lieber Hastings. Und da wir gerade davon sprechen, je eher wir uns auf den Weg machen, desto besser.»

Die Tür zum Salon flog auf und George Challenger stürmte herein. Sein sonnengebräuntes Gesicht stand förmlich in Flammen vor Empörung.

«Hören Sie mal, Monsieur Poirot», sagte er. «Was soll das bedeuten? Ich habe in diesem verflixten Sanatorium angerufen. Wollte wissen, wie es Nick geht und wann ich sie besuchen kann. Und man sagte mir, die Ärzte erlauben keine Besucher. Ich möchte wissen, was dahinter steckt. Um es ganz deutlich zu sagen, ich möchte wissen, ob das Ihr Werk ist. Oder ist Nick tatsächlich so mitgenommen von dem Schock?»

«Ich versichere Ihnen, Monsieur, dass es nicht in meiner Macht steht, die Regeln für ein Sanatorium zu bestimmen. Das würde ich niemals wagen. Warum rufen Sie nicht den guten Doktor an. Wie heißt er gleich wieder? – ach ja, Graham.»

«Das habe ich bereits getan. Er sagt, es geht ihr den Umständen entsprechend gut – das Übliche. Aber ich kenne diese Tricks – mein Onkel ist Arzt. Harley Street.

Nervenspezialist. Psychoanalyse und der ganze Kram. Darin geübt, Freunde und Verwandte zu vertrösten. Ich kenne das alles. Ich kann nicht glauben, dass Nick nicht in der Verfassung ist, Besuch zu empfangen. Ich glaube, dass Sie hinter allem stecken, Monsieur Poirot.»

Poirot lächelte ihn mit größter Freundlichkeit an. In der Tat, mir fällt immer wieder auf, dass Poirot eine Schwäche für Liebende hat.

«Nun hören Sie mir einmal gut zu, *mon ami*», forderte er den Commander auf. «Wenn man einen Besucher zulässt, kann man es anderen nicht verwehren. Begreifen Sie? Entweder alle oder keiner. Uns beiden, Ihnen und mir, liegt doch die Sicherheit von Mademoiselle am Herzen, oder tut sie das nicht? Also. Dann verstehen Sie – es muss *keiner* heißen.»

«Ich verstehe», sagte Challenger zögernd. «Aber dann...»

«Psst! Kein Wort mehr. Wir müssen sogar die eben gesprochenen Worte vergessen. Vorsicht, äußerste Vorsicht ist jetzt geboten.»

«Ich kann schweigen», versicherte der Seemann.

Er wandte sich zur Tür und fragte beim Hinausgehen: «Auf Blumen gibt es kein Embargo, oder? Solange es keine weißen sind.»

Poirot schmunzelte.

«Und nun», sagte er zu mir, als sich die Tür hinter dem ungestümen Challenger geschlossen hatte, «während sich Monsieur Challenger und Madame und vielleicht auch Monsieur Lazarus im Blumengeschäft ein Stelldickein liefern, fahren wir beide still und heimlich ins Sanatorium.»

«Um nach den Antworten auf die drei Fragen zu suchen?», wollte ich wissen.

«Ja. Wir werden danach fragen, obwohl ich die Antworten eigentlich schon kenne.»

«Was?», rief ich voller Erstaunen.

«Ja.»

«Aber wann haben Sie die herausgefunden?»

«Beim Frühstück, Hastings. Es stand plötzlich ganz deutlich vor meinen Augen.»

«Erzählen Sie doch.»

«Nein, warten Sie, bis Sie es von Mademoiselle persönlich hören.»

Dann schob er mir zur Ablenkung einen geöffneten Brief hin.

Es handelte sich um das von Poirot angeforderte Gutachten eines Experten über das Porträt des alten Nicholas Buckley. Es stellte eindeutig fest, dass das Bild höchstens zwanzig Pfund wert war.

«Damit wäre diese Angelegenheit geklärt», meinte Poirot.

«Keine Maus in diesem Loch», kommentierte ich die Angelegenheit mit einer vor langer Zeit von Poirot selbst geprägten Metapher.

«Ah! Sie erinnern sich daran? Nein, keine Maus in diesem Loch. Zwanzig Pfund wert, und Monsieur Lazarus hat fünfzig geboten. Welche Fehleinschätzung für einen anscheinend so schlaunen jungen Mann. Aber egal, wir müssen uns jetzt auf den Weg machen.»

Das Sanatorium lag hoch oben auf einem Hügel mit Blick auf die Bucht. Ein Weißkittel nahm uns in Empfang und führte uns in einen kleinen Raum im Erdgeschoss. Gleich darauf erschien eine resolut aussehende Schwester.

Ein Blick auf Poirot genügte ihr. Sie hatte ganz eindeutig von Dr. Graham ihre Anweisungen sowie eine genaue

Beschreibung des kleinen Detektivs erhalten. So genau, dass sie sogar ein Lächeln unterdrücken musste.

«Miss Buckley hat eine ungestörte Nacht verbracht», berichtete sie. «Folgen Sie mir bitte hinauf?»

Wir fanden Nick in einem angenehmen, sonnendurchfluteten Zimmer. In dem schmalen Eisenbett sah sie wie ein müdes Kind aus. Ihr Gesicht war sehr blass, und ihre Augen waren verdächtig gerötet. Sie wirkte teilnahmslos und sehr matt.

«Wie nett, dass Sie gekommen sind», begrüßte sie uns mit tonloser Stimme.

Poirot nahm ihre Hand in beide Hände.

«Mut, Mademoiselle. Es gibt immer etwas, wofür es sich lohnt, weiterzuleben.»

Diese Worte verblüfften sie. Sie sah ihm in die Augen.

«Oh!», stammelte sie. «Oh!»

«Wollen Sie mir jetzt nicht endlich sagen, was Sie in letzter Zeit so gequält hat, Mademoiselle? Oder soll ich raten? Und darf ich Ihnen mein tiefstes Beileid aussprechen, Mademoiselle?»

Sie errötete.

«Sie wissen es also. Ach, jetzt spielt es auch keine Rolle mehr, wer es weiß. Jetzt, wo alles vorbei ist. Wo ich ihn nie wieder sehen werde.»

Die Stimme versagte ihr.

«Nur Mut, Mademoiselle.»

«Ich habe keinen Mut mehr. In den vergangenen Wochen habe ich meinen ganzen Vorrat an Mut aufgebraucht. Immer nur hoffen und hoffen und – ganz zuletzt entgegen alle Vernunft.»

Ich starrte sie verständnislos an. Ich verstand kein Wort.

«Sehen Sie sich nur den armen Hastings an», warf Poirot ein. «Er hat keine Ahnung, worüber wir sprechen.»

Ihre traurigen Augen sahen mich an.

«Michael Seton, der Flieger, war mein Verlobter – und nun ist er tot.»

Elftes Kapitel

Das Motiv

Sprachlos vor Erstaunen wandte ich mich an Poirot.
«Darauf haben Sie also angespielt?»
«Ja. Meine Vermutung hat sich bestätigt – heute Morgen.»

«Wie denn? Wie sind Sie darauf gekommen? Sie sagten, beim Frühstück stand es Ihnen plötzlich deutlich vor Augen.»

«So war es auch, mein Freund. Direkt auf der Titelseite der Zeitung. Ich erinnerte mich an die Unterhaltung beim Dinner gestern Abend – und plötzlich wurde mir alles klar.»

Er wandte sich wieder Nick zu.

«Sie haben die Neuigkeit gestern Abend gehört?»

«Ja. Im Radio. Ich benutzte das Telefon als Ausrede. Ich wollte die Nachrichten alleine hören – für den Fall...»

Sie musste schlucken. «Und dann hörte ich es...»

«Ich weiß, ich weiß.» Er nahm wieder ihre Hand.

«Es war – ziemlich grässlich. Dann kamen all diese Leute. Ich weiß nicht, wie ich das überstanden habe. Es war wie im Traum. Ich stand sozusagen neben mir und sah, dass ich mich benahm – als sei nichts geschehen. Es war irgendwie seltsam.»

«Ja, ja. Ich verstehe.»

«Und dann, als ich Freddie's Umhang holen ging – brach ich ganz kurz zusammen. Aber ich hatte mich ziemlich rasch wieder im Griff. Doch Maggie rief mir immer wieder etwas über ihren Mantel zu. Schließlich nahm sie dann meinen Schal und ging. Ich legte etwas Puder und Rouge auf und folgte ihr hinaus in den Garten. Und da lag sie – tot...»

«Ja, ja. Das muss ein furchtbarer Schock gewesen sein.»

«Sie verstehen nicht. Ich war wütend! Ich wünschte, ich würde da liegen! Ich wollte tot sein – und da war ich – ganz lebendig und das womöglich noch viele Jahre lang! Und Michael tot – ertrunken weit weg, irgendwo im Pazifik.»

«*Pauvre enfant.*»

«Ich will nicht leben. Ich sage Ihnen, ich will nicht mehr leben!», rief sie rebellisch aus.

«Ich weiß – ich weiß. Für uns alle gibt es Zeiten, Mademoiselle, in denen der Tod wünschenswerter scheint als das Leben. Aber das geht vorbei – Kummer und Trauer gehen vorbei. Sie glauben mir das jetzt nicht, das weiß ich. Es ist sinnlos für einen alten Mann wie mich, jetzt zu Ihnen zu sprechen. Leere Worte – denken Sie – nichts als leere Worte.»

«Sie glauben, ich könnte vergessen – und jemand anderen heiraten? Niemals!»

Sie sah außerordentlich reizvoll aus, wie sie da mit geballten Fäusten und geröteten Wangen im Bett saß.

Poirot beruhigte sie behutsam: «Nein, nein. Ich denke an nichts dergleichen. Sie können sich glücklich schätzen, Mademoiselle. Ein tapferer Mann – ein Held – hat Sie geliebt. Wie haben Sie sich kennen gelernt?»

«Letzten September – in La Touquet. Nicht ganz vor einem Jahr.»

«Und wann haben Sie sich verlobt?»

«Kurz nach Weihnachten. Aber es musste geheim bleiben.»

«Warum das?»

«Wegen Michaels Onkel – dem alten Sir Matthew Seton. Er liebte Vögel und hasste Frauen.»

«*Ab! Ce n'est pas raisonnable!*»

«Nun – darum ging es gar nicht so. Ich meine, er war sowieso komplett verrückt. Er hielt Frauen für den Ruin eines jeden Mannes. Und Michael war völlig abhängig von ihm. Er war schrecklich stolz auf Michael und hatte den Bau der «Albatros» und den Flug um die Welt finanziert, denn es war sein größter Traum – ebenso wie Michaels. Hätte Michael es geschafft, hätte er alles von ihm haben können. Und selbst wenn der alte Sir Matthew unnachgiebig geblieben wäre, hätte es dann keine Rolle mehr gespielt. Michael wäre ein gemachter Mann gewesen – eine Art Held auf der ganzen Welt. Sein Onkel hätte schließlich doch eingelenkt.»

«Ja, ja, ich verstehe.»

«Aber Michael sagte, es wäre unangenehm, wenn irgendetwas durchsickere. Wir müssten die Verlobung absolut geheim halten. Und das tat ich auch. Ich habe niemandem davon erzählt – nicht einmal Freddie.»

«Hätten Sie es wenigstens mir erzählt, Mademoiselle», stöhnte Poirot.

Nick sah ihn mit großen Augen an.

«Aber welchen Unterschied hätte das gemacht? Meine Verlobung kann doch nichts mit diesen rätselhaften Anschlägen auf mich zu tun haben. Nein, ich hatte es Michael versprochen – und ich habe mein Wort gehalten. Aber es war schrecklich – die Besorgnis, die Ungewissheit und jedes Mal wieder die Aufregung. Und alle sagten dauernd, ich sei so nervös. Und ich konnte es nicht erklären.»

«Ja, das kann ich alles gut nachfühlen.»

«Er war schon einmal vermisst, wissen Sie. Über der Wüste auf dem Weg nach Indien. Das war zunächst ziemlich schlimm, doch danach ging schließlich doch alles gut aus. Seine Maschine war zwar beschädigt, konnte aber repariert werden, und er konnte den Flug fortsetzen. Und ich sagte mir immer wieder, es würde diesmal wieder so sein. Alle hielten ihn für tot – doch ich sagte mir immer wieder, dass er in Wirklichkeit am Leben sein müsse. Und dann – gestern Abend...» Sie brach ab.

«Bis gestern hatten Sie also die Hoffnung nicht aufgegeben?»

«Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich wollte das Unvermeidliche einfach nicht akzeptieren. Es war schrecklich, mit niemandem darüber sprechen zu können.»

«Ja, das kann ich mir vorstellen. Waren Sie nie versucht, Madame Rice alles zu erzählen?»

«Manchmal war der Wunsch direkt übermächtig.»

«Glauben Sie, sie hat – etwas gehnt?»

Nick überlegte. «Das glaube ich eigentlich nicht», meinte sie schließlich. «Jedenfalls hat sie sich nie in der Richtung geäußert. Natürlich ließ sie manchmal entsprechende Bemerkungen fallen, zum Beispiel, dass Michael und ich dicke Freunde seien.»

«Als Monsieurs Onkel starb, haben Sie auch da nicht in Erwägung gezogen, sie einzuweihen? Sie wissen doch, dass er vor ungefähr einer Woche starb?»

«Ja, ich weiß. An den Folgen einer Operation, glaube ich. Ich nehme an, danach hätte ich es allen sagen können. Aber es wäre kein guter Stil gewesen, nicht wahr? Ich meine, es hätte ziemlich prahlerisch ausgesehen – es ausgerechnet dann zu erzählen, als die Zeitungen voll waren mit Michaels Abenteuer. Und dann wären die Reporter gekommen und hätten Interviews gewollt. Das

hätte alles ziemlich billig gewirkt. Michael hätte so etwas verabscheut.»

«Da stimme ich Ihnen vollkommen zu, Mademoiselle. Sie hätten es nicht öffentlich bekannt geben können. Ich dachte nur, Sie hätten es vielleicht ganz privat einem Freund erzählen können.»

«Ich habe einer Person gegenüber etwas angedeutet», räumte Nick ein. «Ich hielt es nur für fair. Aber ich weiß nicht, ob er – die Person – den Wink richtig verstanden hat.»

Poirot nickte.

«Verstehen Sie sich gut mit Ihrem Cousin, Monsieur Vyse?», wollte er ohne jede Überleitung von ihr wissen.

«Charles? Wie kommen Sie ausgerechnet auf ihn?»

«Ich habe nur so hin und her gedacht.»

«Charles meint es immer gut», entgegnete Nick. «Natürlich ist er ein wunderlicher Kauz. Bewegt sich nie von St. Loo fort. Ich glaube, er hält nicht viel von mir.»

«Oh! Mademoiselle, Mademoiselle! Und ich habe gehört, sein Herz liegt Ihnen zu Füßen.»

«Man kann jemanden ablehnen und doch eine Schwäche für ihn haben. Charles hält meinen Lebensstil für verwerflich und er missbilligt meine Cocktails, mein Aussehen, meine Freunde und meine Konversation. Dennoch kann er sich meiner fatalen Anziehungskraft nicht entziehen. Ich glaube, er hofft darauf, mich eines Tages doch noch zu bekehren.»

Sie hielt einen Moment inne und meinte dann mit einem Anflug ihres früheren Schalks: «Wen haben Sie denn ausgequetscht, um den örtlichen Klatsch herauszubekommen?»

«Sie dürfen mich aber nicht verraten, Mademoiselle. Nur eine kleine Unterhaltung mit der australischen Dame, Mrs Croft.»

«Sie ist ein recht altmodisches, liebes Geschöpf – wenn man genug Zeit für sie hat. Schrecklich sentimental. Schätzt Begriffe wie Liebe, Heim und Kinder.»

«Ich bin selbst altmodisch und sentimental, Mademoiselle.»

«Wirklich? Ich hätte eher auf Captain Hastings als den Sentimentalen von Ihnen beiden getippt.»

Ich errötete vor Ärger.

«Er ist wütend», stellte Poirot fest und weidete sich dabei mit großem Vergnügen an meinem Unbehagen. «Aber Sie haben Recht, Mademoiselle. Ja, Sie haben vollkommen Recht.»

«Überhaupt nicht», widersprach ich ärgerlich.

«Hastings verfügt über ein einmalig herrliches Naturell. So manches Mal hat sich dies allerdings für mich als großes Hindernis erwiesen.»

«Jetzt werden Sie absurd, Poirot.»

«Anfangs will er das Böse überhaupt nicht wahrhaben, und wenn er es dann schließlich doch erkennt, ist es ihm unmöglich, seinen gerechten Zorn zu verbergen. An und für sich ein sehr seltener und schöner Zug. Nein, *mon ami*, ich werde Ihnen nicht erlauben, mir zu widersprechen. Es ist genauso, wie ich sage.»

«Sie waren beide sehr freundlich zu mir», versuchte Nick mit sanfter Stimme zu vermitteln.

«*Là, là*, Mademoiselle. Das ist doch nicht der Rede wert. Wir haben noch viel vor uns. Zunächst einmal bleiben Sie hier. Sie müssen den Anweisungen Folge leisten. Sie werden tun, was ich Ihnen sage. In diesem kritischen Augenblick darf man mir auf keinen Fall ins Handwerk pfuschen.»

Nick seufzte ergeben.

«Ich werde tun, was Sie möchten. Es ist doch ganz gleich, was ich tue.»

«Zunächst einmal dürfen Sie keinen Ihrer Freunde sehen.»

«Das macht mir nichts aus. Ich will sowieso niemanden sehen.»

«Sie spielen die passive Rolle – wir die aktive. Jetzt, Mademoiselle, werden wir Sie allein lassen. Ich möchte Sie nicht länger in Ihrer Trauer behelligen.»

Er ging zur Tür und, mit der Hand auf dem Türgriff, fragte er über die Schulter: «Ach, übrigens, Sie erwähnten einmal Ihr Testament. Wo befindet es sich?»

«Oh! Das muss irgendwo herumliegen.»

«In End House?»

«Ja.»

«In einem Safe? Oder wohl verschlossen in Ihrem Schreibtisch?»

«Ich weiß es wirklich nicht genau. Irgendwo muss es sein.» Sie verzog das Gesicht. «Ich bin furchtbar schlampig, müssen Sie wissen. Papiere und solche Sachen müssten eigentlich in dem Schreibtisch in der Bibliothek sein. Dort befinden sich jedenfalls die meisten Rechnungen. Wahrscheinlich ist das Testament dabei. Oder es könnte vielleicht auch in meinem Schlafzimmer sein.»

«Gestatten Sie mir, danach zu suchen – ja?»

«Wenn Sie es möchten – ja, sicher. Sehen Sie nur überall nach.»

«*Merci*, Mademoiselle. Ich werde mich Ihrer Erlaubnis bedienen.»

Zwölftes Kapitel

Ellen

Poirot sagte kein Wort, bis wir aus dem Sanatorium heraus und an der frischen Luft waren. Dann packte er mich beim Arm.

«Sehen Sie Hastings? Sehen Sie? Ah! *Sacré tonnerre!* Ich hatte Recht! Ich hatte doch Recht! Ich wusste die ganze Zeit, dass etwas fehlte – ein Teil des Puzzles fehlte. Und ohne dieses fehlende Teil war die ganze Sache sinnlos.»

Sein geradezu verzweifelter Triumph kam mir spanisch vor. Ich konnte nicht finden, dass sich etwas Weltbewegendes ereignet hatte.

«Es war die ganze Zeit da. Und ich konnte es nicht erkennen. Aber wie sollte ich auch? Es ist eine Sache, zu wissen, dass es da etwas gibt – ja, das ist möglich –, aber zu wissen, was dieses Etwas ist. Ah! *Ca c'est bien plus difficile.*»

«Wollen Sie damit sagen, dass dies in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Verbrechen steht?»

«*Ma foi*, verstehen Sie denn nicht?»

«Also ehrlich gesagt, nein.»

«Ist es die Möglichkeit? Dabei liefert es uns doch das lang gesuchte Motiv – das verborgene, rätselhafte Motiv!»

«Ich mag wohl schwer von Begriff sein, aber ich kann es nicht erkennen. Meinen Sie vielleicht Eifersucht?»

«Eifersucht? Nein, nein, mein Freund. Das übliche – das unvermeidliche Motiv. Geld, mein Freund, Geld!»

Ich sah ihn verdutzt an. Er fuhr in ruhigerem Ton fort.

«Hören Sie, *mon ami*. Vor einer Woche verstarb Sir Matthew Seton. Und Sir Matthew Seton war Millionär – einer der reichsten Männer Englands.»

«Ja, aber...»

«*Attendez*. Geduld. Eins nach dem anderen. Er hat einen Neffen, den er vergöttert und dem er, davon können wir mit Sicherheit ausgehen, sein riesiges Vermögen hinterlassen hat.»

«Aber...»

«*Mais oui* – Legate, ja, eine Stiftung in Zusammenhang mit seinem Steckenpferd, sicher ja, aber der Löwenanteil geht an Michael Seton. Letzten Dienstag hat man Michael Seton als vermisst gemeldet – und am Mittwoch beginnen die Anschläge auf Mademoiselles Leben. Angenommen, Hastings, Michael Seton hat vor seinem Flug ein Testament gemacht, und angenommen, er hat alles seiner Verlobten vererbt.»

«Das sind reine Spekulationen.»

«Es sind Spekulationen – ja. Aber es muss einfach so sein. Denn sonst ergibt alles, was geschehen ist, überhaupt keinen Sinn. Es handelt sich hier nicht um einen Pappentstiel. Es geht um ein ungeheures Vermögen.»

Ich schwieg ein paar Minuten und überdachte das Ganze. Mir schienen Poirots Schlussfolgerungen äußerst leichtfertig, und doch war ich gleichzeitig innerlich überzeugt, dass er Recht hatte. Sein außergewöhnlicher Instinkt, Recht zu haben, verfehlte dabei seine Wirkung auf mich keineswegs. Und doch mangelte es eindeutig noch an einer ganzen Anzahl handfester Beweise.

«Aber wenn doch niemand von der Verlobung wusste», argumentierte ich.

«Pah! Jemand hat es eben doch gewusst. Und überhaupt weiß immer jemand Bescheid. Und wenn man es nicht

weiß, dann spekuliert man eben. Madame Rice vermutete etwas. Mademoiselle Nick hat das zugegeben. Vielleicht hat sie ihren Vermutungen Gewissheit verliehen.»

«Wie denn?»

«Nun, zunächst einmal muss es Briefe von Michael Seton an Mademoiselle Nick geben. Sie waren ja eine ganze Zeit verlobt.

Und selbst ihre beste Freundin würde diese junge Dame als nachlässig bezeichnen. Sie lässt alles irgendwo herumliegen. Ich bezweifle, dass sie in ihrem Leben je etwas weggeschlossen hat. Oh ja, da gäbe es genügend Wege, sich zu vergewissern.»

«Und Frederica Rice würde von dem Testament wissen, das ihre Freundin gemacht hat?»

«Ohne Zweifel. Oh ja, das zeichnet sich immer deutlicher ab. Sie erinnern sich an meine Liste – eine Liste der Personen von A bis J. Sie ist nunmehr auf zwei Personen geschrumpft. Ich schließe die Bediensteten aus, ich schließe Commander Challenger aus – obwohl er anderthalb Stunden von Plymouth bis hierher gebraucht hat – und es sind nur dreißig Meilen. Ich schließe den langnasigen Monsieur Lazarus aus, der fünfzig Pfund für ein Porträt geboten hat, das nur zwanzig wert ist. (Das ist ungewöhnlich, je mehr man darüber nachdenkt, höchst untypisch für seinesgleichen.) Ich streiche die Australier – ach so herzlich und nett. Ich lasse nur noch zwei Leute auf meiner Liste.»

«Eine ist Frederica Rice», sagte ich langsam.

Ich sah ihr Gesicht vor mir, das goldene Haar und die durchsichtige Zartheit ihrer Züge.

«Ja. Alles weist sehr deutlich auf sie hin. Wie nachlässig Mademoiselles Testament auch formuliert sein mag, sie wird doch eindeutig als Haupterin genannt sein. Außer End House sollte alles an sie gehen. Hätte man Made-

moiselle Nick gestern Abend an Stelle von Mademoiselle Maggie erschossen, wäre Madame Rice heute eine reiche Frau.»

«Ich kann es kaum glauben!»

«Sie meinen, Sie können es kaum glauben, dass eine schöne Frau eine Mörderin sein kann? Damit haben auch so manche Geschworene häufig ihre Probleme. Aber es gibt ja noch einen Verdächtigen.»

«Wen?»

«Charles Vyse.»

«Aber der erbt doch nur das Haus.»

«Ja – aber vielleicht weiß er das nicht. Hat er das Testament für Mademoiselle aufgesetzt? Ich glaube kaum. Wenn dem so wäre, befände es sich in seiner Verwahrung und würde nicht irgendwo herumliegen, wie Mademoiselle es ausgedrückt hat. Also, Sie sehen, Hastings, es ist sehr wahrscheinlich, dass er nichts von dem Testament weiß. Er könnte annehmen, dass sie nie ein Testament gemacht hat und dass er folglich als nächster Anverwandter der Erbe sei.»

«Wissen Sie», gestand ich ihm, «das scheint mir weitaus einleuchtender.»

«Da kommt wieder Ihr romantisches Gemüt durch, Hastings. Der schurkische Anwalt. Eine vertraute Figur aus Romanen. Wenn er zudem noch ein undurchdringliches Gesicht macht, ist die Sache für Sie gleich bombensicher. Es stimmt allerdings, er passt in mancher Hinsicht besser als Madame. Es ist wahrscheinlicher, dass er über die Pistole Bescheid wusste und sie auch benutzen würde.»

«Und den Felsblock hinunterstürzen konnte.»

«Vielleicht. Obwohl da, wie ich Ihnen bereits sagte, viel mithilfe der Hebeltechnik getan werden kann. Und die Tatsache, dass der Felsbrocken sich zur falschen Zeit

löste und daher Mademoiselle nicht traf, lässt mehr auf weibliche Täterschaft schließen. An den Bremsen eines Autos herumzubasteln sieht nach einer rein männlichen Angelegenheit aus – obwohl heutzutage viele Frauen genauso gute Mechaniker sind wie Männer. Andererseits hat die Theorie gegen Monsieur Vyse noch einige Lücken.»

«Nämlich...?»

«Es ist unwahrscheinlich, dass er von Mademoiselles Verlobung wusste. Und da ist noch ein Punkt. Der Täter handelte ziemlich überstürzt.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nun, bis gestern Abend gab es keine Gewissheit über Setons Tod. So hastig zu handeln, ohne sich vorher abzusichern, scheint mir äußerst untypisch für eine juristische Denkart.»

«Ja», stimmte ich zu. «Eine Frau neigt eher zu voreiligen Schlüssen.»

«Genau. *Ce que femme veut, Dieu veut*. Das ist die Einstellung der Frauen.»

«Es grenzt wirklich an Wunder, wie Nick jedes Mal davongekommen ist. Es scheint beinahe unglaublich.»

Und plötzlich erinnerte ich mich an den Unterton in Fredericas Stimme, als sie sagte: «Nick ist wie durch einen Zauber unverwundbar.» Ein leichter Schauer lief mir über den Rücken.

«Ja», meinte Poirot nachdenklich. «Und das ist in keiner Weise mein Verdienst. Das ist demütigend für mich.»

«Vorsehung», murmelte ich.

«Ah! *Mon ami*, ich an Ihrer Stelle würde dem lieben Gott nicht die Last der menschlichen Fehler aufbürden. Sie sagen das voller Dankbarkeit mit Ihrer schönsten Sonntagmorgenstimme – ohne darüber nachzudenken, dass Sie in Wirklichkeit sagen, dass *le bon Dieu* Miss Maggie Buckley getötet hat.»

«Also wirklich, Poirot.»

«Also wirklich, mein Freund! Aber ich lehne mich nicht zurück und sage, es ist alles Gottes Wille, da mische ich mich nicht ein. Denn ich bin überzeugt, dass *le bon Dieu* Hercule Poirot geschaffen hat, damit er sich einmischt. Das ist mein *métier*.»

Wir waren langsam den Zickzackpfad die Klippe hinauf geklettert. An der Biegung betraten wir durch die kleine Pforte den Grund und Boden von End House.

«Uff!», keuchte Poirot. «Das ist ein steiler Aufstieg. Mir ist heiß. Mein Schnurrbart gerät aus der Form. Ja, wie ich gerade sagte, ich stehe auf der Seite der Unschuldigen. Ich stehe auf der Seite von Miss Nick, weil sie angegriffen wurde. Ich stehe auch auf der Seite von Mademoiselle Maggie, weil sie getötet wurde.»

«Und Sie sind gegen Frederica Rice und Charles Vyse.»

«Nein, nein, Hastings. Da bin ich ganz offen. Ich behaupte lediglich, dass sich gegenwärtig der Hauptverdacht auf einen von den beiden konzentriert. Pst!»

Wir waren auf dem Rasen vor dem Haus angekommen. Ein Mann fuhr einen Rasenmäher. Er hatte ein längliches, dummes Gesicht und glanzlose Augen. Bei ihm war ein kleiner Junge von etwa zehn Jahren, der hässlich, aber intelligent aussah.

Wir hatten den Rasenmäher gar nicht gehört, fiel mir auf, aber ich nahm an, dass der Gärtner sich wohl kaum überarbeitete. Er hatte sich wahrscheinlich wieder einmal von seiner Arbeit ausgeruht und die Maschine angeworfen, als er unsere Stimmen hörte.

«Guten Morgen», wünschte Poirot.

«Guten Morgen, Sir.»

«Ich nehme an, Sie sind der Gärtner. Der Ehemann von Madame, die im Haus arbeitet.»

«Er ist mein Papa», sagte der kleine Junge.

«So ist es, Sir», bestätigte der Mann. «Und Sie müssen der fremde Herr sein, der, wie ich hörte, ein echter Detektiv ist. Gibt es etwas Neues von der jungen Herrin, Sir?»

«Ich komme gerade von ihr. Sie hat die Nacht zufriedenstellend verbracht.»

«Wir hatten Polizisten hier», mischte sich der kleine Junge wieder ein. «Hier direkt an den Stufen ist die Dame getötet worden. Ich habe einmal gesehen, wie ein Schwein getötet wurde, nicht wahr, Papa?»

«Ah!», brummte sein Vater nur gleichmütig.

«Papa hat immer die Schweine getötet, als er auf einer Farm gearbeitet hat. Das stimmt doch, Papa? Ich habe schon mal gesehen, wie ein Schwein getötet wurde. Es hat mir gefallen.»

«Kinder schauen gern beim Schweineschlachten zu», stellte der Mann fest, als ob es sich um ein unabänderliches Naturgesetz handle.

«Mit einer Pistole erschossen wurde die Dame», fuhr der Junge fort. «Ihr hat man nicht die Kehle durchgeschnitten. Nein, hat man nicht!»

Wir gingen weiter zum Haus und ich war froh, von dem schrecklichen Kind wegzukommen.

Poirot betrat den Salon durch die offene Verandatür und läutete nach Ellen, die gleich darauf in adrettem Schwarz erschien. Sie zeigte keinerlei Überraschung über unseren Besuch.

Poirot erklärte ihr, dass wir mit Erlaubnis von Miss Buckley hier seien und eine Hausdurchsuchung durchführen wollten. «Sehr wohl, Sir.»

«Die Polizei hat ihre Untersuchung abgeschlossen?»

«Sie haben gesagt, sie hätten alles gesehen, was nötig ist. Sie haben auch seit aller Frühe den Garten abgesucht. Ich weiß nicht, ob sie etwas gefunden haben.»

Sie wollte gerade hinausgehen, als Poirot sie mit einer Frage zurückhielt. «Waren Sie gestern Abend sehr überrascht, als Sie hörten, Miss Buckley sei erschossen worden?»

«Ja, Sir, sehr überrascht. Miss Maggie war eine nette, junge Dame, Sir. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand so schlecht sein kann, ihr etwas antun zu wollen.»

«Jemand anders als Opfer hätte sie nicht so sehr überrascht, hm?»

«Ich weiß nicht, was Sie meinen, Sir.»

«Als ich gestern in die Halle kam», antwortete er, «haben Sie sofort gefragt, ob jemand verletzt sei. Haben Sie denn einen derartigen Vorfall erwartet?»

Sie schwieg. Ihre Finger fältelten einen Zipfel ihrer Schürze. Sie schüttelte den Kopf und murmelte: «Sie würden das nicht verstehen, meine Herren.»

«Ja, doch, ja», versicherte Poirot. «Ich würde sehr wohl verstehen. Egal wie sonderbar es auch sein mag, was Sie sagen, ich werde es verstehen.»

Sie sah ihn zweifelnd an und entschied sich dann, ihm zu vertrauen. «Wissen Sie, Sir», begann sie, «dies ist kein gutes Haus.»

Ich war verblüfft und reagierte eher ablehnend. Poirot dagegen schien die Bemerkung völlig normal zu finden.

«Sie meinen, es ist ein altes Haus.»

«Ja, Sir, und kein gutes Haus.»

«Sie arbeiten schon lange hier?»

«Sechs Jahre, Sir. Aber ich habe hier schon als junges Mädchen gearbeitet. Als Küchenmädchen. Das war noch in der Zeit des alten Sir Nicholas. Es war damals schon so.»

Poirot betrachtete sie aufmerksam.

«Manchmal herrscht eine böse Atmosphäre in einem alten Haus.»

«Genau, Sir», stimmte Ellen eifrig zu. «Böse. Böse Gedanken und auch böse Taten. Es ist wie der Modergeruch in einem Haus, man bekommt ihn nicht heraus. Es liegt irgendwie in der Luft. Ich habe immer gewusst, eines Tages würde in diesem Haus etwas Schlimmes passieren.»

«Nun, Sie haben Recht behalten.»

«Ja, Sir.»

In ihrem Ton schwang eine sehr schwache Befriedigung mit, die Befriedigung eines Menschen, dessen düstere Vorahnungen sich bewahrheitet hatten.

«Aber Sie haben dabei nicht an Miss Maggie gedacht.»

«Nein, in der Tat, das habe ich nicht, Sir. Niemand hasste sie – dessen bin ich ganz sicher.»

Mir schien es, als ob in diesen Worten ein Hinweis läge. Ich nahm an, Poirot würde der Sache nachgehen, aber zu meiner Überraschung wechselte er zu einem ganz anderen Thema über.

«Sie haben die Schüsse nicht gehört?»

«Ich konnte bei dem lauten Feuerwerk nichts anderes hören. Und es war sehr laut.»

«Sie haben es sich nicht angesehen?»

«Nein, ich war mit dem Abräumen des Dinners noch nicht fertig.»

«Hat Ihnen der Kellner geholfen?»

«Nein, Sir, er war draußen im Garten und sah sich das Feuerwerk an.»

«Aber Sie waren nicht draußen?»

«Nein, Sir.»

«Warum nicht?»

«Ich wollte fertig werden.»

«Mögen Sie kein Feuerwerk?»

«Oh doch, Sir. Das war es nicht. Aber, wissen Sie, es gibt an zwei Abenden Feuerwerk, und William und ich haben morgen Abend frei und gehen hinunter in die Stadt und sehen es uns dort an.»

«Ich verstehe. Und Sie haben gehört, wie Mademoiselle Maggie nach ihrem Mantel fragte und ihn nicht finden konnte?»

«Ich hörte, wie Miss Nick die Treppe hinaufannte und wie Miss Buckley von der Halle aus hinaufrief, sie könne etwas nicht finden, und ich hörte, wie sie sagte: «Gut – ich nehme den Schal...»»

«Pardon», unterbrach sie Poirot. «Sie haben keine Anstalten gemacht, den Mantel für sie zu suchen – oder ihn aus dem Auto zu holen, wo sie ihn vergessen hatte?»

«Ich musste meine Arbeit tun, Sir.»

«In Ordnung – und zweifellos hat Sie keine der jungen Damen darum gebeten in der Annahme, Sie seien draußen beim Feuerwerk?»

«Ja, Sir.»

«Daraus kann man schließen, dass Sie die anderen Jahre tatsächlich draußen waren und sich das Feuerwerk angesehen haben?»

Eine plötzliche Röte schoss in ihre blassen Wangen.

«Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, Sir. Wir durften immer in den Garten hinaus gehen. Wenn mir dieses Jahr nicht danach war und ich lieber meine Arbeit beenden und ins Bett gehen wollte, finde ich, geht das nur mich etwas an.»

«*Mais oui. Mais oui.* Ich wollte Sie nicht beleidigen. Warum sollten Sie auch nicht tun, was Sie wollen. Eine Abwechslung tut manchmal ganz gut.»

Er machte eine Pause und fügte dann hinzu: «Es gibt da noch eine kleine Sache, in der Sie mir vielleicht helfen

können. Dies ist ein altes Haus. Wissen Sie, ob es ein Geheimbabinett gibt?»

«Nun – es gibt eine Art verschiebbare Wandtäfelung – und zwar in diesem Zimmer hier. Ich erinnere mich, dass man sie mir als junges Mädchen zeigte. Ich kann mich bloß jetzt nicht genau erinnern, wo sie ist. Vielleicht doch in der Bibliothek? Ich bin mir einfach nicht mehr sicher.»

«Groß genug als Versteck für eine Person?»

«Oh nein, Sir. Ganz und gar nicht. Ein kleines Wand-schränkchen – eine Art Nische. Ungefähr dreißig Quadrat-zentimeter groß, Sir, mehr nicht.»

«Oh, ich denke da an etwas ganz anderes.»

Die Röte schoss ihr wieder ins Gesicht. «Wenn Sie denken, ich hätte mich irgendwo versteckt – nein, das habe ich nicht. Ich habe gehört, wie Miss Nick die Treppe hinuntergelaufen kam, und ich hörte ihren Aufschrei – da lief ich in die Halle, um zu sehen, ob – ob irgendetwas nicht stimmte. Und das ist die ganze Wahrheit, Sir. Die unumstößliche Wahrheit.»

Dreizehntes Kapitel

Briefe

Nachdem wir Ellen losgeworden waren, wandte Poirot mir ein ziemlich sorgenvolles Gesicht zu.

«Ich frage mich – hat sie die Schüsse gehört? Ich glaube schon. Sie hat sie gehört und die Küchentür geöffnet. Sie hörte Nick die Treppe hinunter- und hinauflaufen und ging selbst in die Halle, um zu sehen, was passiert war. Das ist ganz natürlich. Aber warum ging sie an diesem Abend nicht hinaus, um sich das Feuerwerk anzusehen? Das wüsste ich zu gerne, Hastings.»

«Was hatten Sie im Sinn, als Sie nach einem Geheimkabinett fragten?»

«Ach, nur so eine fixe Idee. Schließlich haben wir uns ja noch nicht mit J. befasst.»

«Mit I?»

«Ja. Die letzte Person auf meiner Liste. Der rätselhafte Außenseiter. Angenommen, J. wäre gestern Abend aus irgendeinem Grund, der mit Ellen zu tun hat, ins Haus gekommen. Er (ich gehe davon aus, es ist ein Er) versteckt sich in einer Geheimkammer in diesem Zimmer. Ein Mädchen geht an ihm vorbei, das er für Nick hält. Er folgt ihr hinaus – und erschießt sie. *Non – c'est idiot!* Und außerdem wissen wir jetzt, dass es hier gar kein Versteck gibt. Ellens Entscheidung, gestern Abend in der Küche zu bleiben, war reiner Zufall. Kommen Sie, halten wir

lieber Ausschau nach dem Testament von Mademoiselle Nick.»

Im Salon befanden sich keinerlei Dokumente oder Papiere. Wir gingen weiter in die Bibliothek, einen ziemlich dunklen Raum, dessen Fenster sich zur Einfahrt öffneten. Hier stand ein großer, altmodischer Sekretär aus Nussbaum. Bis wir alles durchstöbert hatten, dauerte eine Weile. Es herrschte ein buntes Durcheinander. Rechnungen und Quittungen traut vereint, dazwischen Einladungen, Mahnbrieife und Briefe von Freunden.

«Wir werden ganz methodisch vorgehen und Ordnung in diese Sache bringen», sagte Poirot in strengem Ton.

Und er hielt Wort. Eine halbe Stunde später lehnte er sich befriedigt zurück. Alles war in ordentliche Häufchen gestapelt.

«C'est bien, ca. Das Ganze hat wenigstens ein Gutes. Wir mussten alles so gründlich durchsehen, dass uns eigentlich nichts entgangen sein könnte.»

«Nein, wahrhaftig nicht. Leider war die Suche nicht sehr ergiebig.»

«Vielleicht ist das etwas für uns.»

Er schob mir einen Brief herüber. Er war in einer großen, weit auseinandergezogenen, kaum entzifferbaren Handschrift verfasst.

Darling – die Party war himmlisch. Fühle mich heute ziemlich elend. Du hast gut daran getan, das Zeug nicht anzurühren – lass bloß die Hände davon, Darling. Es ist verdammt hart, damit aufzuhören. Ich schreibe dem Freund, damit er rasch für Nachschub sorgt. Das Leben kann die Hölle sein!

Deine Freddie

«Von letztem Februar», las Poirot nachdenklich. «Natürlich, sie nimmt Rauschgift. Ich habe das sofort gewusst, als ich sie sah.»

«Wirklich? Ich wäre nie auf diese Idee gekommen.»

«Es ist ziemlich eindeutig. Schauen Sie sich nur ihre Augen an. Und dann die außergewöhnlichen Stimmungsschwankungen. Manchmal ist sie ganz nervös, wie auf dem Sprung – und dann wieder ganz leblos – apathisch.»

«Haben Drogen nicht auch Einfluss auf die Moral eines Menschen?»

«Das ist unvermeidlich. Doch ich glaube nicht, dass Madame Rice dem Zeug verfallen ist. Sie steht erst am Anfang der Sucht – nicht am Ende.»

«Und Nick?»

«Keinerlei Anzeichen. Vielleicht hat sie aus lauter Übermut hie und da auf einer Party etwas ausprobiert, aber sie ist sicher nicht abhängig.»

«Da bin ich aber froh.»

Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass Nick über Frederica gesagt hatte, sie sei manchmal nicht ganz sie selbst. Poirot nickte und tippte mit dem Finger auf den Brief in seiner Hand.

«Ja, das hat sie ganz zweifellos damit gemeint. Nun, ansonsten haben wir hier, wie es so schön heißt, jedenfalls eine Niete gezogen. Gehen wir hinauf in Mademoiselles Zimmer.»

In Nicks Zimmer befand sich ebenfalls ein Schreibtisch, in dem aber vergleichsweise wenig aufbewahrt wurde. Wieder keine Spur von einem Testament. Wir fanden die Zulassungspapiere für ihren Wagen und einen Gewinnanteilschein, der einen Monat alt war. Sonst gab es nichts von Bedeutung.

Poirot seufzte betont übertrieben.

«Diese jungen Mädchen von heute – sie sind nicht mehr richtig erzogen. Die Methode und Ordnung fehlen in ihrer Erziehung. Sie ist ganz reizend, unsere Mademoiselle Nick, aber ein Schussel. Ja, sie ist ganz bestimmt ein Schussel.»

Jetzt hatte er sich den Inhalt einer Kommodenschublade vorgenommen.

«Aber, Poirot», wandte ich peinlich berührt ein, «da ist doch sicher ihre Unterwäsche drin.»

Er sah mich verdutzt an. «Und warum auch nicht, mein Freund?»

«Finden Sie nicht – ich will sagen – wir können doch unmöglich...»

Er brach in schallendes Gelächter aus. «Mein armer Hastings, Sie sind ganz eindeutig ein Überbleibsel des viktorianischen Zeitalters. Mademoiselle Nick, wäre sie hier, würde es Ihnen selbst sagen. Mit großer Wahrscheinlichkeit würde sie Ihnen sogar eine schmutzige Fantasie vorwerfen. Heutzutage empfinden die jungen Damen ihre Unterwäsche nicht als peinlich. Die Untertaille und das Hemdhöschen gelten nicht mehr als sündiges Geheimnis. Am Strand wird man sich dieser Kleidungsstücke nur wenige Schritte von Ihnen entfernt entledigen. Und was ist schon dabei?»

«Trotzdem sehe ich keine Notwendigkeit für Ihr Tun.»

«*Ecoutez, mon ami.* Ganz offensichtlich sperrt Mademoiselle Nick ihre Schätze nicht irgendwo ein. Wenn sie etwas vor den Augen der Welt verstecken wollte – wo würde sie das wohl tun? Unter den Strümpfen und Unterröcken. Und was haben wir da?»

Er hielt ein Päckchen mit Briefen in der Hand, die mit einem verblichenen rosa Band zusammengebunden waren.

«Die Liebesbriefe von Monsieur Michael Seton, wenn ich mich nicht irre.»

Ganz ruhig band er die Schleife auf und nahm einen Brief aus seinem Umschlag.

«Poirot!», rief ich entsetzt. «Das können Sie nun wirklich nicht tun. Das verletzt die Spielregeln.»

«Das ist kein Spiel, *mon ami*.» Seine Stimme klang plötzlich schneidend und streng. «Ich versuche, einen Mörder zu überführen.»

«Ja, aber Privatbriefe...»

«Können mir vielleicht nicht weiterhelfen – andererseits vielleicht eben doch. Ich muss jede Gelegenheit nutzen, mein Freund. Kommen Sie, wir können sie genauso gut zusammen lesen. Zwei Paar Augen sehen oft mehr als eins. Trösten Sie sich mit dem Gedanken, dass die treue Ellen sie vermutlich in- und auswendig kennt.»

Die Sache gefiel mir nicht. Und doch war mir klar, dass es Poirot sich nicht leisten konnte, zimperlich zu sein, und so beruhigte ich mein Gewissen mit Nicks letzten Worten: «Sehen Sie sich nur alles an, was Sie wollen.»

Die Briefe erstreckten sich über mehrere Monate. Der erste war vom letzten Winter.

Neujahrstag

Liebling, es ist Neujahr und ich habe gute Vorsätze gefasst. Es scheint zu schön, um wahr zu sein – du liebst mich wirklich. Du hast mein ganzes Leben verändert. Ich glaube, es war Liebe auf den ersten Blick. Frohes neues Jahr, mein liebstes Mädchen.

*Auf immer,
dein Michael.*

8. Februar

Meine Liebste! Wie ich mir wünsche, dich öfter zu sehen. Unsere Lage ist ziemlich verzwickt, nicht wahr? Mir ist dieses verhasste Versteckspiel zuwider, aber ich habe dir ja erklärt, wie die Dinge stehen. Ich weiß, wie sehr du Lügen und Heimlichtuerei hasst. Mir geht es genauso. Aber mal ehrlich, es würde alles auf den Kopf stellen. Onkel Matthew hat nun einmal die fixe Idee, dass frühzeitige Eben die Karriere eines Mannes zerstören. Als ob du, mein süßer Engel, je die meinige zerstören könntest!

Kopf hoch, mein Liebling. Alles wird gut werden.

Dein Michael.

2. März

Ich weiß, ich sollte dir nicht zwei Tage hintereinander schreiben. Aber ich muss es einfach tun. Als ich gestern in der Luft war, musste ich an dich denken. Ich flog über Scarborough. Geliebtes, gesegnetes Scarborough – der herrlichste Ort auf der Welt. Liebling du weißt gar nicht, wie sehr ich dich liebe!

Dein Michael

18. April

Liebstes, alles ist in Ordnung. Definitiv. Wenn ich die Sache hier glücklich zu Ende bringe (und das werde ich), kann ich Onkel Matthew gegenüber entschieden auftreten. Und wenn ihm das nicht passt – nun, was kümmert's mich? Es ist anbetungswürdig von dir, dich derart für meine technischen Ausführungen über den «Albatros» zu interessieren. Ich sehne mich danach, dich einmal mit hinaufzunehmen. Eines Tages ist es so weit! Und bitte, mach dir um Gottes willen keine Sorgen um mich. Die Sache ist halb so riskant, wie sie klingt. Mir kann einfach nichts zustoßen, jetzt wo ich weiß, dass du mich liebst. Alles kommt in Ordnung mein Schatz.

Vertraue deinem Michael.

20. April

Du Engel! Jedes Wort von dir ist wahr und dieser Brief wird mir stets lieb und teuer sein. Ich bin nicht annähernd gut genug für dich. Du bist so anders. Ich bete dich an.

Dein Michael

Der letzte Brief trug kein Datum.

Liebste! Nun, morgen breche ich auf. Fühle mich blendend und voller Erwartung und total siegesgewiss. Die alte «Albatros» ist auf Vordermann gebracht. Sie wird mich nicht im Stich lassen. Kopf hoch, mein Schatz, und mache dir keine Sorgen. Natürlich besteht ein gewisses Risiko, aber das ganze Leben ist ein einziges Risiko. Übrigens hat jemand den Vorschlag gemacht, ich solle ein Testament machen (taktvoller Bursche – meinte es aber gut), also habe ich es getan – auf ein halbes Blockblatt – und es an den alten Whitfield geschickt. Ich hatte keine Zeit mehr, selbst hinzugehen. Jemand hat mir mal von einem Testament erzählt, das nur aus den drei Worten bestand, «Alles an Mutter», und völlig legal war. Meines ist ziemlich ähnlich – ich erinnerte mich sogar rechtzeitig daran, dass dein richtiger Name Magdala lautet. Das war doch ziemlich geschickt von mir, oder? Ein paar von den Jungs hier haben als Zeugen fungiert.

Aber nimm dir ja all das feierliche Gerede über das Testament nicht zu Herzen. Es geht mir prima. Ich werde dir Telegramme schicken, aus Indien und Australien und von überall. Und bleibe guten Mutes, alles wird gut werden. Glaubst du mir das?

Gute Nacht und Gott segne dich.

Michael

Poirot legte die Briefe sorgfältig wieder zusammen.

«Sehen Sie Hastings. Ich musste sie lesen – um sicher zu gehen. Es ist so, wie ich Ihnen sagte.»

«Und das hätten Sie nicht anders herausfinden können?»

«Nein, *mon cher*, eben nicht. Es musste sein. Dafür haben wir jetzt äußerst wertvolles Beweismaterial.»

«In welcher Hinsicht?»

«Wir wissen jetzt, dass Michael ein Testament zu Gunsten von Mademoiselle Nick gemacht hat und dies ist schriftlich festgehalten. Jedem, der diese Briefe gelesen hat, muss das bekannt sein. Und da die Briefe derart leicht zu finden sind, könnte eigentlich jeder sie gelesen haben.»

«Ellen?»

«Ziemlich sicher, würde ich sagen. Wir werden sie einem kleinen Test unterziehen, bevor wir weggehen.»

«Jedoch keine Spur von dem Testament.»

«Nein, das ist merkwürdig. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist es auf einem Bücherschrank oder in einem Porzellankrug gelandet. Wir müssen versuchen, Mademoiselle Nicks Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Hier ist jedenfalls nichts mehr zu finden.»

Ellen war in der Halle und wischte Staub, als wir die Treppe hinab kamen.

Poirot wünschte ihr mit ausgesuchter Höflichkeit einen guten Morgen. An der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte: «Ich nehme an, Sie wissen, dass Miss Buckley mit dem Flieger Michael Seton verlobt war?»

Ellen machte große Augen.

«Was? Von dem alle Zeitungen voll sind?»

«Ja.»

«Also, davon hatte ich keine Ahnung. Man stelle sich das nur vor! Verlobt mit Miss Nick.»

«Völlige und grenzenlose Überraschung – kam mir sehr überzeugend vor», bemerkte ich draußen.

«Ja. Die Überraschung schien echt.»

«Vielleicht war sie das auch», gab ich zu bedenken.

«Und das Päckchen Briefe seit Monaten unter der Wäsche versteckt? *Non, mon ami.*»

«Alles schön und gut», dachte ich bei mir. «Aber wir heißen nicht alle Hercule Poirot. Wir stecken doch nicht alle unsere Nase in Dinge, die uns nichts angehen.»

Aber ich sagte nichts.

«Diese Ellen – sie ist mir ein Rätsel», meinte Poirot. «Das gefällt mir gar nicht. Es gibt immer noch etwas, was ich nicht verstehe.»

Vierzehntes Kapitel

Das Geheimnis um das verlorene Testament

Wir begaben uns stracks zurück ins Sanatorium. Nick war ziemlich überrascht, uns zu sehen. «Ja, Mademoiselle», beantwortete Poirot ihre stumme Frage. «Ich bin wie der Springteufel. Immer wieder springe ich hervor. Zunächst einmal möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich Ordnung in Ihre Papiere gebracht habe. Alles ist jetzt tadellos aufgeräumt.»

«Nun, ich nehme an, es war höchste Zeit», sagte Nick und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. «Sind Sie sehr ordentlich, Monsieur Poirot?»

«Fragen Sie doch meinen Freund Hastings.» Das Mädchen sah mich fragend an.

Ich erläuterte einige von Poirots harmloseren Eigenarten – Toast durfte nur von einem viereckigen Brotlaib stammen – Eier mussten die gleiche Größe haben – seine Abneigung gegen Golf als «Glücksspiel ohne jede Symmetrie», bei dem ihn einzig die exakten Erdhaufen für das Abschlagen der Bälle versöhnlich stimmten! Ich beendete meine Schilderung mit dem berühmten Fall, den Poirot gelöst hatte, weil er die Ziergegenstände auf dem Kaminsims zurechtgerückt hatte.

Poirot hörte wohlgefällig lächelnd zu.

«Ja, da macht er immer eine schöne Geschichte daraus», bemerkte er, als ich geendet hatte. «Aber im Großen und Ganzen entspricht sie der Wahrheit. Stellen Sie sich vor,

Mademoiselle, ich versuche schon seit ewigen Zeiten, Hastings zu überreden, sein Haar doch in der Mitte zu scheiteln. Sehen Sie nur, wie ihn sein Seitenscheitel schief und unsymmetrisch aussehen lässt.»

«Dann gefalle ich Ihnen ja auch nicht, Monsieur Poirot», stellte Nick fest. «Ich trage ebenfalls einen Seitenscheitel. Aber Freddie mit ihrem Mittelscheitel muss Ihnen gut gefallen.»

«Neulich abends hat er sich jedenfalls sehr bewundernd geäußert», warf ich boshaft ein. «Jetzt weiß ich endlich, warum.»

«*C'est assez*», entschied Poirot. «Ich bin wegen einer ernstesten Sache hier. Mademoiselle, dieses Testament von Ihnen, ich finde es einfach nicht.»

«Oh!» Sie runzelte die Augenbrauen. «Ist das denn so wichtig? Schließlich bin ich noch nicht tot. Und ein Testament ist erst richtig wichtig, wenn man tot ist, nicht wahr?»

«Das stimmt. Trotzdem interessiert mich dieses Testament und ich mache mir so meine Gedanken dazu. Denken Sie nach, Mademoiselle. Versuchen Sie, sich zu erinnern, wo Sie es hingetan haben – wo haben Sie es zuletzt gesehen?»

«Ich glaube kaum, dass ich es an einen bestimmten Ort gelegt habe», sagte Nick. «Ich lege Sachen niemals an einen bestimmten Ort. Wahrscheinlich habe ich es in irgendeine Schublade gestopft.»

«Sie haben es nicht zufällig in das geheime Wandfach gelegt?»

«In das geheime was?»

«Ihre Hausdame Ellen sagt, es gibt eine geheime Täfelung im Salon oder in der Bibliothek.»

«Unsinn», erwiderte Nick prompt. «Davon habe ich noch nie etwas gehört. Ellen hat das behauptet?»

«*Mais oui.* Anscheinend war sie schon als junges Mädchen im Dienst in der alten Villa. Die Köchin hat ihr das Geheimfach gezeigt.»

«Davon höre ich heute zum ersten Mal. Ich nehme an, Großvater muss davon gewusst und mir nichts darüber gesagt haben. Und ich bin überzeugt, er hätte mir davon erzählt. Sind Sie sicher, Monsieur Poirot, dass Ellen das nicht alles erfunden hat?»

«Nein, Mademoiselle, da bin ich ganz und gar nicht sicher! Ihre Ellen kommt mir irgendwie wunderbar vor.»

«Oh nein! Sie ist nicht wunderbar. William, ihr Mann, ist ein Dummkopf und das Kind ein schreckliches kleines Ungeheuer, aber Ellen selbst ist in Ordnung. Der Inbegriff von Rechtschaffenheit.»

«Haben Sie ihr gestern Abend frei gegeben, damit sie das Feuerwerk ansehen konnte?»

«Selbstverständlich. Das tut das Personal immer. Und sie räumen danach auf.»

«Und dennoch ist sie nicht hinausgegangen.»

«Oh doch.»

«Woher wissen Sie das, Mademoiselle?»

«Nun – nun, ich nehme es an, ich weiß es nicht genau. Ich sagte ihr, sie könne gehen, und sie bedankte sich – und daher nahm ich natürlich an, dass sie auch tatsächlich hinaus ging.»

«Ganz im Gegenteil, sie blieb im Haus.»

«Aber – das ist äußerst merkwürdig!»

«Sie finden das merkwürdig?»

«Oh ja. Ich bin sicher, das hat sie noch nie gemacht. Nannte sie den Grund dafür?»

«Nicht den wahren – dessen bin ich mir sicher.»

Nick blickte ihn fragend an. «Ist es denn – von Bedeutung?»

Poirot machte eine hilflose Geste. «Genau das kann ich nicht sagen, Mademoiselle. *C'est curieux*. Ich muss es so lassen, wie es ist.»

«Diese Sache mit dem Geheimfach», überlegte Nick. «Ich finde das einfach höchst sonderbar – und wenig überzeugend. Hat sie es Ihnen gezeigt?»

«Sie sagte, sie könne sich nicht mehr erinnern.»

«Ich glaube nicht, dass es überhaupt existiert.»

«So scheint es wenigstens.»

«Die Arme ist wohl ein wenig überspannt.»

«Zumindest erzählt sie seltsame Geschichten! Sie sagte auch, dass End House kein gutes Haus zum Leben sei.»

Nick überlief ein leichter Schauer.

«Da hat sie vielleicht sogar Recht», meinte sie bedächtig. «Manchmal hatte ich auch so ein Gefühl. Es herrscht eine eigenartige Atmosphäre in dem Haus...»

Ihre Augen wurden groß und dunkel, und ihr Blick verschleierte sich. Poirot beeilte sich, auf ein anderes Thema zu kommen.

«Wir haben uns vom eigentlichen Gegenstand entfernt. Das Testament. Der letzte Wille und das Vermächtnis von Magdala Buckley.»

«Genau das habe ich geschrieben», bestätigte Nick nicht ohne Stolz. «Ich erinnere mich genau daran und ich verfügte, dass alle Schulden und durch meinen Tod entstandene Ausgaben bezahlt werden sollten. Das hatte ich einmal in einem Buch gelesen.»

«Sie haben also kein Formular für das Testament benutzt?»

«Nein, dazu war keine Zeit. Ich war mehr oder weniger auf dem Weg ins Krankenhaus, und außerdem meinte Mr Croft, Testamentsformulare seien sehr gefährlich. Es sei

besser, ein ganz simples Testament zu machen und nicht allzu offiziell vorzugehen.»

«Mr Croft? War er denn dabei?»

«Oh ja. Er hatte mich ja danach gefragt. Ich hätte selbst nie daran gedacht. Er sagte, wenn man in – in...»

«Intestamentarisch», half ich aus.

«Genau. Wenn man intestamentarisch stirbt, würde die Krone eine Menge einstecken und das wäre doch jammerschade.»

«Äußerst hilfreich, der vortreffliche Mr Croft!»

«Oh ja. Das war er wirklich», stimmte Nick mit großer Wärme zu. «Er ließ Ellen und ihren Mann als Zeugen unterzeichnen. Und, natürlich! Was bin ich doch für ein Dummkopf!»

Wir schauten sie fragend an.

«Ich war ein kompletter Idiot. Jage Sie durch das ganze Haus. Charles hat es natürlich! Mein Cousin, Charles Vyse.»

«Also da liegt die Erklärung!»

«Mr Croft meinte, ein Anwalt sei die richtige Person zur Aufbewahrung.»

«*Très correct, ce bon Monsieur Croft.*»

«Manchmal sind Männer doch ganz nützlich», sinnierte Nick. «Ein Anwalt oder die Bank – das sagte er damals. Und ich meinte, Charles sei am besten geeignet. Also steckten wir es in einen Umschlag und schickten es sofort an ihn ab.»

Mit einem erleichterten Seufzer ließ sie sich in ihre Kissen sinken.

«Es tut mir leid, dass ich so schrecklich töricht war. Aber jetzt ist ja alles in Ordnung. Es liegt bei Charles und wenn Sie es wirklich sehen wollen, wird er es Ihnen natürlich zeigen.»

«Nicht ohne Ihre Genehmigung», wandte Poirot lächelnd ein.

«Wie albern.»

«Nein, Mademoiselle. Nur klug und vorsichtig.»

«Nun, ich finde es albern.» Sie nahm ein Stück Papier von einem Stoß auf ihrem Nachttisch. «Was soll ich schreiben? Halte dem Spürhund das Kaninchen vor die Nase?»

«*Comment?*»

Ich musste über sein verduzttes Gesicht lachen. Er diktierte ihr einige Sätze, die Nick gehorsam aufschrieb. «Danke sehr, Mademoiselle», sagte Poirot und nahm das Papier an sich.

«Es tut mir leid, Ihnen so viel Mühe zu machen. Aber ich hatte es einfach vergessen. Wissen Sie, manche Sachen vergisst man eben sofort wieder.»

«Bei einem geordneten und methodischen Verstand passiert das nicht.»

«Ich glaube, ich muss einen Kurs in diese Richtung besuchen», meinte Nick. «Sie reden mir ja einen Minderwertigkeitskomplex ein.»

«Ich glaube, das wäre unmöglich. *Au revoir, Mademoiselle.*» Er sah sich noch einmal im Zimmer um. «Sie haben wundervolle Blumen hier.»

«Ja, nicht wahr? Die Nelken sind von Freddie, die Rosen von George und die Lilien von Jim Lazarus. Und sehen Sie hier...»

Sie riss die Umhüllung von einem großen Korb mit Weintrauben, der neben ihrem Bett stand.

Poirots Gesichtsausdruck veränderte sich rapide. Er sprang förmlich nach vorn.

«Sie haben doch noch nicht davon gegessen?»

«Nein. Noch nicht.»

«Nun, dann lassen Sie es auch. Sie dürfen nichts essen, Mademoiselle, nichts von draußen. Nichts. Verstehen Sie?»

«Oh!»

Sie blickte ihn mit weit aufgerissenen Augen an und die Farbe wich langsam aus ihren Wangen.

«Ich verstehe. Sie glauben – Sie glauben, es ist noch nicht vorüber. Sie glauben, die versuchen es nochmal?», flüsterte sie heiser.

Er nahm ihre Hand. «Versuchen Sie, nicht daran zu denken. Hier sind Sie sicher. Aber bedenken Sie – nichts von draußen.»

Auch als wir draußen waren, ging mir das weiße, verängstigte Gesichtchen in den Kissen nicht aus dem Sinn.

Poirot sah auf die Uhr. «Bon. Wir haben gerade noch Zeit, Monsieur Vyse vor der Mittagspause in seinem Büro zu erwischen.»

Als wir dort ankamen, wurden wir ohne Verzug in sein Büro geführt. Der junge Anwalt erhob sich zur Begrüßung. Er war unpersönlich und sachlich wie gewöhnlich.

«Guten Morgen, Monsieur Poirot. Was kann ich für Sie tun?»

Ohne Wenn und Aber präsentierte ihm Poirot Nicks Schreiben. Er las es und überflog es nochmals in ziemlicher Verwirrung.

«Ich bitte um Verzeihung. Ich scheine irgendwie nicht zu verstehen.»

«Hat sich Mademoiselle Buckley nicht klar genug ausgedrückt?»

«In diesem Brief», er klopfte mit seinem Fingernagel darauf, «bittet sie mich, Ihnen ihr im letzten Februar verfasstes Testament, das bei mir in Verwahrung liegen soll, zu übergeben.»

«Ja, bitte, Monsieur.»

«Aber, mein lieber Herr, mir wurde nie ein Testament anvertraut!»

«*Comment?*»

«Soweit ich weiß, hat meine Cousine niemals ein Testament gemacht. Jedenfalls habe ich ganz sicher keines für sie aufgesetzt.»

«Soviel ich weiß, hat sie es selbst auf ein Blatt Papier geschrieben und mit der Post an Sie geschickt.» Der Anwalt schüttelte den Kopf.

«In diesem Fall kann ich nur sagen, ich habe es niemals erhalten.»

«Also wirklich, Mr Vyse...»

«Ich habe nichts dergleichen erhalten, Monsieur Poirot.» Es entstand eine Pause, dann erhob sich Poirot. «Dann gibt es nichts mehr zu sagen, Mr Vyse. Irgendetwas stimmt nicht.»

«Ganz sicher stimmt etwas nicht.» Mr Vyse erhob sich ebenfalls. «Guten Tag, Monsieur Vyse.»

«Guten Tag, Monsieur Poirot.»

«So viel zu der Sache mit dem Testament», bemerkte ich, als wir wieder auf der Straße waren. «*Précisément.*»

«Glauben Sie, er lügt?»

«Schwer zu sagen. Er hat ein echtes Pokergesicht, unser Monsieur Vyse. Eines steht fest, er wird von seiner Position nicht abrücken. Er hat das Testament niemals erhalten. Das ist und bleibt sein Standpunkt.»

«Aber Nick wird doch sicher eine Art Quittung für den Erhalt des Testaments haben.»

«*Cette petite*, sie kümmert sich doch um so etwas nicht. Sie schickte es ab. Und damit hat sie es aus ihrem Gedächtnis gestrichen. *Voilà.* Außerdem musste sie an diesem Tag ins Krankenhaus, um sich einer Blinddarmope-

ration zu unterziehen. Sie war wahrscheinlich ziemlich aufgeregt.»

«Nun, was sollen wir jetzt tun?»

«*Parbleu*, wir suchen Mr Croft auf. Mal sehen, was er über die Sache noch weiß. Er scheint zum großen Teil der Drahtzieher gewesen zu sein.»

«Er hat davon in keiner Weise profitiert», gab ich zu bedenken.

«Nein. Wie sollte er auch? Er ist wahrscheinlich nur ein Wichtigtuier – ein Mensch, der sich gerne in die Angelegenheiten seiner Nachbarn einmischt.»

Das war allerdings auch meiner Ansicht nach typisch für Mr Croft. Er war der freundliche Alleswisser, der in unserer Welt so viel Ärger verursacht.

Wir trafen ihn in der Küche an, wie er sich in Hemdsärmeln über einen dampfenden Kochtopf beugte. Ein höchst würziger, angenehmer Duft erfüllte das ganze Häuschen.

Er verließ ohne Bedauern seine Kocherei und war ganz eindeutig erpicht darauf, über den Mord zu sprechen.

«Eine halbe Sekunde», sagte er. «Gehen Sie schon nach oben. Mutter wird dabei sein wollen. Das würde sie uns nie verzeihen, wenn wir uns hier unten unterhalten. (Kui – Milly. Zwei Freunde auf dem Weg nach oben.»

Mrs Croft begrüßte uns aufs Wärmste und wollte sofort alle Neuigkeiten über Nick wissen. Ich mochte sie lieber als ihren Mann.

«Das arme liebe Mädchen», sagte sie mitfühlend. «In einem Sanatorium, sagen Sie? Hatte einen völligen Zusammenbruch, würde mich jedenfalls nicht wundern. Eine schreckliche Sache, Monsieur Poirot – ganz schrecklich. Ein unschuldiges Mädchen – einfach niedergeschossen. Man darf gar nicht darüber nachdenken – nein, unmöglich. Und wir befinden uns schließlich in keinem ge-

setzlosen Teil der Welt, sondern mitten im Herzen vom alten England. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zutun.»

«Es macht mich im Nachhinein ganz nervös, dass ich weg war und dich hier zurückgelassen habe, meine Gute», ergänzte ihr Mann, der sein Jackett angezogen und sich zu uns gesellt hatte. «Der Gedanke, dass du gestern Abend hier alleine zuhause warst, gefällt mir ganz und gar nicht. Jagt mir eine Gänsehaut über den Rücken.»

«Du darfst mich nicht wieder allein lassen», sagte Mrs Croft. «Jedenfalls nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Und ich denke, ich möchte diesen Teil der Welt so schnell wie möglich verlassen. Es wird hier nie mehr so sein wie früher. Ich glaube kaum, dass die arme Nick Buckley es jemals wieder fertig bringt, in diesem Haus zu schlafen.»

Es war ein wenig schwierig, auf den Grund unseres Besuches zu sprechen zu kommen. Sowohl Mr als auch Mrs Croft redeten derart viel und waren überdies ausgesprochen begierig darauf, alles zu erfahren. Würde die Familie des armen toten Mädchens zur Beerdigung kommen? Wann würde sie stattfinden? Würde es eine Untersuchung geben? Was hielt die Polizei von der ganzen Sache? Hatte sie schon Hinweise? Stimmte es, dass gestern ein Mann in Plymouth verhaftet wurde?

Dann, nachdem wir alle Fragen getreulich beantwortet hatten, bestanden sie darauf, uns zum Lunch einzuladen. Allein Poirots Notlüge, wir müssten eine Verabredung mit dem Chief Constable einhalten, rettete uns davor.

Endlich entstand eine Pause, und Poirot konnte die lang ersehnte Frage stellen.

«Ja, aber natürlich», antwortete Mr Croft. Er zog geistesabwesend an der Schnur des Rollos. «Ich erinnere mich genau. Wir waren erst ganz kurz hier. Ich erinnere mich. Blinddarm – sagten die Ärzte...»

«Und wahrscheinlich alles andere als Blinddarm», unterbrach Mrs Croft. «Diese Ärzte – sie schneiden einen gerne auf. Jedenfalls war die Operation nicht unbedingt nötig. Sie hatte eine Magenverstimmung und noch so etwas Ähnliches. Sie haben sie durchleuchtet und meinten, der Blinddarm müsse raus. Und da war sie nun, das arme kleine Ding auf dem Weg in eins dieser garstigen Krankenhäuser.»

«Ich habe sie einfach so gefragt», fuhr Mr Croft fort, «ob sie ein Testament gemacht hat. Eigentlich habe ich es mehr als Scherz gemeint.»

«Ach, ja?»

«Aber sie hat es gleich an Ort und Stelle geschrieben. Sprach davon, von der Post ein Formular zu besorgen – davon habe ich ihr abgeraten. Machen oft eine Menge Ärger, hat man mir erzählt. Jedenfalls ist ihr Cousin ja Anwalt. Er würde ihr ein richtiges Testament entwerfen, wenn sie erst wieder gesund aus der Klinik entlassen würde – was ich nicht im Geringsten bezweifelte. Es handelte sich um eine reine Vorsichtsmaßnahme.»

«Wer waren die Zeugen?»

«Oh, Ellen und ihr Mann.»

«Und danach? Was geschah dann damit?»

«Oh, wir haben es abgeschickt. An Vyse, den Anwalt, wissen Sie.»

«Sie wissen, dass es abgeschickt wurde?»

«Mein lieber Monsieur Poirot, ich habe es eigenhändig hier in diesen Kasten neben dem Tor gesteckt.»

«Wenn Monsieur Vyse nun aber behauptet, er habe es niemals bekommen...»

Croft starrte ihn ungläubig an.

«Sie meinen, es ist in der Post verloren gegangen? Aber das ist doch unmöglich.»

«Sie sind jedenfalls sicher, dass Sie es aufgegeben haben?»

«Ganz sicher», bekräftigte Mr Croft herzlich. «Darauf schwöre ich jeden Eid.»

«Nun gut», sagte Poirot. «Glücklicherweise spielt es keine Rolle. Mademoiselle wird so schnell nicht sterben.»

«*Et voilà!* Wer lügt jetzt?», fragte Poirot, als wir außer Hörweite waren und uns auf dem Weg hinunter ins Hotel befanden. «Monsieur Croft? Oder Monsieur Charles Vyse? Ich muss gestehen, ich sehe keinen Grund, warum Monsieur Croft lügen sollte. Das Testament zurückzuhalten bringt ihm doch keinen Vorteil – besonders wo er an seiner Entstehung maßgeblich beteiligt war. Nein, seine Aussage scheint eindeutig und stimmt genau mit dem überein, was uns Mademoiselle Nick erzählt hat. Aber dennoch...»

«Ja?»

«Dennoch bin ich froh, dass Monsieur Croft bei unserer Ankunft gerade am Herd beschäftigt war. So hat er nämlich einen hervorragenden Fingerabdruck seines fettigen Daumens und Zeigefingers auf der Zeitung hinterlassen, die auf dem Küchentisch ausgebreitet lag. Ich habe die Abdrücke unauffällig an mich gebracht. Wir schicken sie an unseren guten Freund, Inspektor Japp von Scotland Yard. Es besteht ja immerhin die Möglichkeit, dass er etwas herausfindet.»

«Ja?»

«Wissen Sie, Hastings, ich kann mir nicht helfen, aber unser lebenswürdiger Monsieur Croft ist einfach zu gut, um wahr zu sein. Und nun», fügte er hinzu. «*Le déjeuner.* Ich komme um vor Hunger.»

Fünfzehntes Kapitel

Fredericas seltsames Verhalten

Poirots Erfindungen über den Chief Constable erwiesen sich am Ende als kein reiner Schwindel. Colonel Weston suchte uns nämlich bald nach dem Lunch auf.

Er war ein hochgewachsener Mann von militärischer Haltung und sah ziemlich gut aus. Er hatte beträchtliche Hochachtung vor Poirots Leistungen, die ihm wohl bekannt waren.

«Wunderbarer Glücksfall, Sie hier bei uns zu haben», versicherte er immer wieder.

Seine größte Sorge war, dass er gezwungen sein würde, die Hilfe Scotland Yards in Anspruch zu nehmen. Er war äußerst bestrebt, das Rätsel ohne fremde Hilfe zu lösen und den Verbrecher zu überführen. Daher vor allem rührte sein Entzücken über Poirots Anwesenheit in der Gegend.

Soweit ich es beurteilen konnte, zog ihn Poirot in jeder Hinsicht ins Vertrauen.

«Verteufelt kuriose Angelegenheit», meinte der Colonel. «Hab noch nie so was gehört. Nun, eigentlich müsste das Mädchen in dem Sanatorium sicher sein. Aber Sie können sie dort nicht ewig lassen!»

«Genau da liegt das Problem, Monsieur le Colonel. Da gibt es nur einen Ausweg.»

«Und der wäre?»

«Wir müssen den Schuldigen finden.»

«Wenn sich Ihr Verdacht bestätigt, wird es nicht so leicht sein.»

«*Ah! Je le suis bien.*»

«Beweise! Es wird teuflisch schwierig werden, die Beweise zu sammeln.»

Zerstreut runzelte er die Stirn.

«Immer verzwickt, diese Fälle, die nicht routinemäßig zu lösen sind. Wenn wir wenigstens die Pistole hätten...»

«Die liegt längst auf dem Meeresgrund. Das heißt, wenn der Mörder klug war.»

«Ah!», meinte Colonel Weston. «Oft ist das Gegenteil der Fall. Sie wären überrascht zu hören, was für törichte Dinge die Leute manchmal anstellen. Ich rede nicht von Mord – Mord kommt nicht sehr oft vor hier unten bei uns – da können wir von Glück reden – nein, ich meine in ganz normalen Kriminalfällen. Diese verdammte, absolute Dummheit dieser Leute verblüfft einen manchmal direkt.»

«Sie haben vielleicht eine andere Mentalität.»

«Ja – vielleicht. Wenn Vyse unser Mann ist, haben wir eine harte Nuss zu knacken. Er ist ein vorsichtiger Mensch und ein geschickter Anwalt. Er wird sich nicht verraten. Bei der Frau – nun da besteht mehr Hoffnung. Zehn zu eins, dass sie es nochmal probiert. Frauen haben keine Geduld.»

Er stand auf.

«Gerichtliche Untersuchung morgen früh. Der Untersuchungsrichter arbeitet mit uns zusammen und wird so wenig wie möglich preisgeben. Wir wollen uns im Moment noch bedeckt halten.»

Er ging auf die Tür zu, kam aber plötzlich wieder zurück.

«Meiner Seel', jetzt habe ich genau das vergessen, das Sie am meisten interessieren wird und worüber ich gerne Ihre Meinung hören möchte.»

Er setzte sich wieder, zog aus seiner Tasche ein eingereissenes, beschriebenes Blatt Papier und reichte es Poirot.

«Meine Leute fanden das bei der Durchsuchung des Gartens. Nicht weit von dem Fleck, wo Sie alle standen und das Feuerwerk ansahen. Sonst haben sie nichts Nennenswertes gefunden.»

Poirot strich das Papier glatt. Die Schrift war groß und extensiv.

«... brauche sofort Geld. Wenn du nicht... was passieren wird. Ich warne dich.»

Poirot runzelte die Stirn. Er las es ein paar Mal.

«Das ist interessant», meinte er schließlich. «Kann ich es behalten?»

«Sicher. Es sind keine Fingerabdrücke auf dem Brief. Ich bin froh, wenn Sie sich einen Reim darauf machen können.»

Colonel Weston stand erneut auf. «Jetzt muss ich aber wirklich gehen. Wie gesagt, gerichtliche Untersuchung morgen. Übrigens werden Sie nicht als Zeuge aufgerufen – nur Captain Hastings. Möchte nicht, dass die Zeitungsleute herausbekommen, dass Sie an dem Fall beteiligt sind.»

«Ich verstehe vollkommen. Was ist mit der Familie der bedauernswerten jungen Dame?»

«Vater und Mutter kommen heute aus Yorkshire. Sie werden gegen halb sechs hier sein. Die Ärmsten. Sie tun mir aufrichtig leid. Sie nehmen die Leiche am nächsten Tag mit nachhause.»

Er schüttelte den Kopf.

«Unangenehme Sache. Gefällt mir ganz und gar nicht, Monsieur Poirot.»

«Wem würde das wohl gefallen, Monsieur le Colonel? Es ist, wie Sie sagen, eine unangenehme Sache.»

Als er gegangen war, untersuchte Poirot nochmals den Fetzen Papier.

«Ein wichtiger Hinweis?», wollte ich wissen.

Er zuckte die Achseln. «Wer weiß? Klingt nach Erpressung! Jemand aus unserer gestrigen Runde wurde auf sehr unangenehme Art und Weise um Geld angegangen. Es ist natürlich auch möglich, dass es dabei um einen der unbekannteren Gäste geht.»

Er betrachtete die Schrift durch ein kleines Vergrößerungsglas.

«Kommt Ihnen die Schrift bekannt vor, Hastings?»

«Ja, ein bisschen. Ah! Ich hab's – die Nachricht von Mrs Rice.»

«Ja», stimmte Poirot bedächtig zu. «Ähnlichkeiten sind vorhanden. Ganz eindeutig. Es ist irgendwie seltsam. Und dennoch glaube ich nicht, dass es die Handschrift von Madame Rice ist. Herein», rief er, als es an der Tür klopfte.

Es war Commander Challenger.

«Wollte nur mal reinschauen», erklärte er. «Wollte wissen, ob Sie Fortschritte machen.»

«*Parbleu*», sagte Poirot darauf. «Im Augenblick habe ich das Gefühl, immer mehr nach rückwärts zu gehen. Mein Fortschritt scheint eher ein Rückschritt.»

«Das ist schlimm. Aber das kann ich nicht ganz glauben, Monsieur Poirot. Ich habe alles über Sie gehört und was für ein wunderbarer Detektiv Sie sind. Man sagt, Sie hatten noch nie einen Fehlschlag.»

«Das stimmt leider nicht», erwiderte Poirot.« 1893 habe ich in Belgien einen empfindlichen Fehlschlag erlitten. Erinnern Sie sich, Hastings? Ich habe es Ihnen erzählt. Die Affäre mit der Pralinenschachtel.»

«Ich erinnere mich», sagte ich.

Und ich musste lächeln, denn damals, als Poirot mir die Geschichte erzählte, hatte er mich gebeten, «Pralinenschachtel» zu ihm zu sagen, sobald er in meinen Augen zu selbstgefällig wurde. Und war dann tief beleidigt, als ich das Zauberwort nur anderthalb Minuten später gebrauchte.

«Nun gut», beschwichtigte Challenger, «das ist schon so lange her, dass es nicht mehr zählt. Sie werden der Sache schon auf den Grund gehen, nicht wahr?»

«Das schwöre ich Ihnen. Bei der Ehre von Hercule Poirot. Ich bin wie ein Hund, der die Fährte aufnimmt und sie unbeirrt verfolgt.»

«Das ist gut. Haben Sie schon irgendwelche Vorstellungen?»

«Ich habe zwei Personen im Verdacht.»

«Ich nehme an, es hat keinen Sinn zu fragen, wen?»

«Das sollte ich auf keinen Fall sagen! Sehen Sie, vielleicht irre ich mich ja.»

«Ich hoffe doch, mein Alibi ist wasserdicht», meinte Challenger mit einem etwas unsicheren Zwinkern.

Poirot lächelte nachsichtig in das gebräunte Gesicht vor ihm. «Sie haben Devonport ein paar Minuten nach halb neun verlassen. Sie kamen hier um fünf Minuten nach zehn an – zwanzig Minuten nach dem Verbrechen. Die Entfernung von Devonport hierher beträgt jedoch nur ein wenig mehr als dreißig Meilen und Sie haben diese Strecke schon oft in einer Stunde zurückgelegt, da die Straße gut ist. Sie sehen also, Ihr Alibi taugt nicht gerade viel!»

«Nun, ich...»

«Sie müssen verstehen. Ich gehe allem nach. Ihr Alibi taugt nicht viel, wie ich bereits sagte. Aber es gibt noch andere Sachen außer Alibis. Wie ich glaube, ist es Ihr Wunsch, Mademoiselle Nick zu heiraten?»

Der Seemann errötete. «Ich wollte sie schon immer heiraten», gestand er mit heiserer Stimme.

«Genau. *Eh bien* – Mademoiselle Nick war mit einem anderen Mann verlobt. Das wäre vielleicht ein Grund, den anderen Mann zu töten. Aber das ist nicht nötig – er stirbt den Heldentod.»

«So stimmt es also doch, dass Nick mit Michael Seton verlobt war? Heute Morgen kursierte in der Stadt ein deraartiges Gerücht.»

«Ja – interessant, wie schnell sich Neuigkeiten verbreiten. Traf die Nachricht Sie ganz unvermutet?»

«Ich wusste, dass Nick mit jemandem verlobt war – das hat sie mir vor zwei Tagen erzählt. Aber sie hat nicht angedeutet, mit wem.»

«Es war tatsächlich Michael Seton. *Entre nous*, ich glaube, er hat ihr ein ganz hübsches Vermögen hinterlassen. Also! Aus Ihrer Sicht ist jetzt wirklich kein guter Zeitpunkt, Mademoiselle Nick zu töten. Jetzt weint sie um ihren Liebsten. Aber das Herz wird vergessen, sie ist jung. Und ich glaube, Monsieur, sie hat Sie sehr gern...»

Challenger schwieg einen oder zwei Augenblicke. «Wenn es nur so wäre...», murmelte er.

Da klopfte es wieder an der Tür.

Es war Frederica Rice.

«Ich habe Sie gesucht», wandte sie sich an Challenger. «Man hat mir gesagt, ich würde Sie hier finden. Ich wollte wissen, ob Sie meine Armbanduhr schon wiederhaben.»

«Oh ja. Ich habe sie heute Morgen abgeholt.»

Er holte sie aus seiner Tasche und reichte sie ihr. Die Uhr hatte eine recht ungewöhnliche Form – sie war kugelförmig und mit einem schlichten, schwarzen Moirearmband versehen. Ich erinnerte mich, an Nick Buckleys Handgelenk ein ähnliches Modell gesehen zu haben.

«Ich hoffe, sie geht jetzt richtig.»

«Ziemlich lästig. Ständig funktioniert etwas nicht.»

«Wahrscheinlich ist sie nur schön und nicht nützlich», mischte sich Poirot ein.

«Warum kann sie nicht beides sein?» Sie blickte von einem zum anderen. «Bin ich in eine vertrauliche Unterredung hineingeplatzt?»

«Keinesfalls, Madame. Wir haben ein wenig Klatsch ausgetauscht – nicht über das Verbrechen gesprochen. Wir stellten fest, wie schnell sich Neuigkeiten doch verbreiten – zum Beispiel weiß jetzt jeder, dass Mademoiselle Nick mit dem tapferen, verunglückten Flieger verlobt war.»

«Dann war Nick also doch mit Michael Seton verlobt!»

«Das überrascht Sie, Madame?»

«Ja, ein wenig. Ich weiß auch nicht, warum. Sicher war er im letzten Herbst ganz angetan von ihr. Sie haben eine Menge gemeinsam unternommen. Aber dann, nach Weihnachten, schien die Begeisterung auf beiden Seiten abzukühlen. Soweit ich weiß, haben sie sich kaum mehr gesehen.»

«Dann haben sie das Geheimnis sehr gut bewahrt.»

«Ich nehme an, das war wegen des alten Sir Matthew. Ich glaube, er war wirklich nicht ganz bei Trost.»

«Und Sie hatten wirklich keine Ahnung, Madame? Obwohl Mademoiselle eine so enge Freundin von Ihnen ist?»

«Wenn Nick will, kann sie verschlossen sein wie eine Auster», murmelte Frederica. «Aber jetzt weiß ich, warum sie in letzter Zeit so unruhig war. Oh, und ich hätte es aus

einer Äußerung schließen müssen, die sie neulich fallen ließ.»

«Ihre kleine Freundin ist äußerst attraktiv, Madame.»

«Der Meinung war der gute, alte Jim Lazarus auch eine Zeit lang», warf Challenger ein und brach in sein lautes, etwas taktloses Lachen aus.

«Oh! Jim...» Sie zuckte die Achseln, aber ich hatte doch das Gefühl, als sei sie verärgert.

Sie wandte sich an Poirot. «Sagen Sie mir, Monsieur Poirot, haben Sie...»

Sie unterbrach sich. Ihre schlanke Figur schwankte und ihr blasses Gesicht wurde aschfahl. Sie starrte auf die Mitte des Tisches. «Madame fühlen sich nicht wohl.»

Ich schob einen Stuhl nach vorn und half ihr, Platz zu nehmen. Sie schüttelte den Kopf und murmelte: «Es geht mir schon wieder gut», lehnte sich nach vorn und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Wir standen peinlich berührt um sie herum.

Nach einer Minute saß sie wieder aufrecht da.

«Alles völlig absurd. George, Darling, sehen Sie nicht so bekümmert drein. Reden wir lieber von Mord. Von etwas Aufregendem. Ich möchte wissen, ob Monsieur Poirot eine bestimmte Spur verfolgt.»

«Dazu möchte ich mich im Augenblick nicht äußern, Madame», lautete Poirots unverbindliche Antwort.

«Aber Sie haben so Ihre bestimmten Vorstellungen, ja?»

«Das mag wohl sein. Aber ich benötige viel mehr Beweismaterial.»

«Oh!» Sie klang unsicher.

Plötzlich erhob sie sich.

«Ich habe Kopfschmerzen. Ich denke, ich lege mich ein Weilchen hin. Vielleicht lassen sie mich morgen zu Nick.»

Sie verließ den Raum ziemlich unvermittelt. Challenger verzog das Gesicht.

«Bei der Frau weiß man nie, woran man ist. Nick mag sie ja gern gehabt haben, aber ich glaube kaum, dass die Zuneigung erwidert wurde. Aber andererseits weiß man das bei Frauen nie genau. Sie säuseln «Schätzchen» – «Schätzchen» – «Schätzchen» und meinen dabei «altes Aas». Gehen Sie noch aus, Monsieur Poirot?»

Denn Poirot war aufgestanden und entfernte mit großer Sorgfalt ein Staubkorn von seinem Hut.

«Ja, ich gehe in die Stadt.»

«Ich habe nichts zu tun. Darf ich Sie begleiten?»

«Sicher, es wird mir ein Vergnügen sein.»

Wir gingen hinaus. Mit einer Entschuldigung kehrte Poirot noch einmal um.

«Mein Spazierstock», erklärte er, als er sich wieder zu uns gesellte.

Challenger stöhnte leise auf. Und der Spazierstock mit seiner reich verzierten, goldgehämmerten Krücke war wirklich eine kleine Zumutung.

Als Erstes gingen wir ins Blumengeschäft. «Ich möchte Mademoiselle Nick ein paar Blumen schicken», verriet uns Poirot.

Er erwies sich als schwieriger Kunde.

Endlich entschloss er sich zu einem goldverzierten Korb mit orangefarbenen Nelken. Das Ganze sollte eine große blaue Schleife schmücken.

Die Verkäuferin gab ihm eine Karte, auf die er mit seiner schwungvollen Schrift schrieb: «Mit den besten Wünschen von Hercule Poirot.»

«Ich habe ihr heute Vormittag Blumen geschickt», äußerte Challenger. «Ich könnte ihr ein wenig Obst schicken.»

«*Inutile!*», sagte Poirot.

«Was?»

«Ich sagte, es sei überflüssig. Essbares – das ist verboten.»

«Wer sagt das?»

«Ich sage das. Ich habe diese Regel aufgestellt. Mademoiselle Nick weiß bereits Bescheid. Sie ist einverstanden.»

«Gütiger Himmel!», sagte Challenger.

Er sah vollkommen verdattert drein. Er starrte Poirot ungläubig an.

«Das ist es also, nicht wahr? Sie haben noch immer Angst, dass...»

Sechzehntes Kapitel

Gespräch mit Mr Whitfield

Die Untersuchung war eine ziemlich trockene Angelegenheit – nichts als nackte Tatsachen. Die Identität der Ermordeten wurde offiziell festgestellt, dann kam meine Aussage zum Auffinden der Leiche. Es folgten medizinische Angaben.

Der Rest wurde um eine Woche vertagt. Der Mord in St. Loo nahm in der Tagespresse sämtliche Titelseiten ein. Er erwies sich als würdiger Nachfolger der Schlagzeilen um «Das ungewisse Schicksal des vermissten Fliegers Seton».

Jetzt, da Seton tot war und man seiner in gebührender Weise gedacht hatte, hieß man eine neue Sensation willkommen. Das Geheimnis von St. Loo musste den Zeitungen in der sommerlichen Sauregurkenzeit wie ein Geschenk des Himmels vorkommen.

Nachdem ich nach der Untersuchung den Reportern glücklich entkommen war, traf ich Poirot zu einem Gespräch mit Reverend Giles Buckley und seiner Frau.

Maggies Eltern waren ein entzückendes, völlig weltfremdes und ungekünsteltes Paar.

Mrs Buckley war eine beeindruckende Frau. Ihre Größe und blonde Haarfarbe verrieten deutlich ihre nordische Abstammung. Ihr Mann war klein, grauhaarig und von angenehm zurückhaltendem Wesen.

Die armen Geschöpfe waren noch vollkommen betäubt von dem Unglück, das sie heimgesucht und ihrer geliebten Tochter beraubt hatte. «Unsere Maggie», wie sie sie nannten.

«Ich kann es auch jetzt noch kaum glauben», sagte Mr Buckley. «Ein so liebes Kind, Monsieur Poirot. So still und selbstlos, hat immer nur an andere gedacht. Wer könnte ein Interesse daran gehabt haben, ihr ein Leid zuzufügen?»

«Ich konnte das Telegramm gar nicht fassen», ergänzte Mrs Buckley. «Wir hatten uns doch erst einen Tag zuvor von ihr verabschiedet.»

«Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben», murmelte ihr Mann.

«Colonel Weston war sehr freundlich», sagte Mrs Buckley. «Er hat uns versichert, dass man alles tun wird, den Schuldigen zu fassen. Es muss sich um einen Verrückten handeln. Es gibt gar keine andere Erklärung.»

«Madame, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mit Ihnen fühle in Ihrem Schmerz – und wie ich Ihre tapfere Haltung bewundere!»

«Ein Zusammenbruch bringt uns Maggie auch nicht wieder», sagte Mrs Buckley in stiller Trauer.

«Meine Frau ist einfach wundervoll», sagte der Geistliche. «Ihr Glaube und ihr Mut sind weitaus stärker als meine. Es ist alles so – so verwirrend, Monsieur Poirot.»

«Ich weiß, ich weiß, Monsieur.»

«Sie sind doch ein großer Detektiv, nicht wahr, Monsieur Poirot?», fragte Mrs Buckley.

«Man hat es zuweilen behauptet, Madame.»

«Oh, das weiß ich. Selbst in unserem entlegenen Dörfchen hat man von Ihnen gehört. Sie werden die Wahrheit herausfinden, nicht wahr, Monsieur Poirot?»

«Ich werde nicht ruhen, bis es mir gelungen ist, Madame.»

«Sie wird Ihnen enthüllt werden, Monsieur Poirot», sagte der Geistliche mit zitternder Stimme. «Das Böse darf nicht unbestraft hingehen.»

«Das Böse findet immer seine Strafe, Monsieur. Nur bleibt sie uns manchmal verborgen.»

«Was wollen Sie damit sagen, Monsieur Poirot?»

Poirot schüttelte nur stumm den Kopf.

«Arme kleine Nick», sagte Mrs Buckley. «Sie tut mir am meisten leid. Sie schrieb mir einen äußerst rührenden Brief, Sie habe das Gefühl, mit ihrer Einladung Maggie in den Tod gelockt zu haben.»

«Das ist ja entsetzlich», sagte Mr Buckley.

«Ja, schon, aber ich verstehe, wie sie sich jetzt fühlt. Ich wünschte, ich könnte sie besuchen. Es scheint mir sehr sonderbar, dass man nicht einmal ihre eigene Familie zu ihr lässt.»

«Ärzte und Schwestern sind nun einmal unnachgiebig», meinte Poirot ausweichend. «Sie legen die Regeln so und so fest, und daran ist nicht zu rütteln. Und zweifellos fürchten sie, dass Ihr Besuch für Mademoiselle – was nur natürlich wäre – eine seelische Belastung bedeuten würde.»

«Mag sein», gab Mrs Buckley zweifelnd zu. «Ich halte überhaupt nicht viel von Sanatorien. Nick würde es viel besser gehen, wenn ich sie mit zu uns nehmen könnte, nichts wie weg von hier.»

«Das ist gut möglich, aber ich fürchte, das wird man nicht zulassen. Wann haben Sie Miss Buckley zuletzt gesehen?»

«Vergangenen Herbst. Damals war sie in Scarborough. Maggie fuhr hinüber und hat sie besucht, und dann kam sie mit zu uns und blieb über Nacht. So ein hübsches,

nettes Ding – für ihre Freunde habe ich allerdings nicht viel übrig. Und ihr Lebensstil – nun den kann man ihr schwerlich anlasten. Das arme Kind ist ja so gut wie allein aufgewachsen.»

«End House ist ein seltsames Haus», meinte Poirot nachdenklich.

«Ich mag es nicht», stimmte Mrs Buckley zu. «Hab es nie gemocht. Irgendetwas stimmt nicht mit dem Haus. Den alten Sir Nicholas mochte ich auch nicht. Wenn ich ihn nur sah, bekam ich eine Gänsehaut.»

«Kein guter Mensch, fürchte ich», ergänzte ihr Mann. «Aber er besaß eine eigenartige Anziehungskraft.»

«Die habe ich nie gespürt», sagte Mrs Buckley. «Das Haus hat etwas Böses an sich. Ich wünschte, wir hätten unsere Maggie niemals dorthin fahren lassen.»

«Ach, das nutzt jetzt auch nichts mehr», sagte Mr Buckley und schüttelte traurig den Kopf.

«Nun», sagte Poirot, «wir möchten Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich wollte Ihnen nur mein aufrichtigstes Mitgefühl ausdrücken.»

«Sie sind sehr freundlich, Monsieur Poirot. Und wir sind Ihnen für alles sehr dankbar.»

«Wann kehren Sie nach Yorkshire zurück?»

«Morgen treten wir die traurige Reise an. Auf Wiedersehen, Monsieur Poirot und nochmals vielen Dank.»

«So nette, aufrichtige Menschen», bemerkte ich beim Weggehen.

Poirot nickte zustimmend.

«Es bricht einem schier das Herz, nicht wahr, *mon ami*? Eine derart sinnlose – nutzlose Tragödie. *Cette jeune fille*. – Ach, ich mache mir die bittersten Vorwürfe. Ich, Hercule Poirot, war an Ort und Stelle und habe das Verbrechen nicht verhindert!»

«Niemand hätte es verhindern können.»

«Sie sprechen ohne Überlegung, Hastings. Kein normaler Mensch hätte es verhindern können – aber wozu bin ich dann Hercule Poirot, dessen graue Zellen nun einmal besser funktionieren als die anderer, wenn mir nicht gelingt, was der Durchschnittsmensch nicht vermag?»

«Nun, ja, natürlich, wenn Sie es so formulieren...»

«Ja, in der Tat. Ich fühle mich niedergeschlagen, mutlos – völlig gedemütigt.»

Es schoss mir durch den Kopf, dass Poirots Demütigung eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem hatte, was man bei anderen Leuten Überheblichkeit nannte, ich hütete mich allerdings vor einer Bemerkung in dieser Richtung.

«Und nun», sagte er, «en *avant*. Nach London.»

«London?»

«Mais *out*. Wir erreichen ganz bequem den Zwei-Uhr-Zug.

Hier ist jetzt alles friedlich. Mademoiselle befindet sich im Sanatorium in Sicherheit. Niemand kann ihr etwas antun. Daher können die Wachhunde sich einen kleinen Urlaub gönnen. Ich brauche noch ein oder zwei kleine Informationen.»

Unser erster Gang in London führte uns zu der Anwaltsfirma Messr. Whitfield, Pargiter & Whitfield, der Kanzlei, die den verstorbenen Captain Seton vertrat.

Poirot hatte bereits einen Termin vereinbart, und obwohl es nach sechs Uhr war, wurden wir ohne Verzug zum Chef der Kanzlei, Mr Whitfield, geführt.

Er war ein Mann von Welt und eine eindrucksvolle Persönlichkeit. Vor ihm lagen ein Brief des Polizeichefs und ein zweiter von einem hohen Beamten von Scotland Yard.

«Das alles ist sehr regelwidrig und ungewöhnlich, Monsieur – äh – Poirot», sagte er und putzte angelegentlich seine Brillengläser.

«Da haben Sie vollkommen Recht, Mr Whitfield. Andererseits ist Mord ebenfalls regelwidrig – und erfreulicherweise eher ungewöhnlich.»

«Wie wahr, wie wahr. Doch ist eine Verbindung zwischen diesem Mord und dem Vermächtnis meines verstorbenen Klienten nicht etwas weit hergeholt?»

«Das glaube ich nicht.»

«Ach, das glauben Sie nicht. Nun – unter diesen Umständen – und ich muss zugeben, Sir Henry bittet mich in seinem Brief nachdrücklich darum – stehe ich – äh – gerne – zu Diensten, soweit es in meiner Macht steht.»

«Sie waren der Rechtsbeistand des verstorbenen Captain Seton?»

«Der gesamten Familie Seton, mein verehrter Herr. Das sind wir – ich meine unsere Firma – bereits seit hundert Jahren.»

«*Parfaitement*. Hat der verstorbene Sir Matthew ein Testament gemacht?»

«Wir haben es für ihn aufgesetzt.»

«Und wem hinterließ er sein Vermögen?»

«Es gab verschiedene Liegenschaften, darunter eine an das Naturhistorische Museum, aber der Löwenanteil seines großen – besser gesagt, seines riesigen Vermögens fiel an Captain Michael Seton als Alleinerben. Er war sein einziger Verwandter.»

«Ein sehr großes Vermögen, sagen Sie?»

«Der verstorbene Sir Matthew war der zweitreichste Mann Englands», erwiderte Mr Whitfield gelassen.

«Wie ich hörte, hatte er ein wenig verschrobene Ansichten.»

Mr Whitfield blickte Poirot beinahe tadelnd an.

«Ein Millionär, Monsieur Poirot, darf exzentrisch sein. Es wird von ihm geradezu erwartet.»

Poirot nahm diese Belehrung gutmütig hin und stellte die nächste Frage.

«Soviel ich weiß, trat sein Tod unerwartet ein?»

«Völlig unerwartet. Sir Matthew erfreute sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Er hatte allerdings einen Tumor, von dem niemand gewusst hatte. Schließlich wurde er lebensbedrohlich und ein sofortiger Eingriff war nötig. Die Operation verlief, wie in den meisten dieser Fälle, erfolgreich. Aber Sir Matthew starb dennoch.»

«Und sein Vermögen ging an Captain Seton über.»

«Das ist richtig.»

«Ich habe gehört, dass Captain Seton, bevor er England verließ, ein Testament gemacht hat.»

«Wenn man es so nennen will, dann ja», sagte Mr Whitfield mit großem Widerwillen.

«Ist es denn nicht rechtmäßig?»

«Es ist völlig legal. Die Absicht des Verfassers ist klar und es ist von zwei Zeugen unterzeichnet. Oh ja, rechtmäßig ist es.»

«Aber es findet nicht Ihre Billigung?»

«Mein verehrter Herr, wofür wären wir denn sonst da?»

Das hatte ich mich auch schon oft gefragt. Ich habe selbst einmal ein völlig formloses Testament verfasst und war entsetzt über die erschöpfend ausführliche und wortreiche Version, die mir meine Anwaltskanzlei später als angemessen zusandte.

«Der Kern der Sache liegt doch darin», fuhr Mr Whitfield fort, «dass Captain Seton zu diesem Zeitpunkt so gut wie nichts zu vermachen hatte. Er lebte von der Unters-

tützung seines Onkels. Ich nehme an, daher fand er diese Form des Testaments völlig akzeptabel.»

Und lag völlig richtig damit, flüsterte ich mir selbst zu.

«Und wie lautet sein letzter Wille?», fragte Poirot.

«Alles, was er zum Zeitpunkt seines Todes besitzt, vermacht er ohne Einschränkung seiner zukünftigen Frau, Miss Magdala Buckley. Er hat mich als Testamentsvollstrecker eingesetzt.»

«Also erbt Miss Buckley.»

«Miss Buckley erbt ganz sicher.»

«Und wäre Miss Buckley letzten Montag gestorben?»

«Da Captain Seton vor ihr verstarb, würde das Geld an denjenigen gehen, der wiederum in ihrem Testament als Erbe eingesetzt ist – oder ohne Testament an ihre nächsten Anverwandten. Und gestatten Sie mir die Bemerkung», fügte Mr Whitfield mit freudiger Miene hinzu, «die Erbschaftssteuern wären kolossal gewesen. Kolossal! Drei Todesfälle in rascher Folge.» Er schüttelte den Kopf. «Kolossal!»

«Aber es wäre doch noch etwas übrig geblieben?», fragte Poirot mit schwacher Stimme.

«Mein lieber Herr, wie ich Ihnen bereits sagte, war Sir Matthew der zweitreichste Mann Englands.»

Poirot stand auf.

«Vielen Dank, Mr Whitfield, für Ihre Auskunft.»

«Gern geschehen, gern geschehen. Ich darf Ihnen anvertrauen, dass ich mich mit Miss Buckley ins Benehmen setzen werde – ich glaube, der Brief ist sogar bereits abgeschickt. Ich werde ihr mit Freuden zu Diensten sein.»

«Eine junge Dame wie Mademoiselle Buckley», stimmte Poirot zu, «kann klugen juristischen Beistand gut gebrauchen.»

«Es wird Mitgiftjäger geben, fürchte ich», sagte Whitfield und wackelte bedenklich mit dem Kopf.

«Das scheint unvermeidlich», bestätigte Poirot. «Guten Tag, Monsieur.»

«Auf Wiedersehen, Monsieur Poirot. Ich freue mich, dass ich Ihnen helfen konnte. Ihr Name ist mir – äh – durchaus bekannt.»

Es sollte freundlich klingen – aber er sagte es, als mache er ein kostbares Zugeständnis.

«Es ist tatsächlich alles so, wie Sie dachten, Poirot», sagte ich, sobald wir draußen waren.

«*Mon ami*, das muss es auch. Es konnte gar nicht anders sein. Wir treffen uns jetzt im Restaurant (Cheshire Cheese) mit Inspektor Japp zu einem frühen Abendessen.»

Inspektor Japp erwartete uns bereits am verabredeten Treffpunkt. Er begrüßte Poirot mit überströmender Wärme.

«Seit Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen, Monsieur Poirot. Nahm an, Sie hätten sich aufs Land zurückgezogen und züchten Kürbisse.»

«Ich hab's versucht, Japp. Ich hab's versucht. Aber selbst wenn man Kürbisse züchtet, ist man nicht gegen Mord gefeit.»

Er seufzte. Ich wusste, woran er dachte – an diese seltsame Affäre in Fernley Park. Wie ich es doch bedauerte, damals nicht dabei gewesen zu sein.

«Und da ist ja auch Captain Hastings», sagte Japp. «Wie geht es Ihnen, Sir?»

«Ich fühle mich sehr gut, danke», antwortete ich.

«Und jetzt gibt es wieder neue Morde?», erkundigte sich Japp scherzhaft.

«Es ist genau, wie Sie sagen – wieder Morde.»

«Nun, nehmen Sie es nicht so tragisch, alter Bursche», tröstete ihn Japp. «Selbst wenn Sie die Dinge noch nicht klar sehen – nun – in Ihrem Alter kann man nicht erwarten, den Erfolg von damals zu haben. Wir alle werden mit den Jahren nicht jünger. Man muss die Jungen mal ranlassen, wissen Sie.»

«Und doch kennt nur der alte Hund alle Tricks», murmelte Poirot mehr zu sich selbst. «Er ist schlau und listig. Er verliert die Fährte nicht.»

«Ach, kommen Sie. Wir sprechen von Menschen, nicht von Hunden.»

«Besteht da ein so großer Unterschied?»

«Nun, das kommt darauf an, wie Sie die Dinge betrachten. Aber Sie sind schon immer eine tolle Nummer gewesen, was, Captain Hastings? War er doch immer. Hat sich überhaupt nicht verändert – das Haupthaar etwas dünner, aber das Sauerkraut im Gesicht üppiger denn je.»

«Eh?», sagte Poirot. «Was soll das heißen?»

«Er beglückwünscht Sie zu Ihrem Schnurrbart», erklärte ich vermittelnd.

«Oh ja, er ist wirklich sehr stattlich», sagte Poirot besänftigt und strich liebevoll über sein Prunkstück. Japp brüllte los vor Lachen.

Nach etwa zwei Minuten hatte er sich wieder beruhigt und sagte: «Nun gut, ich habe Ihren Auftrag erledigt. Diese Fingerabdrücke, die Sie mir geschickt haben...»

«Ja?», fragte Poirot gespannt.

«Fehlanzeige. Wer immer der Herr auch sein mag – jedenfalls kein Kunde von uns. Andererseits habe ich nach Melbourne telegraphiert und dort ist niemand dieses Namens und dieser Beschreibung bekannt.»

«Aha!»

«Also ist vielleicht doch etwas faul an der Sache. Aber er ist kein alter Bekannter. Und was die andere Sache betrifft», fuhr Japp fort.

«Ja?»

«Lazarus und Sohn haben einen sehr guten Ruf. Geradlinige und ehrliche Geschäftsleute. Dabei gerissene Verhandlungspartner – aber das steht auf einem anderen Blatt. Und im Geschäftsleben gehört das dazu. Aber sie sind in Ordnung. Obwohl es ihnen schlecht geht – finanziell, meine ich.»

«Oh, tatsächlich?»

«Ja, der Preissturz bei Gemälden hat sie schwer getroffen. Und die Antiquitäten gehen auch nicht mehr so wie früher, jetzt wo all das neumodische Zeug vom Kontinent gefragt ist. Letztes Jahr haben sie auch noch neue Geschäftsräume gebaut, und wie ich bereits sagte – nun –, es geht finanziell rapide abwärts mit ihnen.»

«Ich bin Ihnen sehr verbunden.»

«Gern geschehen. Es liegt zwar nicht ganz auf meiner Linie, wie Sie wissen. Aber ich habe mich bemüht, alles herauszufinden, da es für Sie war. Wir können schließlich immer an Informationen gelangen.»

«Mein guter Japp, was würde ich nur ohne Sie tun?»

«Ach, ist schon gut. Freue mich immer, einem alten Freund zu Gefallen zu sein. Ich habe Sie in so manchen spannenden Fall hineinschnüffeln lassen in den guten alten Tagen, nicht wahr?»

Mir wurde klar, dass dies Japps Art war, seine Dankbarkeit Poirot gegenüber zum Ausdruck zu bringen für die Lösung so mancher Fälle, die den guten Inspektor zur Verzweiflung getrieben hatten.

«Ja, es waren gute Tage.»

«Ich würde auch dieser Tage gerne mit Ihnen hie und da plaudern. Mögen Ihre Methoden auch altmodisch sein,

so haben Sie doch Ihren Verstand und Ihr Herz auf dem rechten Fleck, Monsieur Poirot.»

«Haben Sie etwas über diesen Dr. MacAllister herausbekommen?»

«Oh, der! Das ist ein Arzt für Frauen. Aber kein Gynäkologe. Ich meine, einer dieser Nervenärzte – verordnet Ihnen, die Wände ihres Schlafzimmers purpurrot und die Decke orangefarben streichen zu lassen – spricht mit Ihnen über Ihre Libido – was immer das sein mag –, empfiehlt Ihnen, Sie sollen sich gehen lassen. Eine Art Scharlatan, wenn Sie mich fragen, aber er versteht sein Handwerk. Die Frauen strömen zu ihm in hellen Scharen. Hält sich viel im Ausland auf – ich glaube, er arbeitet auch in Paris.»

«Wieso Dr. MacAllister?», fragte ich verwundert. Den Namen hatte ich noch nie gehört. «Was hat er mit der Sache zu tun?»

«Dr. MacAllister ist der Onkel von Commander Challenger», erklärte Poirot. «Erinnern Sie sich. Er erwähnte einen Onkel, der Arzt sei.»

«Wie gründlich Sie doch sind», sagte ich bewundernd. «Dachten Sie, er hätte Sir Matthew operiert?»

«Er ist doch kein Chirurg», mischte sich Japp ein.

«*Mon ami*», begann Poirot, «ich gehe jedem Hinweis nach, Hercule Poirot ist ein guter Spürhund. Der Spürhund folgt der Fährte und wenn es bedauerlicherweise keine gibt, schnüffelt er herum – immer auf der Suche nach etwas Unangenehmem. Und genauso macht es Hercule Poirot. Und oft – ach so oft – wird er auch fündig!»

«Manchmal ist unser Beruf sehr unschön», meinte Japp. «Stilton, sagten Sie? Da nehme ich gern etwas. Nein, kein schöner Beruf. Und Ihrer ist noch schlimmer als meiner – nichts Offizielles, daher müssen Sie viel mehr im Geheimen und verdeckt ermitteln.»

«Ich benutze keine Verkleidungen, Japp. Ich habe mich noch nie verkleidet.»

«Das ginge auch gar nicht», lachte Japp. «Sie sind einmalig. Wer Sie einmal gesehen hat, vergisst Sie nie.»

Poirot sah ihn skeptisch an.

«Nur ein kleiner Scherz meinerseits», beschwichtigte Japp. «Nehmen Sie mich gar nicht ernst. Ein Glas Port?»

«Wenn Sie darauf bestehen.»

Der Abend verlief danach ausgesprochen harmonisch. Bald schwelgten wir in den schönsten Erinnerungen. Dieser und jener Fall und viele andere Fälle. Ich muss sagen, dass es auch mir sehr gut getan hat, über die Vergangenheit zu sprechen. Es waren schöne Zeiten gewesen. Ich fühlte mich abgeklärt und sehr lebenserfahren!

Armer alter Poirot. Dieser Fall brachte ihn aus der Fassung – das spürte ich. Seine Fähigkeiten ließen nach. Ich hatte das Gefühl, er würde scheitern – der Mörder von Maggie Buckley würde niemals zur Rechenschaft gezogen werden.

«Nur Mut, mein Freund», Poirot versetzte mir einen Klaps auf den Rücken. «Noch ist nicht alles verloren. Setzen Sie nicht Ihr langes Gesicht auf, ich bitte Sie.»

«Ist schon gut. Mir geht es gut.»

«Mir auch. Und Japp ebenso.»

«Es geht uns allen gut», verkündete Japp fröhlich.

Und in dieser angenehmen Stimmung trennten wir uns.

Am nächsten Morgen fuhren wir zurück nach St. Loo. Nach unserer Ankunft im Hotel rief Poirot das Sanatorium an und wollte mit Nick sprechen.

Plötzlich sah ich, wie sich sein Gesichtsausdruck veränderte – er ließ beinahe den Hörer fallen.

«*Comment?* Was ist das? Wiederholen Sie das bitte.»

Er hörte eine oder zwei Minuten zu. Dann sagte er: «Ja, ja. Ich komme sofort.»

Er sah mich kreidebleich an.

«Warum bin ich weggegangen, Hastings? *Mon Dieu!* Warum bin ich nur weggegangen?»

«Was ist geschehen?»

«Mademoiselle Nick ist ernsthaft erkrankt, Kokain-Vergiftung. Sie haben sie also doch noch erwischt, *Mon Dieu! Mon Dieu!* Warum bin ich nur weggegangen?»

Siebzehntes Kapitel

Eine Schachtel Konfekt

Auf dem ganzen Weg zum Sanatorium murmelte und brummte Poirot in sich hinein. Er steckte voller Selbstvorwürfe.

«Ich hätte es wissen müssen», stöhnte er. «Ich hätte es wissen müssen! Doch was hätte ich tun können? Ich habe jede nur erdenkliche Vorsichtsmaßnahme getroffen. Es ist unmöglich – unmöglich. Niemand konnte zu ihr gelangen! Wer hat meine Anweisungen nicht befolgt?»

Im Sanatorium wurden wir in ein kleines Zimmer im Erdgeschoss geführt und ein paar Minuten später erschien Dr. Graham. Er sah bleich und erschöpft aus.

«Sie wird durchkommen», sagte er. «Es kommt alles wieder in Ordnung. Die Schwierigkeit lag darin, herauszufinden, wie viel sie von dem Teufelszeug genommen hat.»

«Was war es?»

«Kokain.»

«Sie wird leben?»

«Ja, sie wird leben.»

«Aber wie konnte das geschehen? Wie ist man an sie herangekommen? Wen hat man zu ihr gelassen?» Poirot stampfte auf wie Rumpelstilzchen in seinem ohnmächtigen Zorn.

«Man hat niemand zu ihr gelassen.»

«Unmöglich.»

«Es ist so.»

«Aber dann...»

«Es war eine Schachtel Konfekt.»

«Ah! *Sacré*. Und ich habe sie gebeten, nichts zu essen – nichts, was von draußen kommt.»

«Davon weiß ich nichts. Es ist schwer, ein junges Mädchen von einer Pralinenschachtel fernzuhalten. Gott sei Dank hat sie nur eine gegessen.»

«Enthielten alle Pralinen Kokain?»

«Nein. Die eine, die das Mädchen gegessen hat. Und noch zwei in der oberen Lage. Der Rest war tadellos.»

«Wie hat man es bewerkstelligt?»

«Ziemlich plump. Die Praline einfach halbiert, das Kokain mit der Füllung vermischt und die Praline wieder zusammengesetzt. Ziemlich amateurhaft. Man könnte es auch als dilettantisch bezeichnen.»

Poirot stöhnte entsetzt auf. «Ach! Wenn ich das geahnt hätte – wenn ich das geahnt hätte. Kann ich Mademoiselle sehen?»

«Wenn Sie in einer Stunde wieder kommen, denke ich, können Sie zu ihr», sagte der Doktor. «Nehmen Sie sich doch zusammen, mein Lieber. Sie wird nicht sterben.»

Wir gingen eine Stunde lang durch die Straßen von St. Loo. Ich tat mein Bestes, um Poirot abzulenken – führte immer wieder aus, dass alles noch einmal glimpflich ausgegangen und schlussendlich doch kein Unglück geschehen sei.

Seine Reaktion bestand lediglich in einem Kopfschütteln und einem in regelmäßigen Abständen wiederholten: «Ich habe Angst, Hastings, ich habe Angst...»

Und die seltsame Art, wie er es sagte, machte mir schließlich auch Angst.

Auf einmal packte er mich am Arm.

«Hören Sie, mein Freund. Ich liege völlig falsch. Ich lag von Anfang an völlig falsch.»

«Sie meinen, es geht nicht ums Geld?»

«Doch, doch, da liege ich richtig. Aber diese beiden – das ist zu einfach – zu simpel. Es muss noch eine andere Windung geben. Ja, da gibt es noch etwas!»

Und dann folgte ein Ausbruch der Empörung: «Ah! *Cette petite*! Habe ich es ihr nicht verboten? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt «Rühren Sie nichts an, was von draußen kommt? Und gehorcht mir nicht – mir, Hercule Poirot. Genügt es ihr nicht, viermal dem Tod entkommen zu sein? Musste sie ein fünftes Risiko eingehen? *Ah, c'est inouï!*»

Schließlich gingen wir wieder zum Sanatorium zurück. Nach kurzem Warten führte man uns hinauf.

Nick saß im Bett mit ungeheuer geweiteten Pupillen. Sie sah fiebrig aus und ihre Hände zuckten ständig unkontrolliert.

«Wieder dabei», murmelte sie.

Ihr Anblick rief bei Poirot tiefe Erschütterung hervor. Er räusperte sich und nahm ihre Hand in die seine. «Ah! Mademoiselle – Mademoiselle.»

«Es wäre mir egal», sagte sie trotzig, «wenn sie mich diesmal erwischt hätten. Ich habe das alles satt – vollkommen satt!»

«*Pauvre Petite!*»

«Etwas in mir wehrt sich aber dagegen, ihnen nachzugeben.»

«Das ist die richtige Einstellung – *le sport* –, Sie müssen jetzt Sportsgeist zeigen, Mademoiselle.»

«Ihr gutes, altes Sanatorium war nun doch nicht so sicher», bemerkte Nick.

«Wenn Sie meine Anweisungen befolgt hätten, Mademoiselle...»

Sie sah leicht erstaunt drein.

«Aber das habe ich doch.»

«Habe ich Ihnen nicht eindringlich verboten, alles zu essen, was von draußen kommt?»

«Und das habe ich auch nicht.»

«Aber diese Pralinen...»

«Nun, die waren doch in Ordnung. Sie kamen ja von Ihnen.»

«Was sagen Sie da, Mademoiselle?»

«Sie haben sie mir geschickt!»

«Ich? Niemals. Nichts dergleichen.»

«Doch, das haben Sie. Ihre Karte lag in der Schachtel.»

«Was?»

Nick deutete mit zuckenden Händen auf den Nachttisch. Die Schwester machte einen Schritt nach vorn. «Suchen Sie die Karte aus der Schachtel?»

«Ja, bitte, Schwester.»

Es entstand eine kurze Pause. Dann kam die Schwester zurück mit der Karte in der Hand. «Hier, bitte.»

Ich hielt die Luft an. Poirot ebenfalls. Denn auf der Karte standen in der verschnörkelten Handschrift die gleichen Worte, die Poirot auf die Karte in dem Blumenkorb geschrieben hatte.

«Mit den besten Wünschen von Hercule Poirot.»

«Sacré tonnerre!»

«Da sehen Sie selbst!», sagte Nick vorwurfsvoll. «Das habe ich nicht geschrieben!», rief Poirot. «Was?»

«Und doch», murmelte Poirot, «und doch ist es meine Handschrift.»

«Ich weiß. Sie sieht genauso aus wie die Karte, die bei den orangefarbenen Nelken lag. Ich hatte keinerlei Zweifel, dass die Pralinen von Ihnen waren.»

Poirot schüttelte fassungslos den Kopf.

«Wie hätten Sie auch zweifeln sollen? Oh, dieser Teufel! Dieser schlaue, grausame Teufel! Welch ein Einfall! Ah, er ist ein Genie, dieser Mann, ein Genie! «Mit den besten Grüßen von Hercule Poirot.» So einfach. Ja, aber man muss erst einmal darauf kommen. Und ich – ich bin nicht darauf gekommen. Ich habe es versäumt, diesen Zug vor auszusehen.»

Nick bewegte sich ruhelos hin und her.

«Regen Sie sich nicht auf, Mademoiselle. Sie trifft keine Schuld – überhaupt keine Schuld. Mich elenden Dummkopf, mich allein trifft die Schuld! Ich hätte diesen Schachzug voraussehen müssen. Ja, ich hätte ihn voraussehen müssen.»

Das Kinn sank ihm auf die Brust. Er war nur noch ein Häufchen Elend.

«Ich glaube wirklich...», unterbrach die Schwester.

Sie hatte in der Nähe gewartet und machte ein äußerst missbilligendes Gesicht.

«Eh? Ja, ja, ich gehe ja schon. Mut, Mademoiselle. Das war mein allerletzter Fehler. Ich bin beschämt, verzweifelt – man hat mich überlistet, übertölpelt – wie einen dummen Schuljungen. Aber das wird nicht wieder vorkommen. Nein, das verspreche ich Ihnen. Kommen Sie, Hastings.»

Poirots nächste Handlung bestand darin, mit der Oberschwester zu sprechen. Sie war natürlich sehr aufgeregt wegen der ganzen Angelegenheit.

«Es ist unglaublich, Monsieur Poirot, einfach unglaublich. Dass so etwas in meinem Sanatorium passiert.»

Poirot war teilnahmsvoll und taktvoll. Nachdem er sie beruhigt hatte, stellte er Fragen zum Erhalt des fatalen Päckchens. Die Oberschwester empfahl uns, den Pförtner zu fragen, der zum fraglichen Zeitpunkt Dienst gehabt hatte.

Der betreffende Mann hieß Hood und sah etwas einfältig, aber ehrlich aus. Er war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt. Er schien nervös und verängstigt. Aber Poirot gelang es, ihn zu beruhigen.

«Sie trifft keinerlei Schuld», meinte er freundlich. «Aber ich möchte, dass Sie mir genau sagen, wann und wie dieses Päckchen angekommen ist.»

Der Mann sah verdattert drein.

«Das ist schwer zu sagen, Sir», meinte er dann schwerfällig. «Eine Menge Leute kommen und gehen oder geben etwas ab für die Patienten.»

«Die Schwester sagte, dieses Päckchen sei gestern Abend gekommen», half ich ihm auf die Sprünge. «Gegen sechs Uhr.»

Das Gesicht des Burschen erhellte sich.

«Jetzt erinnere ich mich tatsächlich. Ein Herr brachte es vorbei.»

«Ein hagerer Herr – mit blondem Haar?»

«Blond war er – ob er hager war, weiß ich nicht mehr.»

«Ob Charles Vyse das Päckchen persönlich überbringen würde?», fragte ich Poirot mit gedämpfter Stimme.

Ich hatte nicht bedacht, dass der Bursche einen einheimischen Namen kennen musste.

«Mr Vyse war es nicht», sagte er prompt. «Den kenne ich. Es war ein größerer Herr – gut aussehend – kam in einem großen Wagen.»

«Lazarus!», rief ich.

Poirot schoss mir einen warnenden Blick zu und ich bedauerte meine Voreiligkeit.

«Er kam also in einem großen Wagen und ließ das Päckchen hier. War es an Miss Buckley adressiert?»

«Jawohl, Sir.»

«Und was haben Sie damit gemacht?»

«Ich habe es nicht mal angerührt, Sir. Die Schwester nahm es mit hinauf.»

«Das mag wohl sein, aber Sie hatten es in der Hand, als Sie es dem Herrn abnahmen, *n'est-ce pas?*»

«O, ja, natürlich. Ich nahm es ihm ab und legte es auf den Tisch.»

«Auf welchen Tisch? Zeigen Sie ihn mir, bitte.»

Der Pförtner führte uns in die Halle. Nahe der offenen Vordertür stand ein langer Tisch, auf dem Briefe und Pakete lagen.

«Alles, was ankommt, wird hier abgelegt, Sir. Dann bringen die Schwestern die Sachen zu den Patienten.»

«Erinnern Sie sich, wann dieses Paket abgegeben wurde?»

«Muss so etwa halb sechs gewesen sein oder ein bisschen später. Die Post war gerade gekommen und das ist gewöhnlich gegen halb sechs. Es war ein sehr geschäftiger Nachmittag. Eine Menge Leute, die Blumen vorbeibrachten und Patienten besuchen wollten.»

«Besten Dank. Ich glaube, jetzt sollten wir mit der Schwester sprechen, die das Päckchen nach oben brachte.»

Diese erwies sich als eine der Lernschwestern, eine zarte, kleine Person, die ganz aus dem Häuschen war vor Aufregung. Sie erinnerte sich, das Päckchen zu Beginn ihres Dienstes um sechs Uhr hinaufgebracht zu haben.

«Sechs Uhr», murmelte Poirot. «Dann muss das Päckchen ungefähr zwanzig Minuten auf dem Tisch gelegen haben.»

«Wie bitte?»

«Ach, nichts, Mademoiselle. Erzählen Sie weiter, Sie brachten das Päckchen zu Miss Buckley?»

«Ja, da waren mehrere Sachen für sie. Diese Schachtel und auch ein Blumenstrauß – Wicken – von einem Ehepaar Croft, glaube ich. Ich habe beides zusammen nach oben mitgenommen. Und dann war da noch dieses Päckchen, das mit der Post gekommen war – und kurioserweise enthielt es ebenfalls eine Schachtel Pralinen von Fuller.»

«*Comment?* Eine zweite Schachtel?»

«Ja, ein ziemlich merkwürdiger Zufall. Miss Buckley öffnete beide. Sie sagte: «Oh, wie schade. Ich darf sie nicht essen.» Dann öffnete sie den Deckel bei beiden und sah nach, ob der Inhalt auch wirklich gleich war. Da fand sie in der einen Packung Ihre Karte und sagte zu mir: «Schwester, bringen Sie die falsche Schachtel weg, sonst verwechsle ich die beiden noch.» Oh du liebe Güte! Wer hätte das gedacht? Wie in einem Roman von Edgar Wallace, nicht wahr?»

Poirot unterbrach ihren Redefluss.

«Zwei Schachteln, sagen Sie? Von wem war die andere?»

«In der war keine Karte.»

«Und welche kam angeblich von mir? Die mit der Post oder die andere?»

«Ich muss gestehen, das weiß ich nicht mehr. Soll ich hinaufgehen und Miss Buckley fragen?»

«Das wäre sehr liebenswürdig.» Sie lief die Treppe hinauf.

«Zwei Schachteln», brummte Poirot. «Und noch mehr Verwirrung.»

Die Schwester kehrte außer Atem zurück.

«Miss Buckley ist sich nicht sicher. Sie hatte beide ausgepackt, bevor sie hineinschaute. Aber sie glaubt, es war nicht die, die mit der Post kam.»

«Eh?», machte Poirot leicht verwirrt.

«Die angeblich von Ihnen geschickte Schachtel war die, die nicht mit der Post kam. Wenigstens denkt sie das, ist sich aber nicht ganz sicher.»

«*Diable!*», wettete Poirot beim Weggehen. «Ist sich denn keiner einer Sache mal ganz sicher? In Kriminalromanen – da ja. Aber das Leben – das wirkliche Leben – ist immer ein Durcheinander. Und ich selbst – bin ich mir irgendeiner Sache ganz sicher? Nein, nein – tausendmal nein.»

«Lazarus», sagte ich.

«Ja, das ist eine Überraschung, nicht wahr?»

«Werden Sie ihn darauf ansprechen?»

«Ganz sicher. Ich bin neugierig, wie er darauf reagiert. Übrigens, wir könnten ruhig Mademoiselles Zustand ernster darstellen, als er ist. Es kann nichts schaden, wenn es den Anschein hat, sie stünde an der Schwelle des Todes. Verstehen Sie? Dieses feierlich ernste Gesicht – ja, erstklassig. Sie haben große Ähnlichkeit mit einem Leichenbestatter. *C'est tout à fait bien.*»

Wir hatten Glück und fanden Lazarus sofort. Er stand vor dem Hotel und beugte sich über die Motorhaube seines Autos.

Poirot ging direkt auf ihn zu.

«Gestern Abend, Monsieur Lazarus, haben Sie eine Schachtel Konfekt für Mademoiselle abgegeben», begann er ohne Umschweife.

Lazarus sah einigermaßen verblüfft aus. «Ja und?»

«Das war sehr liebenswürdig von Ihnen.»

«Eigentlich waren sie von Freddie, ich meine von Mrs Rice. Sie bat mich, sie zu besorgen.»

«Aha.»

«Ich habe sie dann ins Sanatorium gefahren.»

«Ich verstehe.»

Er schwieg eine Minute lang und fragte dann: «Madame Rice, wo ist sie?»

«Ich glaube, sie ist im Salon.»

Wir fanden Frederica beim Tee. Mit besorgter Miene schaute sie zu uns auf.

«Was höre ich da über Nick und eine Krankheit?»

«Es handelt sich um eine höchst mysteriöse Sache, Madame. Sagen Sie, haben Sie ihr gestern eine Schachtel Konfekt geschickt?»

«Ja. Jedenfalls hat sie mich darum gebeten, sie zu besorgen.»

«Mademoiselle hat Sie gebeten, die Pralinen zu besorgen?»

«Ja.»

«Aber sie durfte doch niemanden sehen. Wieso haben Sie sie gesehen?»

«Das habe ich nicht. Sie hat telefoniert.»

«Ah! Und hat was gesagt?»

«Ob ich ihr eine Zwei-Pfund Schachtel Fullers Pralinen besorgen könne.»

«Klang ihre Stimme irgendwie schwach?»

«Nein, überhaupt nicht. Eher kräftig. Allerdings irgendwie anders. Ich erkannte zuerst ihre Stimme gar nicht.»

«Bis sie Ihnen ihren Namen sagte?»

«Ja.»

«Sind Sie sicher, Madame, dass es auch Ihre Freundin war?» Frederica sah verwirrt aus.

«Ja, sicher – sicher – war sie es. Wer sollte es sonst gewesen sein?»

«Das, Madame, ist eine interessante Frage.»

«Sie wollen doch nicht andeuten...»

«Könnten Sie schwören, Madame – den Inhalt des Gesprächs ungeachtet –, dass es die Stimme Ihrer Freundin war?»

«Nein», sagte Frederica mit Bedacht, «das könnte ich nicht. Ihre Stimme klang auf jeden Fall irgendwie anders. Ich dachte, es läge am Telefon oder vielleicht an ihrer Krankheit...»

«Hätte Sie Ihnen nicht ihren Namen genannt, so wären Sie nicht sicher gewesen, mit wem Sie sprachen?»

«Nein, nein, ich glaube nicht. Wer war es, Monsieur Poirot? Wer war es nur?»

«Das möchte ich auch gerne wissen, Madame.»

Sein ernster Gesichtsausdruck ließ sie nichts Gutes ahnen.

«Ist Nick – etwas zugestoßen?», fragte sie atemlos.

Poirot nickte.

«Sie ist krank – ernsthaft krank. Diese Pralinen, Madame – waren vergiftet.»

«Die Pralinen, die ich ihr geschickt habe? Aber das ist unmöglich – einfach ausgeschlossen!»

«Leider nicht ausgeschlossen, Madame, denn Mademoiselle ringt mit dem Tod.»

«Oh mein Gott!», sie verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und als sie wieder aufblickte, war es kalkweiß und ihre Augenlider zitterten. «Ich verstehe das nicht – ich verstehe das einfach nicht. Die andere Schachtel, ja,

aber nicht diese. Diese Pralinen konnten nicht vergiftet sein. Niemand außer Jim und mir haben sie in der Hand gehabt. Sie machen einen furchtbaren Fehler, Monsieur Poirot.»

«Nicht ich mache einen Fehler – obwohl eine Karte mit meinem Namen in der Schachtel lag.» Sie starrte ihn verständnislos an.

«Wenn Mademoiselle Nick stirbt...», sagte er und machte eine drohende Handbewegung.

Sie gab einen gedämpften Schrei von sich.

Er drehte sich um, nahm mich beim Arm und wir gingen hinauf in unser Wohnzimmer.

Er warf seinen Hut auf den Tisch.

«Ich verstehe nichts – aber auch gar nichts. Ich tappe völlig im Dunkeln – wie ein kleines Kind. Wer zieht einen Nutzen aus Mademoiselles Tod? Madame Rice. Wer kauft die Pralinen, gibt es zu und tischt dazu eine Geschichte auf, wie sie am Telefon darum gebeten wurde – eine Geschichte, die völlig durchlässig ist. Madame Rice. Es ist zu einfach – zu dumm. Und dumm ist sie absolut nicht.»

«Nun, dann...»

«Aber sie nimmt Kokain, Hastings. Ich bin sicher, sie nimmt Kokain. Da irre ich mich bestimmt nicht. Und in den Pralinen war Kokain. Und was hat sie gemeint, als sie sagte: «Die andere ja, aber nicht diese.»? Das schreit förmlich nach einer Erklärung. Und der smarte Mr Lazarus – welche Rolle spielt er in dem ganzen Spiel? Was weiß sie alles, diese Madame Rice? Sie weiß etwas. Aber ich bringe sie nicht dazu, es zu sagen. Sie gehört nicht zu den Menschen, die man durch Einschüchterung zum Reden bringt. Aber sie weiß etwas, Hastings. Stimmt ihre Telefongeschichte oder ist sie erfunden? Falls sie stimmt, wes-

sen Stimme war es? Ich sage Ihnen eins, Hastings. Das sieht alles sehr düster aus – sehr, sehr düster.»

«Vor der Dämmerung ist es immer am dunkelsten», versuchte ich Zuversicht zu verbreiten.

Er schüttelte nur den Kopf.

«Und dann die andere Schachtel – die mit der Post kam. Können wir die ausschließen? Nein, denn Mademoiselle ist sich nicht sicher. Das ist wirklich zu ärgerlich!»

Er stöhnte vor sich hin.

Ich wollte gerade etwas sagen, aber er hinderte mich.

«Nein, nein. Keine Sprichwörter mehr. Ich kann es nicht ertragen. Wenn Sie ein guter Freund sein wollen – ein guter, hilfsbereiter Freund...»

«Ja», stimmte ich sofort eifrig bei.

«Gehen Sie, ich bitte Sie, und kaufen mir ein Päckchen Spielkarten.»

Ich sah ihn verdutzt an. «Also gut», sagte ich kühl.

Ich hatte den tiefen Verdacht, er suche nur nach einem geeigneten Vorwand, mich loszuwerden.

Ich hatte ihm jedoch bitter Unrecht getan. Als ich an diesem Abend gegen zehn das Wohnzimmer betrat, fand ich ihn damit beschäftigt, mit höchster Konzentration Kartenhäuser zu bauen. Und ich erinnerte mich! Das war einer seiner alten Kniffe – zur Beruhigung seiner Nerven. Er lächelte mir zu.

«Ja, jetzt erinnern Sie sich. Präzision ist immer gut. Eine Karte auf die andere – so – exakt an den richtigen Platz, und diese wiederum trägt das Gewicht der oberen Karten und so weiter, immer höher. Gehen Sie zu Bett, Hastings. Lassen Sie mich hier sitzen mit meinen Kartenhäusern. Danach werde ich einen klaren Kopf haben.»

Gegen fünf Uhr morgens wurde ich wachgerüttelt.

Poirot stand an meinem Bett. Er sah glücklich und zufrieden aus.

«Es war ja so richtig, was Sie gesagt haben, *mon ami*. Oh, es war wieder einmal ins Schwarze getroffen. Ach, sogar noch mehr, es war schon beinahe geistreich!»

Ich blinzelte ihn nur an, ich war noch gar nicht richtig wach.

«Vor der Dämmerung ist es am dunkelsten – haben Sie gesagt. Es war sogar sehr dunkel – und jetzt dämmt der Morgen.»

Ich sah aus dem Fenster. Er hatte vollkommen Recht.

«Nein, nein Hastings. Im Kopf! Der Verstand! Die kleinen grauen Zellen!»

Er machte eine Pause und sagte dann ganz ruhig: «Sehen Sie, Hastings, Mademoiselle ist nämlich tot.»

«Was?», schrie ich auf und war plötzlich hellwach.

«Ruhig – ruhig. Es stimmt, was ich sage. Nicht wirklich – *bien entendue* –, aber man kann es arrangieren. Ja, für die Zeit von vierundzwanzig Stunden kann man es arrangieren. Ich werde es mit dem Doktor und den Schwestern besprechen.

Begreifen Sie, Hastings? Der Mörder war erfolgreich. Viermal hat er es versucht, ohne Erfolg. Das fünfte Mal hatte er Glück.

Und dann werden wir sehen, was als Nächstes passiert...

Es wird äußerst interessant werden.»

Achtzehntes Kapitel

Das Gesicht am Fenster

An die Ereignisse des nächsten Tages kann ich mich nur verschwommen erinnern. Ich erwachte nämlich leider mit hohem Fieber. Seit ich mir Malaria zugezogen hatte, überfielen mich diese Fieberanfälle immer wieder, und das meist zu den ungelegensten Zeitpunkten.

Dies hatte zur Folge, dass sich die Ereignisse des Tages in meiner Erinnerung wie ein Albtraum niederschlugen, – in dem Poirot wie eine Art fantastischer Clown in einem Zirkus seine sich ständig wiederholenden Auftritte hatte.

Ich bin überzeugt, er hat alles in vollen Zügen genossen. Seine vorgetäuschte Verzweiflung war einfach bewundernswert echt. Wie er seinen Plan, den er mir in den frühen Morgenstunden eröffnet hatte, in die Tat umgesetzt hat, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es ihm gelungen.

Leicht war es sicher nicht. Der Aufwand an Täuschungen und Tricks muss enorm gewesen sein. Es liegt nicht in der Mentalität des Engländers, in großem Umfang zu lügen, aber genau das erforderte Poirots Plan. Zunächst musste er Dr. Graham von seinem Vorhaben überzeugen. Mit Grahams Hilfe galt es dann, die Oberschwester und einige Mitglieder des Pflegepersonals im Sanatorium für seinen Plan zu gewinnen. Auch das muss mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein.

Höchstwahrscheinlich war Dr. Grahams Einfluss das Zünglein an der Waage.

Blieben noch der Chief Constable und die Polizei. Hier würde es Poirot mit dem Beamtentum zu tun bekommen. Und doch gelang es ihm, Colonel Weston eine widerwillige Zustimmung abzurufen. Der Colonel gab jedoch unmissverständlich zu verstehen, dass er jede Verantwortung ablehne. Poirot und nur Poirot allein würde für die Verbreitung jeglicher falscher Berichterstattung verantworten. Poirot war einverstanden. Er hätte allem zugestimmt, solange man ihm nur gestattete, seinen Plan auszuführen.

Ich verbrachte den größten Teil des Tages, in eine Decke eingehüllt, dösend in einem Lehnstuhl. Im Abstand von zwei oder drei Stunden stürmte Poirot herein und informierte mich über den Stand der Dinge.

«*Comment ca va, mon ami?* Wie ich mit Ihnen fühle. Aber vielleicht ist es gar nicht so übel. In einer Farce wie dieser wären Sie nicht so überzeugend wie ich. Ich komme gerade aus dem Blumengeschäft, wo ich einen Kranz – einen riesigen Kranz, einfach überwältigend – bestellt habe. Lilien, mein Freund, verschwenderisch viele Lilien. In tiefer Trauer. Hercule Poirot. Ah, was für eine Komödie!»

Er ließ mich wieder allein.

«Ich komme gerade von einer höchst ergreifenden Konversation mit Madame Rice», lautete seine nächste Information. «Ganz in Schwarz – elegant wie immer. Ihre arme Freundin – welche Tragödie! Ich stöhne vor Mitgefühl. Sie sagt, Nick sei immer so voller Leben gewesen, so fröhlich. Es sei unmöglich, sie sich tot vorzustellen. Ich kann nur zustimmen. «Es ist die Ironie des Schicksals», sage ich, «dass gerade so jemand sterben muss. Die Alten und Nutzlosen bleiben zurück.» *Ob là là!* Ich stöhne noch einmal...»

«Und Sie genießen das alles ungemein», murmelte ich mit schwacher Stimme.

«*Du tout*. Es ist nur ein Teil meines Plans. Man muss seine Rolle mit ganzem Herzen spielen, wenn die Komödie Erfolg haben soll. Also gut, die üblichen Trauerfloskeln sind ausgetauscht und Madame kommt zum Kern der Sache. Erzählt mir, sie habe die ganze Nacht wach gelegen und über diese Pralinen nachgegrübelt. Es sei unmöglich, einfach unmöglich. «Madame», erwidere ich, «es ist ganz und gar nicht unmöglich. Sie können sich den chemischen Befund ansehen.» Und darauf sagt sie, und zwar mit sehr unsicherer Stimme: «Es war – Kokain, sagen Sie?» Ich bestätige dies und sie sagt: «Oh mein Gott. Ich kann es nicht verstehen.»»

«Vielleicht stimmt das ja.»

«Sie versteht jedenfalls, dass sie sich in Gefahr befindet. Sie ist klug. Das habe ich schon immer gesagt. Ja, sie befindet sich in Gefahr und ist sich doch dessen bewusst.»

«Und doch kommt es mir so vor, als glaubten Sie zum ersten Mal nicht an ihre Schuld.»

Poirot verzog das Gesicht. Sein aufgeregtes Gebaren verebbte.

«Da haben Sie etwas sehr Schwerwiegendes gesagt, Hastings. Nein, meiner Ansicht nach stimmen die Gegebenheiten irgendwie nicht mehr überein. Wodurch haben sich doch diese Verbrechen – bis jetzt – ausgezeichnet? Durch ihre Raffinesse, so ist es doch? Und hier gibt es auf einmal nichts dergleichen – nur nackte Rohheit. Nein, es stimmt einfach nicht.»

Er setzte sich an den Tisch.

«*Voilà* – nehmen wir zunächst die Fakten unter die Lupe. Es gibt drei Möglichkeiten. Da sind einmal die Pralinen, besorgt von Madame und von Monsieur Lazarus abgeliefert. In diesem Falle trifft einen von ihnen oder

alle beide die Schuld. Und der angebliche Anruf von Mademoiselle Nick wäre schlicht und einfach erfunden. Das wäre ganz direkt – die einfachste Lösung.

Lösung Nummer zwei: Die andere Konfektschachtel – die mit der Post kam. Jeder könnte sie geschickt haben. Jeder der Verdächtigen auf unserer Liste von A bis J. (Erinnern Sie sich? Ein sehr weites Feld.) Aber, wenn dem so wäre, welchen Sinn hätte dann der Telefonanruf? Wieso sollte man die Dinge durch die Existenz einer zweiten Schachtel verkomplizieren?»

Ich schüttelte nur schwach den Kopf. Mit vierzig Grad Fieber schien mir jegliche Komplikation absurd und überflüssig.

«Lösung Nummer drei: Eine vergiftete Schachtel wurde mit der harmlosen von Madame vertauscht. In diesem Fall ist der Anruf geschickt und verständlich. Madame sollte sich die Finger verbrennen. Die heißen Kastanien aus dem Feuer holen. Folglich wäre Lösung drei die logischste – aber leider auch die schwierigste. Wie kann man sicher gehen, die Schachtel im richtigen Moment auszuwechseln? Es gibt Zighunderte von Möglichkeiten – der Pförtner hätte die Schachtel direkt nach oben gebracht haben können –, die den Austausch verhindert hätten. Nein, das macht auch keinen Sinn.»

«Außer Lazarus wäre es gewesen», sagte ich.

Poirot sah mich an.

«Sie haben Fieber, mein Freund. Es steigt, nicht wahr?»
Ich nickte.

«Faszinierend, wie ein paar Grad Hitze den Verstand schärfen können. Sie haben da eine Beobachtung geäußert, die ebenso tief sinnig wie nahe liegend ist. Sie ist so nahe liegend, dass ich sie überhaupt nicht in Betracht gezogen habe. Aber sie beruht auf einer sehr befremdlichen Voraussetzung. Der ergebene Freund von Madame, Monsieur Lazarus, tut sein Bestes, sie an den Galgen zu

bringen. Das eröffnet neue, höchst interessante Perspektiven. Aber kompliziert – sehr kompliziert.»

Ich schloss die Augen. Ich war stolz darauf, so klug gewesen zu sein, aber ich wollte über nichts Kompliziertes nachdenken. Ich wollte nur schlafen.

Ich glaube, Poirot redete in einem fort, aber ich hörte nicht mehr zu. Seine Stimme wirkte irgendwie einlullend.

Als ich ihn wieder sah, war es bereits später Nachmittag.

«Mein kleiner Plan ist eine Glückssträhne für sämtliche Blumengeschäfte», verkündete er. «Alle bestellen Kränze. Monsieur Croft, Monsieur Vyse, Commander Challenger...»

Dieser Name rief bei mir Gewissensbisse hervor.

«Hören Sie, Poirot», appellierte ich an ihn. «Sie müssen ihn einweihen. Der arme Kerl ist bestimmt außer sich vor Kummer. Das ist einfach nicht fair.»

«Sie hatten immer eine Schwäche für ihn, Hastings.»

«Ich mag ihn. Er ist ein durch und durch anständiger Bursche. Sie müssen ihn in das Geheimnis einweihen.»

Poirot schüttelte den Kopf.

«Nein, *mon ami*. Ich kann keine Ausnahmen machen.»

«Aber Sie haben ihn doch nicht im Verdacht, etwas damit zu tun zu haben?»

«Ich mache keine Ausnahmen.»

«Denken Sie doch nur daran, wie er leidet.»

«Ganz im Gegenteil, ich denke daran, welche erfreuliche Überraschung ich für ihn bereithalte. Wenn man die Liebste für tot hält – und sie ist plötzlich lebendig! Ein einmaliges Gefühl – überwältigend.»

«Was sind Sie doch für ein eigensinniger alter Teufel. Er würde das Geheimnis für sich behalten.»

«Da bin ich nicht so sicher.»

«Er ist ein Ehrenmann. Das weiß ich ganz genau.»

«Das macht die Sache nur schwieriger. Ein Geheimnis zu bewahren ist eine Kunst, die viele geschickt erzählte Lügen erfordert sowie großes Talent zur Komödie und Freude daran. Ob sich Ihr Commander Challenger wohl verstellen könnte? Wenn er das ist, wofür Sie ihn halten, dann sicherlich nicht.»

«Also werden Sie es ihm nicht erzählen?»

«Ich weigere mich ganz einfach, das Gelingen meines kleinen Plans aus sentimentalischen Gründen zu vereiteln. Wir spielen mit Leben und Tod, *mon ami*. Und außerdem stärkt Leiden den Charakter, das haben viele Ihrer berühmten Geistlichen gesagt – sogar ein Bischof, wenn ich mich nicht irre.»

Ich unterließ weitere Versuche, seine Entscheidung ins Wanken zu bringen. Mir war klar, dass sein Entschluss feststand.

«Ich werde mich nicht zum Abendessen umziehen», murmelte er. «Dazu bin ich viel zu sehr der gebrochene, alte Mann. Das ist meine Rolle, verstehen Sie? Mein Selbstbewusstsein ist am Boden – ich bin am Boden zerstört. Ich habe versagt. Ich werde beim Dinner kaum etwas anrühren – nur auf dem Teller herumstochern. Ich glaube, so werde ich die Sache angehen. In meinen eigenen vier Wänden werde ich einige Brioche und Schokoladeneclairs (oder das, was man hier darunter versteht) verzehren, die ich in weiser Voraussicht in einer Konditorei besorgt habe. Und wie steht es mit Ihnen?»

«Für mich nur etwas Chinin», erwiderte ich niedergeschlagen.

«Das tut mir leid, mein armer Hastings. Aber nur Mut, morgen ist alles wieder gut.»

«Höchstwahrscheinlich. Diese Anfälle dauern meist nur vierundzwanzig Stunden.»

Ich hörte ihn nicht zurückkommen. Ich muss geschlafen haben.

Als ich aufwachte, saß er am Tisch und schrieb etwas. Vor ihm lag ein sorgfältig glatt gestrichenes Blatt Papier. Es war die Liste mit den Verdächtigen – von A bis J –, die er unlängst zerknüllt und weggeworfen hatte.

Er beantwortete meine unausgesprochene Frage mit einem Kopfnicken.

«Ja, mein Freund. Ich habe sie wieder zum Leben erweckt. Ich bearbeite sie jetzt von einem neuen Gesichtspunkt aus. Ich stelle für jede Person einen Fragenkatalog zusammen. Die Fragen müssen nicht unbedingt etwas mit dem Verbrechen zu tun haben – es sind einfach Dinge, die ich nicht weiß –, Ungeklärtes, das ich mithilfe meines Verstandes versuche zu beantworten.»

«Wie weit sind Sie gekommen?»

«Ich bin fertig. Möchten Sie es hören? Fühlen Sie sich kräftig genug dazu?»

«Oh ja, ich fühle mich wirklich schon viel besser.»

«*A la bonne heure!* Sehr gut, ich werde sie Ihnen vorlesen. Einige Fragen werden Ihnen ohne Zweifel etwas kindisch vorkommen.»

Er räusperte sich.

«A. Ellen – Warum blieb sie im Haus und ging nicht zum Feuerwerk? (Ungewöhnlich, wie Mademoiselles Aussage und Überraschung deutlich zeigen.) Was glaubte oder fürchtete sie, könne geschehen? Ließ, sie jemanden (J. zum Beispiel) ins Haus? Sagt sie die Wahrheit über das Geheimfach? Wenn es so etwas tatsächlich gibt, warum kann sie sich nicht erinnern, wo? (Mademoiselle scheint vom Gegenteil überzeugt – und sie müsste es doch wissen.) Wenn sie es erfunden hat, warum hat sie es erfunden? Kannte sie Michael

Setons Liebesbriefe oder war ihre Überraschung über Mademoiselles Verlobung echt?

- B. *Ihr Ehemann – Ist er so dumm, wie er aussieht? Teilt er Ellens Wissen, was immer es sein mag, oder nicht? Ist er vielleicht irgendwie geistesgestört?*
- C. *Das Kind – Ist sein Entzücken an Blutvergießen normal für sein Alter oder krankhaft, und könnte diese Neigung erblich sein? Hat es jemals mit einer Spielzeugpistole geschossen?*
- D. *Wer ist Mr Croft? – Woher kommt er in Wirklichkeit? Hat er das Testament wirklich aufgegeben, wie er geschworen hat? Welches Motiv könnte er gehabt haben, es nicht aufzugeben?*
- E. *Mrs Croft – Siehe oben. Wer sind Mr und Mrs Croft? Leben sie aus irgendeinem Grund hier im Verborgenen? Wenn ja, aus welchem Grund? Stehen sie in irgendeiner Beziehung zu den Buckleys?*
- F. *Mrs Rice – Wusste sie wirklich von der Verlobung zwischen Nick und Michael Seton? Hat sie es nur erraten oder hat sie tatsächlich die Briefe gelesen? (In diesem Fall wüsste sie, dass Mademoiselle Setons Erbin sein würde.) Wusste sie, dass sie selbst als Mademoiselles Erbin eingesetzt ist? (Das halte ich für sehr wahrscheinlich. Mademoiselle hat ihr wahrscheinlich davon erzählt und hinzugefügt, dass dabei allerdings nicht viel herauschaue.) Wie viel Wahrheit steckt in Commander Challengers Hinweis, Lazarus habe sich zu Mademoiselle Nick hingezogen gefühlt? (Das wäre eine Erklärung wieso sich das herzliche Verhältnis der beiden Freundinnen in den letzten paar Monaten abgekühlt hat.) Wer ist der in Madames Brief erwähnte Freund, der das Rauschgift liefert? Könnte es sich dabei möglicherweise um J. handeln? Warum fiel sie neulich hier in diesem Zimmer fast in Ohnmacht? Lag es an etwas im Gespräch – oder hat sie etwas gesehen? Stimmt ihr Bericht über das Telefongespräch, in dem sie gebeten wird, die Pralinen zu besorgen – oder*

handelt es sich um eine bewusste Lüge? Was hat sie gemeint, als sie sagte: «Sei der anderen kann ich es verstehen, aber nicht bei dieser»? Wenn sie selbst nicht schuldig ist, welches Wissen hält sie dann zurück?»

«Sie haben sicher bemerkt», unterbrach Poirot unvermittelt seine Lesung, «dass es beinahe unzählige Fragen gibt, die Madame Rice betreffen. Sie ist ein Rätsel, von Anfang bis Ende. Und das zwingt mich zu einer Schlussfolgerung. Entweder ist Madame Rice schuldig – oder sie weiß – oder besser gesagt, glaubt zu wissen – wer schuldig ist. Aber hat sie auch Recht? Weiß sie oder vermutet sie nur? Und wie kann man sie zum Sprechen bringen?»

Er seufzte. «Gut, machen wir weiter mit meinen Fragen.»

«G. Mr Lazarus – Seltsam, zu seiner Person gibt es kaum Fragen – außer der Kernfrage: «Hat er die vergifteten Pralinen ausgetauscht?» Sonst fällt mir nur eine völlig irrelevante Frage ein. Aber ich habe sie trotzdem aufgeschrieben. «Warum hat Monsieur Lazarus fünfzig Pfund für ein Gemälde geboten, das nur zwanzig wert ist?»»

«Er wollte Nick einen Gefallen tun», schlug ich vor.

«Das würde er nicht auf diese Art tun, er ist ein Händler. Er kauft nicht ein, um mit Verlust zu verkaufen. Wenn er sich liebenswürdig zeigen wollte, würde er ihr ein privates Darlehen anbieten.»

«Aber es kann doch wohl kaum eine Auswirkung auf das Verbrechen haben.»

«Nein, das ist wahr – aber dennoch wüsste ich gerne den Grund. Ich studiere die Psychologie des Menschen, verstehen Sie? Nun kommen wir zum Buchstaben H.

H. *Commander Challenger* – *Warum hat Mademoiselle ihm erzählt, dass sie mit jemand anders verlobt sei? Wieso hat sie es für notwendig erachtet, ihm das zu erzählen? Sie hat es sonst niemandem erzählt. Hat er ihr einen Antrag gemacht? Wie sieht seine Beziehung zu seinem Onkel aus?»*

«Zu seinem Onkel?»

«Ja, dem Arzt. Diesem ziemlich fragwürdigen Charakter. Drangen vielleicht Nachrichten über Michael Setons Tod an die Admiralität, bevor sie an die Öffentlichkeit kamen?»

«Ich verstehe nicht ganz, worauf Sie hinauswollen, Poirot. Selbst wenn Challenger schon im Vorhinein von Setons Tod gewusst hätte, bringt uns das doch nicht weiter. Es liefert doch keinerlei Motiv dafür, das Mädchen umzubringen, das er liebt.»

«Da stimme ich Ihnen zu. Was Sie sagen, ist völlig einleuchtend. Es sind einfach Dinge, die ich gerne wüsste. Ich bin eben immer der Hund, der den unangenehmen Dingen auf der Fährte bleibt!

I. *Monsieur Vyse* – *Warum hat er das über die fanatische Bessessenheit seiner Cousine von ihrem Haus behauptet? Welchen Beweggrund könnte er dazu gehabt haben? Hat er das Testament erhalten oder nicht? Und ist er nun ein aufrichtiger Mann oder ist er es nicht?*

J. ...– Eh, bien, J. *ist und bleibt* – *ein großes Fragezeichen. Gibt es eine Person J oder nicht...?*

Mon Dieu! Mein Freund, was haben Sie?»

Ich war mit einem jähen Aufschrei von meinem Sessel aufgesprungen. Mit zitternder Hand wies ich auf das Fenster.

«Ein Gesicht, Poirot!», rief ich. «Ein Gesicht, das sich gegen die Scheibe presst. Ein fürchterliches Gesicht! Jetzt ist es weg – aber ich habe es deutlich gesehen.»

Poirot schritt zum Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus.

«Da ist niemand weit und breit», sagte er nachdenklich. «Haben Sie sich das vielleicht nur eingebildet, Hastings?»

«Ganz sicher nicht. Es war ein abscheuliches Gesicht.»

«Da ist natürlich noch der Balkon. Jeder, der uns belauschen wollte, könnte leicht dorthin gelangen. Wenn Sie das Gesicht als schrecklich bezeichnen, Hastings, wie meinen Sie das?»

«Ein totenbleiches, absonderliches, kaum menschliches Gesicht.»

«*Mon ami*, das ist das Fieber. Ein Gesicht, ja. Ein unangenehmes Gesicht, ja. Aber ein kaum menschliches Gesicht – nein. Dieser Eindruck entstand durch das ganz nah an die Scheibe gepresste Gesicht – zusammen mit dem Entsetzen über den Anblick an sich.»

«Es war ein fürchterliches Gesicht», beharrte ich.

«Es war aber kein bekanntes Gesicht?»

«Nein, allerdings nicht.»

«Hm – könnte es aber durchaus gewesen sein. Ich bezweifle, dass Sie es unter diesen Umständen erkannt hätten. Jetzt wüsste ich zu gerne – ja, ich wüsste nur zu gerne...»

Nachdenklich ordnete er seine Notizen.

«Eines ist jedenfalls gut. Auch wenn der Träger dieses Gesichts unsere Unterhaltung belauscht haben sollte, so wurde doch mit keiner Silbe erwähnt, dass Mademoiselle Nick lebendig und wohlauf ist. Was immer auch sonst unser Besucher gehört haben mag, das wenigstens ist ihm entgangen.»

«Aber eigentlich», warf ich ein, «sind die Ergebnisse Ihrer – eh – brillanten Taktik bis jetzt doch eher enttäuschend. Nick ist tot und nichts von Bedeutung hat sich ereignet.»

«Ich habe bis jetzt nichts anderes erwartet. Vierundzwanzig Stunden habe ich gesagt. *Mon ami*, wenn ich mich nicht täusche, werden sich morgen bestimmte Dinge ereignen. Wenn nicht – ja, wenn nicht, dann liege ich von Anfang bis Ende falsch. Die Post, wissen Sie. Ich setze meine Hoffnung auf die morgige Post.»

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fühlte ich mich zwar noch schwach, war aber fieberfrei. Ich verspürte wieder Appetit. Poirot und ich frühstückten gemeinsam in unserem Salon.

«Nun?», fragte ich etwas boshaft, als er seine Briefe sortierte. «Erfüllt die Post Ihre Erwartungen?»

Poirot, der gerade zwei Briefe öffnete, die eindeutig Rechnungen enthielten, gab keine Antwort. Ich fand, er sah ziemlich niedergeschlagen drein und hatte gar nichts von dem alten Prahlhans an sich.

Ich öffnete meine eigene Post. Der erste Brief enthielt die Ankündigung einer spiritistischen Sitzung.

«Wenn alles schief geht, müssen wir uns an die Spiritisten wenden», bemerkte ich. «Ich frage mich oft, warum man nicht mehr solche Sitzungen durchführt. Der Geist des Opfers kommt zurück und nennt den Namen des Mörders. Das wäre doch der Beweis.»

«Keine große Hilfe für uns», meinte Poirot geistesabwesend. «Ich bezweifle, dass Maggie Buckley weiß, wer auf sie geschossen hat. Selbst wenn sie sprechen könnte, hätte sie uns nichts Wertvolles mitzuteilen. *Tiens!* Welch seltsamer Zufall!»

«Was ist?»

«Sie erwähnen Tote, die sprechen, und im gleichen Augenblick öffne ich diesen Brief.»

Er schob ihn mir über den Tisch zu. Er war von Mrs Buckley und lautete folgendermaßen:

Pfarrhaus Langley

Lieber Monsieur Poirot,

bei meiner Rückkehr fand ich diesen Brief vor, den mein armes Kind gleich nach seiner Ankunft in St. Loo geschrieben haben muss. Ich fürchte, er enthält nichts von Interesse für Sie, aber ich dachte, Sie würden vielleicht trotzdem Wert darauf legen, ihn zu sehen.

Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit.

Aufrichtigst Ihre

Jean Buckley

Als ich Maggies Brief las, spürte ich einen dicken Kloß in meiner Kehle. Er war so absolut alltäglich und vollkommen fern jeder Tragödie:

Liebe Mutter,

Ich bin gut angekommen. Ziemlich angenehme Reise. Die ganze Strecke bis Exeter nur zwei Leute im Abteil.

Das Wetter ist herrlich. Nick scheint es gut zu gehen. Sie ist fröhlich wie immer – vielleicht ein wenig ruhelos, aber ich sehe keinen Grund für ihr Telegramm. Dienstag hätte auf jeden Fall gereicht. Genug davon. Wir sind zum Tee bei ein paar Nachbarn eingeladen. Es sind die Australier, die das Pförtnerhaus gemietet haben. Nick sagt, sie sind freundlich, aber ziemlich schrecklich. Mrs Rice und Mr Lazarus kommen auch noch. Er ist der Kunsthändler. Ich stecke diesen Brief in den Kasten beim Tor, dann wird er heute noch abgeholt. Ich schreibe morgen wieder.

Deine dich liebende Tochter

Maggie

P.S. Nick sagt, es gibt natürlich einen Grund für das Telegramm. Sie will mir alles nach dem Tee erklären. Sie ist sehr nervös und sprunghaft.

«Die Stimme der Toten», bemerkte Poirot ganz ruhig, «und sie sagt uns – nichts.»

«Der Kasten beim Tor», überlegte ich vor mich hin. «Dort hat Croft angeblich das Testament eingeworfen.»

«Das sagte er – ja. Ich möchte nur wissen, ob das stimmt. Und wie ich das wissen möchte!»

«Sonst gibt es nichts von Interesse in Ihrer Post?»

«Nichts, Hastings. Ich bin sehr unglücklich. Ich tappe im Dunkeln. Immer noch im Dunkeln. Ich verstehe gar nichts mehr.»

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Poirot nahm ab.

Ich bemerkte sofort, wie sich seine Miene veränderte. Er hatte sich zwar gut in der Hand, doch blieb mir seine sehr starke Erregung nicht verborgen.

Seine Beiträge zu dem Gespräch waren völlig unverbundlich, sodass ich keine Ahnung hatte, worum es ging.

Als bald jedoch, nach einem «*Très bien. Je vous remercie*», legte er auf und kam zu mir an den Tisch zurück. Seine Augen funkelten vor Erregung.

«*Mon ami*, was habe ich Ihnen gesagt? Die Dinge geraten in Bewegung.»

«Was war denn los?»

«Das war Monsieur Charles Vyse am Telefon. Er wollte mich davon unterrichten, dass er heute Morgen mit der Post ein von seiner Cousine Miss Buckley unterzeichnetes Testament erhalten hat, datiert auf den 25. Februar.»

«Was? Das Testament?»

«*Evidemment.*»

«Es ist also aufgetaucht?»

«Genau im richtigen Moment, *n'est-ce pas?*»

«Glauben Sie, er sagt die Wahrheit?»

«Oder möchten Sie wissen, ob ich glaube, er hatte es schon die ganze Zeit bei sich? Wollen Sie das andeuten? Nun, es ist alles ein wenig seltsam. Aber eines ist sicher; ich habe Ihnen gesagt, dass sich nach Mademoiselle Nicks angeblichem Tod bestimmte Ereignisse entwickeln würden – und da haben wir sie schon!»

«Außerordentlich. Sie hatten Recht», musste ich zugeben. «Ich nehme an, dieses Testament wird Frederica zur Universalerbin machen.»

«Monsieur Vyse erwähnte nichts über den Inhalt des Testaments. Dazu ist er viel zu korrekt. Aber es gibt eigentlich keinen Grund zu bezweifeln, dass es sich um ein und dasselbe Testament handelt. Wie er mir sagte, unterschrieben es Ellen Wilson und ihr Mann als Zeugen.»

«Also sind wir bei dem alten Problem gelandet», sagte ich. «Frederica Rice.»

«Die Rätselhaftel!»

«Frederica Rice», brummelte ich vor mich hin. «Ein schöner Name.»

«Schöner als der, den ihre Freunde benutzen. Freddie» – er verzog das Gesicht – «*ce n'est pas joli* – für eine junge Dame.»

«Für Frederica gibt es wenig Abkürzungen», erwiderte ich. «Nicht gleich ein halbes Dutzend wie bei Margaret – Maggie, Margot, Madge, Peggy...»

«Das ist wahr. Also, Hastings, fühlen Sie sich jetzt besser? Jetzt da die Steine ins Rollen geraten?»

«Ja, natürlich. Sagen Sie – hätten Sie ausgerechnet das erwartet?»

«Nein, eigentlich nicht. Ich hatte überhaupt keine besondere Vorstellung. Ich hatte lediglich behauptet, dass ein gewisses Maß an Ergebnissen auch die Ursachen dieser Ergebnisse deutlich machen müsste.»

«Ja, sicher», pflichtete ich ihm voller Respekt bei.

«Was wollte ich nur gerade sagen, als das Telefon klingelte?», grübelte Poirot vor sich hin. «Ach ja, der Brief von Mademoiselle Maggie. Ich wollte ihn mir noch einmal ansehen. Ich habe da so ein Gefühl im Hinterkopf, dass mir etwas darin ziemlich seltsam vorkam.»

Ich hob den Brief auf und reichte ihn ihm.

Er las ihn nochmals leise für sich. Ich lief im Zimmer herum, sah aus dem Fenster und betrachtete die Yachten in der Bucht.

Plötzlich ließ mich ein Aufschrei zusammensucken. Ich drehte mich um. Poirot hielt seinen Kopf in beiden Händen und taumelte unter verzweifelterm Wehklagen hin und her.

«Oh!», stöhnte er. «Ach, ich war blind – blind.»

«Was ist los?»

«Kompliziert, habe ich gesagt? Kompliziert? *Mais non*. Von extremer Einfachheit – und wie extrem. Und erbärmlicher Tropf, der ich bin – ich habe nichts gesehen, nichts.»

«Gütiger Gott, Poirot, welche Erleuchtung ist plötzlich über Sie gekommen?»

«Warten Sie – warten Sie –, sagen Sie nichts! Ich muss erst meine Gedanken ordnen. Ich muss sie neu ordnen angesichts dieser ungeheuren Entdeckung.»

Er griff nach seiner Frageliste, ging sie schweigend nochmals durch, nur seine Lippen bewegten sich leise. Ein- oder zweimal nickte er bestätigend.

Dann legte er die Liste nieder, lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloss die Augen. Schließlich glaubte ich sogar, er sei eingeschlafen.

Plötzlich seufzte er und öffnete die Augen.

«Aber ja!», sagte er schließlich. «Es passt alles zusammen. Alles, was mich so verwirrt hat. Alles, was mir ein wenig ungewöhnlich vorkam. Alles hat seinen Sinn.»

«Sie meinen – jetzt wissen Sie alles?»

«Beinahe alles. Alles Wichtige jedenfalls. In mancher Hinsicht waren meine Schlussfolgerungen richtig. In anderer Hinsicht wiederum himmelweit von der Wahrheit entfernt. Aber jetzt ist alles klar. Ich werde heute noch zwei Telegramme verschicken und zwei Fragen stellen – auf die ich die Antworten bereits weiß – hier drinnen!» Er tippte sich an die Stirn.

«Und wann werden Sie die Antworten erhalten?», wollte ich neugierig wissen.

Er sprang auf.

«Erinnern Sie sich, mein Freund, wie Mademoiselle Nick sagte, sie wollte ein Theaterstück in ihrem Haus inszenieren? Heute Abend werden wir das tun. Aber das Stück ist von Hercule Poirot. Mademoiselle Nick wird eine Rolle darin übernehmen.» Er grinste plötzlich. «Verstehen Sie, Hastings, in diesem Stück wird ein Geist auftreten. Ja, ein Geist. End House hat noch nie einen Geist erlebt. Heute Abend schon. Nein...», als ich eine Frage stellen wollte – «mehr sage ich nicht. Heute Abend, Hastings, werden wir unsere Komödie aufführen – und die Wahrheit enthüllen. Aber jetzt gibt es viel zu tun, sehr viel zu tun.»

Er eilte aus dem Zimmer.

Neunzehntes Kapitel

Poirot inszeniert ein Stück

Es war eine denkwürdige Runde, die sich an diesem Abend in End House zusammengefunden hatte.

Ich hatte Poirot beinahe den ganzen Tag nicht gesehen. Er war zum Dinner nicht im Hotel gewesen, hatte aber eine Nachricht hinterlassen, ich solle mich um neun Uhr in Mademoiselle Nicks Haus einfinden. Abendanzug nicht nötig, wie er hinzufügte.

Das Ganze kam mir wie ein alberner Traum vor.

Bei meiner Ankunft wurde ich ins Esszimmer geführt und als ich mich umsah, bemerkte ich, dass alle Personen von A bis I anwesend waren. (J natürlich ausgeschlossen; vielleicht gab es ihn ja gar nicht.)

Sogar Mrs Croft saß da in einer Art Rollstuhl. Sie nickte mir freundlich lächelnd zu.

«Das ist eine Überraschung, nicht wahr?», sagte sie heiter. «Eine schöne Abwechslung für mich. Ich denke, ich werde das von jetzt an öfter tun. Alles Monsieur Poirots Idee. Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir, Captain Hastings. Irgendwie habe ich das Gefühl, es handelt sich um eine ziemlich gruselige Angelegenheit – doch Mr Vyse bestand darauf.»

«Mr Vyse bestand darauf?», wiederholte ich erstaunt.

Charles Vyse lehnte am Kaminsims. Poirot stand neben ihm und sprach leise und eindringlich auf ihn ein.

Ich sah mich im Zimmer um. Ja, sie waren alle versammelt. Nachdem sie mich hineingeführt hatte, ich hatte mich ein wenig verspätet, nahm Ellen ihren Platz auf einem Stuhl neben der Tür ein. Auf einem anderen Stuhl saß kerzengerade und schwer atmend ihr Mann. Alfred, ihr Sohn, zappelte verlegen zwischen Vater und Mutter.

Der Rest war um den Esstisch versammelt. Frederica im schwarzen Kleid, Lazarus neben ihr, George Challenger und Croft an der anderen Tischseite. Ich saß ein wenig entfernt davon in Mrs Crofts Nähe. Und jetzt nahm Charles Vyse mit einem abschließenden Kopfnicken den Vorsitz am Kopfende der Tafel ein, Poirot schlüpfte unauffällig auf einen Platz neben Lazarus.

Ganz eindeutig hatte Poirot als selbst ernannter Regisseur nicht vor, eine Hauptrolle in dem Stück zu übernehmen. Charles Vyse war offensichtlich der Verantwortliche. Ich überlegte, welche Überraschungen Poirot für ihn wohl bereithielt.

Der junge Anwalt räusperte sich und stand auf. Er wirkte wie immer, nüchtern, förmlich und sachlich.

«Wir haben heute Abend hier eine recht ungewöhnliche Zusammenkunft», begann er. «Aber die Umstände sind gleichfalls sehr ungewöhnlich. Ich meine damit natürlich die Umstände des Todes meiner Cousine, Miss Buckley. Es wird selbstverständlich eine Autopsie geben – es scheint ja erwiesen, dass sie durch Gift umgekommen ist und dass man ihr das Gift mit der Absicht verabreicht hat, sie zu töten. Aber das ist die Angelegenheit der Polizei und ich möchte darauf nicht näher eingehen. Das ist sicher auch im Sinne der Polizei.

Bei einem normalen Todesfall wird das Testament des Verblichenen nach dem Begräbnis eröffnet, aber in Anbetracht des besonderen Wunsches von Seiten Monsieur Poirots schlage ich vor, dieses Testament vor dem Begräbnis zu verlesen, und zwar werde ich es hier und jetzt

verlesen. Deshalb sind Sie hierher gebeten worden. Wie ich bereits sagte, sind die Umstände ungewöhnlich und rechtfertigen eine Abweichung vom üblichen Vorgehen.

Sogar das Testament selbst ist auf seltsamem Wege in meinen Besitz gelangt. Obwohl letzten Februar verfasst, erhielt ich es erst heute Morgen mit der Post. Es ist jedoch zweifellos die Handschrift meiner Cousine und ist, wenngleich recht informell, doch durch Zeugen beglaubigt.»

Er machte eine Pause und räusperte sich nochmals.

Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

Aus einem großen Umschlag zog er einen Bogen Papier. Wir alle konnten erkennen, dass es sich um einen normalen Bogen Briefpapier von End House handelte, der beschrieben war.

«Es ist ziemlich kurz», sagte Vyse. Nach einer wirkungsvollen Pause begann er zu lesen:

«Dies ist der letzte Wille und das Testament von Magdala Buckley. Ich wünsche, dass alle Ausgaben für mein Begräbnis beglichen werden, und ernenne meinen Cousin, Charles Vyse, zum Vollstrecker. Ich hinterlasse alles, was ich im Augenblicke meines Todes besitze, Mildred Croft in dankbarer Anerkennung der Dienste, die sie meinem Vater, Philip Buckley, erwiesen hat; Dienste, die mit Geld eigentlich nicht gutzumachen sind.

Unterschrift – Magdala Buckley

Zeugen: Ellen Wilson

William Wilson.»

Ich war wie vom Donner gerührt. Und ich glaube, die anderen auch. Nur Mrs Croft nickte in stillem Einverständnis mit dem Kopf.

«Es ist wahr», sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme. «Nicht, dass ich es je erwähnen wollte. Philip Buckley hielt sich in Australien auf, und wenn ich nicht gewesen wäre – ach, darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Es war bis jetzt ein Geheimnis und das soll es auch bleiben. Sie hat allerdings davon gewusst. Nick, meine ich. Ihr Vater muss es ihr erzählt haben. Wir sind hierher gekommen, weil wir uns diesen Fleck Erde ansehen wollten. Ich war schon immer neugierig auf dieses End House gewesen, von dem Philip Buckley so viel gesprochen hat. Und das liebe Mädchen wusste davon und konnte gar nicht genug für uns tun. Wollte, dass wir bei ihr wohnten. Aber das kam für uns nicht infrage. Also bestand sie darauf, dass wir ins Pförtnerhaus zogen – nahm nicht einen Penny Miete. Wir zahlten nur zum Schein, um keinen Gerüchten Nahrung zu geben, aber sie gab uns das Geld heimlich zurück. Und nun – dies! Da soll doch jemand behaupten, es gebe keine Dankbarkeit auf der Welt. Ich werde ihn eines Besseren belehren! Hier ist der Beweis.»

Es herrschte noch immer verblüfftes Schweigen. Poirot sah Vyse an.

«Hatten Sie eine Ahnung davon?»

Vyse schüttelte den Kopf. «Ich wusste, dass Philip Buckley sich in Australien aufgehalten hatte. Aber mir ist nie etwas von einem Skandal dort zu Ohren gekommen.»

Er sah Mrs Croft fragend an.

Sie schüttelte den Kopf.

«Aus mir kriegen Sie kein Wort heraus. Ich habe niemals darüber gesprochen und werde es auch jetzt nicht tun. Dieses Geheimnis nehme ich mit ins Grab.»

Vyse sagte nichts darauf. Er saß ruhig da und klopfte mit einem Bleistift auf den Tisch.

«Ich nehme an, Monsieur Vyse» – Poirot lehnte sich nach vorne –, «dass Sie als nächster Anverwandter das Testament anfechten werden. Es geht schließlich um ein riesiges Vermögen, und das war nicht der Fall, als das Testament gemacht wurde.»

Vyse maß ihn mit eisigen Blicken. «Das Testament ist gültig. Ich denke nicht im Traum daran anzufechten, wie meine Cousine mit ihrem Vermögen umgeht.»

«Sie sind ein ehrlicher Mensch», sagte Mrs Croft anerkennend. «Und ich werde dafür sorgen, dass es nicht Ihr Schaden ist.»

Bei dieser gut gemeinten, aber doch etwas peinlichen Bemerkung zuckte Charles Vyse sichtlich zusammen.

«Nun, Mutter», sagte Mr Croft und in seiner Stimme klang Freude durch. «Das ist eine gelungene Überraschung! Nick hat mir jedenfalls nie etwas davon erzählt.»

«Das liebe gute Mädchen», murmelte Mrs Croft und führte gerührt ihr Taschentuch an die Augen. «Ich wünschte, sie könnte von oben auf uns herabsehen. Vielleicht tut sie es sogar – wer weiß?»

«Eben, wer weiß?», summte Poirot zu.

Plötzlich schien er einen Einfall zu haben. Er sah sich in der Runde um.

«Ich habe eine Idee. Wir sitzen hier alle an einem runden Tisch. Was halten Sie von einer kleinen Séance?»

«Eine Séance?», fragte Mrs Croft leicht schockiert. «Aber das ist doch sicher...»

«O doch, es wird höchst interessant werden. Hastings hier ist ein hervorragendes Medium.»

Warum trifft es ausgerechnet wieder mich, dachte ich bei mir.

«Sie haben die einmalige Gelegenheit, eine Botschaft aus dem Jenseits zu empfangen! Ich habe das sichere Ge-

fühl, die Zeichen stehen günstig. Sie nicht auch, Hastings?»

«Jawohl», sagte ich entschieden, denn ich wollte kein Spielverderber sein.

«Gut. Das wusste ich. Schnell, das Licht.»

Blitzschnell stand er auf und drehte das Licht ab. Das Ganze war der Gesellschaft geschickt aufgezwungen worden, sodass etwaige Proteste gar keine Chance hatten. Ich glaube, alle waren ohnehin noch völlig benommen und starr vor Überraschung wegen des Testaments.

Das Zimmer war nicht ganz dunkel. Die Vorhänge waren zurückgezogen und das Fenster stand offen, denn es war eine warme Nacht und durch dieses Fenster schien ein fahles Licht in den Raum. Nach ein oder zwei Minuten, die wir schweigend verharrten, konnte ich allmählich die vagen Umrisse der Möbel erkennen. Ich überlegte verzweifelt, was ich wohl tun sollte, und verfluchte Poirot von ganzem Herzen, weil er mir vorher keine Anweisungen gegeben hatte.

Indes schloss ich erst einmal die Augen und atmete röchelnd und schwer.

Kurz danach erhob sich Poirot und kam auf Zehenspitzen zu meinem Stuhl. Er kehrte zu seinem eigenen zurück und murmelte:

«Ja, er ist bereits in Trance. Bald – bald wird etwas geschehen.»

Dieses Dasitzen und Warten im Dunkeln erzeugt eine beinahe unerträgliche Spannung. Es ist mir durchaus bewusst, dass auch ich ein Opfer meiner angespannten Nerven wurde, wie sicherlich alle anderen auch. Jedoch hatte ich als Einziger wenigstens eine vage Ahnung davon, was passieren sollte. Ich allein wusste Bescheid über die entscheidende Tatsache.

Und trotz allem fiel mir das Herz in die Hose, als ich sah, wie sich die Esszimmertür langsam öffnete.

Überraschenderweise ganz geräuschlos – Poirot muss sie extra frisch geölt haben – und die Wirkung war furchtbar gruselig. Ein oder zwei Minuten geschah weiter nichts. Durch die offene Tür schien ein kalter Lufthauch in den Raum zu wehen. Es war sicher normale Zugluft aus dem Garten, die durch das geöffnete Fenster drang, aber ich empfand sie als den eisigen Hauch, der in keiner Geistergeschichte fehlt.

Und dann sahen wir es alle? In der Tür stand eine weiße Schattengestalt. Nick Buckley...

Sie bewegte sich langsam und geräuschlos vorwärts – mit fließenden, beinahe schwebenden Bewegungen, die den Eindruck eines überirdischen Wesens sehr überzeugend vermittelten...

Mir wurde klar, welche Schauspielerin an ihr verloren gegangen war. Nick hatte sich gewünscht, eine Rolle in ihrem alten Haus zu spielen. Jetzt war ihr Wunsch in Erfüllung gegangen und ich war überzeugt, sie genoss jede Sekunde bis zur Neige. Sie erfüllte ihre Rolle perfekt.

Nick schwebte weiter in den Raum – und da wurde das Schweigen gebrochen.

Ein erstickter Schrei ertönte aus dem Rollstuhl neben mir. Eine Art ersticktes Gurgeln von Mr Croft. Ein entgeisterter Fluch von Challenger. Charles Vyse schob seinen Stuhl zurück, glaube ich. Lazarus beugte sich nach vorn. Nur Frederica gab keinen Laut von sich und blieb reglos.

Und dann gellte ein Schrei durch den Raum. Ellen sprang von ihrem Stuhl auf.

«Sie ist es!», kreischte sie. «Sie ist zurückgekommen. Sie geht um. Alle Ermordeten gehen um. Sie ist es! Sie ist es!»

Darauf gingen die Lichter an.

Poirot stand neben dem Schalter wie ein Zirkusdirektor und lächelte. In der Mitte des Zimmers stand Nick in ihren weißen Schleiergewändern.

Frederica sprach als Erste. Ungläubig streckte sie ihre Hand aus – und berührte ihre Freundin.

«Nick», sagte sie. «Du bist – du bist es ja wirklich!»

Ihre Stimme war beinahe nur ein Flüstern.

Nick lachte. Sie trat einige Schritte vor.

«Ja», sagte sie. «Und ob ich es bin. Mrs Croft, ich danke Ihnen für alles, was Sie für meinen Vater taten. Ich fürchte allerdings, dass es noch eine Weile dauern wird, bis Sie sich dieses Testaments erfreuen können.»

«Oh mein Gott», keuchte Mrs Croft. «Oh mein Gott.» Sie rutschte verlegen in ihrem Stuhl hin und her. «Bert, bring mich von hier fort. Bring mich fort. Es war doch alles ein Scherz, meine Liebe – alles nur ein Scherz. Ehrenwort.»

«Seltsamer Scherz», meinte Nick.

Die Tür öffnete sich erneut und ein Mann trat so geräuschlos ein, dass ich ihn erst nicht bemerkte. Zu meiner Überraschung sah ich, dass es Japp war. Er wechselte mit Poirot ein schnelles Zeichen, als wollte er ihm etwas bestätigen. Dann erhellte sich plötzlich sein Gesicht und er trat einen Schritt auf die sich windende Person im Rollstuhl zu.

«Hallo, hallo!», rief er. «Wen haben wir denn da? Eine alte Freundin! Wenn das nicht Milly Merton ist! Und wieder die alten Tricks, meine Liebe.»

Er ignorierte Mrs Crofts schrilles Protestgeschrei und wandte sich an die restliche Gesellschaft, um zu einer Erklärung anzusetzen.

«Darf ich vorstellen? Milly Merton, die gerissenste Betrügerin aller Zeiten. Uns sind Gerüchte zu Ohren gekommen über einen Autounfall bei der letzten Flucht.

Aber sehen Sie! Nicht einmal eine Rückgratverletzung hindert Milly daran, ihr Handwerk auszuüben. Sie ist eine Meisterin ihres Fachs, oh ja, das ist sie!»

«Dann war das Testament eine Fälschung?», fragte Vyse.

Er klang erstaunt.

«Natürlich war es gefälscht», sagte Nick mit vorwurfsvoller Stimme. «Du glaubst doch nicht, ich würde ein derartig unsinniges Testament machen? Natürlich hinterließ ich dir End House und den Rest Frederica.»

Während sie das sagte, ging sie hinüber zu ihrer Freundin und genau in diesem Augenblick geschah es!

Vom Fenster her das Aufblitzen einer Flamme und das Zischen einer Kugel. Und noch ein Schuss und draußen ein Stöhnen und ein Fall...

Und Frederica stand da und ein dünnes Rinnsal Blut lief an ihrem Arm herab.

Zwanzigstes Kapitel

J.

Alles kam so plötzlich, dass sekundenlang niemand so recht wusste, was eigentlich geschehen war.

Dann rannte Poirot mit einem heftigen Aufschrei in Richtung Veranda, Challenger ihm auf den Fersen.

Einen Moment später kamen sie zurück und trugen zwischen sich den leblosen Körper eines Mannes. Als sie ihn vorsichtig in einen großen Ledersessel gleiten ließen, konnte man sein Gesicht erkennen und ich ließ einen Schrei los. «Das Gesicht – das Gesicht am Fenster...» Es war der Mann, der am Abend zuvor durch die Fensterscheibe geblickt hatte. Ich hatte ihn sofort erkannt. Gleichzeitig sah ich ein, dass Poirot mir mit Recht vorgeworfen hatte, zu übertreiben, als ich das Gesicht als kaum menschlich bezeichnet hatte.

Und doch lag in seinem Gesicht etwas, das den Ausdruck rechtfertigte. Es war das Gesicht einer verlorenen Seele – das Gesicht eines Menschen, der sich außerhalb der menschlichen Gemeinschaft gestellt hat.

Fahl, schwach, verderbt – eine hohle Maske –, als gäbe es die Seele dahinter schon lange nicht mehr.

Aus der Schläfe sickerte Blut.

Frederica kam langsam nach vorn, bis sie neben dem Sessel stand.

Poirot stellte sich ihr in den Weg. «Sind Sie verletzt, Madame?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Nur ein Streifschuss an der Schulter.»

Sie schob ihn sanft beiseite und beugte sich nieder.

Der Mann schlug die Augen auf und erblickte sie, wie sie auf ihn niedersah.

«Hoffentlich bin ich diesmal mit dir endgültig fertig», fauchte er gehässig, dann veränderte sich plötzlich seine Stimme und er klang wie ein Kind, als er sagte: «Oh, Freddie, das hab ich nicht gewollt. Das hab ich nicht gewollt. Du warst immer verdammt anständig zu mir...»

«Ist schon gut...»

Sie kniete neben ihm nieder.

«Ich wollte nicht...»

Sein Kopf fiel auf die Seite. Der Satz blieb unvollendet.

Frederica sah zu Poirot auf.

«Ja, Madame, er ist tot», bestätigte er sanft.

Sie erhob sich langsam von den Knien, blieb stehen und blickte auf ihn nieder. Mit einer Hand berührte sie seine Stirn – anscheinend voller Mitleid. Dann seufzte sie und wandte sich an den Rest von uns.

«Er war mein Mann», sagte sie ganz ruhig.

«J.», murmelte ich.

Poirot schnappte meine Bemerkung auf und nickte bestätigend.

«Ja», sagte er leise. «Ich habe immer gewusst, es muss noch ein J. geben. Das habe ich von Anfang an gesagt, *n'est-ce pas?*»

«Er war mein Mann», wiederholte Frederica. Ihre Stimme klang schrecklich müde. Sie sank förmlich in den

Stuhl, den ihr Lazarus brachte. «Jetzt kann ich Ihnen genauso gut alles erzählen.

Er war voller – Laster. Er war rauschgiftsüchtig. Er hat auch mich dazu gebracht, Rauschgift zu nehmen. Ich habe die Sucht bekämpft, seit ich ihn verlassen habe. Ich glaube, ich bin – endlich – fast darüber hinweg. Aber es war schwer. So wahnsinnig schwer. Keiner weiß, wie schwer!

Ich konnte ihm nie entkommen. Immer wieder tauchte er auf und verlangte Geld – drohte mir. Eine Art Erpressung. Wenn ich ihm nicht das Geld gäbe, würde er sich erschießen. Das war seine ständige Drohung. Dann drohte er, mich zu erschießen. Er war nicht zurechnungsfähig. Er war wahnsinnig – verrückt.

Ich nehme an, er hat Maggie Buckley erschossen. Natürlich wollte er nicht sie erschießen. Er muss uns verwechselt haben.

Ich sollte sagen, ich nehme an, er hat uns verwechselt. Denn schließlich war ich mir nicht sicher. Nicks seltsame Unfälle – da habe ich immer wieder gedacht, er war es vielleicht doch nicht. Es könnte auch jemand ganz anderes gewesen sein.

Und dann – eines Tages – sah ich auf Monsieur Poirots Tisch ein zerfetztes Blatt Papier mit seiner Handschrift. Es war der Teil eines seiner Briefe an mich. Da wusste ich, dass Monsieur Poirot ihm auf der Spur war.

Seitdem hatte ich das Gefühl, alles sei nur noch eine Frage der Zeit...

Aber das mit den Pralinen ist mir noch immer nicht klar. Er hätte doch kein Interesse daran gehabt, Nick zu vergiften. Und überhaupt verstehe ich nicht, wie er da seine Hände im Spiel gehabt haben könnte. Ich habe überlegt und überlegt.»

Sie schlug beide Hände vors Gesicht, nahm sie wieder weg und bemerkte mit einer seltsamen, feierlichen Endgültigkeit: «Das war dann alles...»

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Person – K

Lazarus eilte sofort an ihre Seite.

«Mein Liebes», sagte er. «Mein Liebes.»

Poirot ging zum Wandschrank, goss ein Glas Wein ein und brachte es ihr. Er blieb bei ihr stehen, während sie es austrank.

Sie reichte ihm das Glas zurück und lächelte.

«Jetzt geht es mir wieder gut», sagte sie. «Was – was sollten wir jetzt am besten tun?»

Sie blickte in Japps Richtung, aber der Inspektor schüttelte den Kopf. «Ich mache Ferien, Mrs Rice. Habe lediglich einem alten Freund einen Gefallen getan – das ist alles. Die Polizei von St. Loo ist für den Fall zuständig.»

Sie sah Poirot an.

«Und Monsieur Poirot ist für die Polizei von St. Loo zuständig?»

«Oh, *quelle idée, Madame!* Ich bin nur ein kleiner, bescheidener Ratgeber.»

«Monsieur Poirot», sagte Nick. «Können wir nicht Still-schweigen darüber bewahren?»

«Wenn Sie das wünschen, Mademoiselle.»

«Ja. Und schließlich bin ich ja am meisten betroffen davon. Und jetzt wird es keine Angriffe mehr geben – jetzt nicht mehr.»

«Nein, das ist wahr. Jetzt wird es keine Angriffe auf Ihr Leben mehr geben.»

«Sie denken an Maggie. Aber Monsieur Poirot, nichts kann Maggie mehr lebendig machen! Wenn Sie dies alles der Öffentlichkeit preisgeben, bringen Sie lediglich schrecklich viel Leid und Rummel über Frederica – und das hat sie nicht verdient.»

«Sie glauben, das hat sie nicht verdient?»

«Natürlich nicht! Ich habe Ihnen gleich zu Anfang erzählt, dass sie ein Scheusal von Ehemann hat. Heute Abend konnten Sie sich mit eigenen Augen überzeugen. Nun ist er tot. Soll das doch die Sache beenden. Soll die Polizei ruhig weiter nach Maggies Mörder suchen. Sie werden ihn bloß nicht finden, das ist alles.»

«Also das ist Ihr Vorschlag, Mademoiselle? Alles schön vertuschen?»

«Ja. Bitte. Oh bitte! Bitte, lieber Monsieur Poirot.»

Poirot sah sich langsam um.

«Was meinen Sie alle dazu?»

Jeder gab der Reihe nach seine Meinung ab.

«Ich stimme zu», sagte ich, als Poirot mich ansah.

«Ich auch», kam es von Lazarus.

«Beste Lösung», meinte Challenger.

«Vergessen wir alles, was heute Abend hier passiert ist», schlug Croft mit fester Stimme vor.

«Klar, dass Sie das sagen!», wetterte Japp.

«Gehen Sie nicht zu hart mit mir ins Gericht, Kleine», schniefte seine Frau zu Nick gewandt, die sie verächtlich ansah, jedoch nichts erwiderte.

«Ellen?»

«William und ich werden kein Wort sagen, Sir. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.»

«Und Sie, Mr Vyse?»

«So etwas kann man nicht unter den Teppich kehren», sagte Charles Vyse. «Der Tatbestand muss gemeldet werden.»

«Charles!», rief Nick empört.

«Bedaure, meine Liebe. Ich sehe die Sache vom rechtlichen Standpunkt.»

Poirot lachte plötzlich laut auf.

«Also steht es sieben zu eins. Der gute Japp ist neutral.»

«Ich bin im Urlaub», grinste Japp. «Ich zähle nicht.»

«Sieben zu eins. Nur Mr Vyse hält sich aufrecht – auf der Seite von Recht und Ordnung! Wissen Sie, Mr Vyse, Sie haben Charakter!»

Vyse zuckte die Achseln.

«Die Lage ist doch eindeutig. Da gibt es nur eine Konsequenz.»

«Ja, Sie sind ein aufrechter Mensch. *Eh bien* – auch ich zähle mich zur Minderheit. Auch ich bin für die Wahrheit.»

«Monsieur Poirot!», rief Nick entsetzt.

«Mademoiselle. Sie haben mich in diesen Fall verwickelt. Ich habe mich auf Ihren Wunsch hin eingemischt. Jetzt können Sie mich nicht nach Belieben zum Schweigen verurteilen.»

Drohend erhob er seinen Zeigefinger in einer mir wohl bekannten Geste.

«Nehmen Sie Platz – Sie alle – und ich werde Ihnen die Wahrheit enthüllen.»

Er wirkte derart gebieterisch, dass wir verstummten, uns kleinlaut hinsetzten und ihm unsere Aufmerksamkeit zuwandten.

«*Ecoutez!* Ich habe hier eine Liste – eine Liste mit den Personen, die mit dem Verbrechen zu tun haben. Ich

habe sie dem Alphabet nach durchnummeriert bis hin zu dem Buchstaben J. Er war das Symbol für eine unbekannte Person – die durch eine der anderen Personen mit dem Verbrechen in Verbindung stand. Ich wusste bis heute Abend nicht, wer J war, aber ich wusste genau, dass eine solche Person existierte. Die Ereignisse von heute Abend haben mir Recht gegeben.

Aber gestern wurde mir plötzlich klar, dass ich einen schweren Fehler begangen hatte. Ich hatte etwas ausgelassen. Ich fügte meiner Liste einen weiteren Buchstaben zu, nämlich das K.»

«Noch ein Unbekannter?», wollte Vyse wissen. In seiner Stimme schwang leise Verachtung mit.

«Nicht direkt unbekannt. Ich benutzte J als Symbol für eine unbekannte Person. Noch ein Unbekannter wäre einfach ein weiteres J. K dagegen bedeutet etwas anderes. Es steht für eine Person, die eigentlich auf der Liste hätte stehen müssen, jedoch übersehen wurde.»

Er beugte sich zu Frederica hinüber.

«Beruhigen Sie sich, Madame. Ihr Mann hat sich nicht des Mordes schuldig gemacht. Die Person K hat Made-moiselle Maggie erschossen.»

Sie starrte ihn ungläubig an.

«Aber wer ist K?»

Poirot nickte Japp zu. Dieser trat vor und sein Tonfall klang wie damals, als er noch vor Gericht seine Aussagen zu machen hatte.

«Aufgrund erhaltener Anweisungen bezog ich hier am frühen Abend Stellung, nachdem mich Monsieur Poirot ins Haus geschmuggelt hatte. Ich verbarg mich hinter den Vorhängen im Salon. Als sich alle in diesem Raum hier versammelt hatten, betrat eine junge Dame den Salon und knipste das Licht an. Sie begab sich zum Kamin, wo sich eine kleine Nische in der Tafelung anscheinend mit

Federdruck öffnen ließ. Aus diesem Geheimfach nahm sie eine Pistole und verließ damit das Zimmer. Ich folgte ihr und durch den Türspalt konnte ich ihre weiteren Schritte beobachten. Die Besucher hatten bei ihrer Ankunft die Mäntel und Umhänge in der Halle zurückgelassen. Die junge Dame wischte die Pistole sorgfältig mit einem Taschentuch ab und steckte sie dann in die Tasche eines grauen Umhangs, der Mrs Rice gehört...»

Nick stieß einen Schrei aus.

«Das ist nicht wahr – kein Wort davon!»

Poirot deutete mit der Hand auf sie.

«*Voilà!*», verkündete er. «Darf ich vorstellen? Hier ist Kl! Mademoiselle Nick selbst hat ihre Cousine Maggie Buckley erschossen.»

«Sind Sie verrückt geworden?», rief Nick dazwischen. «Warum sollte ich Maggie umbringen?»

«Um das Vermögen zu erben, das Michael Seton ihr hinterlassen hatte! Sie hieß ja auch Magdala Buckley – und mit ihr war er verlobt – nicht mit Ihnen.»

«Sie – Sie...»

Zitternd stand sie da – und brachte kein Wort mehr heraus. Poirot wandte sich an Japp. «Haben Sie die Polizei verständigt?»

«Ja, sie warten mit dem Haftbefehl in der Halle.»

«Sie sind ja alle wahnsinnig!», höhnte Nick. Sie begab sich schnell zu Frederica. «Freddie, gib mir deine Armbanduhr als Andenken, ja?»

Langsam löste Frederica die juwelenbesetzte Uhr von ihrem Handgelenk und reichte sie Nick.

«Danke. Und jetzt – nehme ich an, müssen wir diese völlig lächerliche Komödie zu Ende bringen.»

«Die von Ihnen in End House geplante und inszenierte Komödie. Ja, aber Sie hätten die Hauptrolle nicht an

Hercule Poirot vergeben sollen. Das, Mademoiselle, war
Ihr Fehler – ein äußerst verhängnisvoller Fehler.»

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Das Ende der Geschichte

«Soll ich Ihnen alles erklären?»
Poirot sah sich in der Runde um und trug dabei das zufriedene Lächeln und die gespielte Bescheidenheit zur Schau, die ich so gut kannte.

Wir hatten uns in den Salon begeben und unsere Anzahl hatte sich verringert. Das Personal hatte sich taktvoll zurückgezogen und die Crofts waren in Polizeibegleitung abgetreten. Frederica, Lazarus, Challenger, Vyse und ich blieben übrig.

«*Eh bien* – ich gestehe, ich ließ mich an der Nase herumführen, ganz und gar an der Nase herumführen. Diese kleine Nick hatte mich genau da, wo sie mich haben wollte, wie man in Ihrer Sprache sagt. Ah, Madame, als Sie sagten, ihre Freundin sei eine gerissene kleine Schwindlerin – wie Recht Sie damit hatten! Sie wissen gar nicht, wie Recht!»

«Nick hat immer Lügenmärchen erzählt», bemerkte Frederica ganz gelassen. «Deshalb fiel es mir schwer, an all diese wunderbaren Rettungen zu glauben.»

«Und ich – so ein Esel war ich – tat es!»

«Dann ist das alles gar nicht passiert?», fragte ich. Ich war zugegebenermaßen noch immer hoffnungslos verwirrt.

«Die Rettungen waren alle erfunden – sehr geschickt erfunden – und wirkten dadurch vollkommen echt.»

«Wie war das möglich?»

«Sie erweckten den Eindruck, Mademoiselle Nicks Leben sei in Gefahr. Aber ich werde noch weiter zurückgehen. Ich werde Ihnen die komplette Geschichte erzählen – und nicht unvollständig und bruchstückhaft, wie ich sie mir zusammenreimen musste.

Am Anfang der Geschichte steht dieses Mädchen, diese Nick Buckley, jung, schön und skrupellos, die mit leidenschaftlicher und fanatischer Liebe an dem Haus ihrer Väter hängt.»

Charles Vyse nickte zustimmend.

«Das habe ich Ihnen gesagt.»

«Und Sie hatten Recht, Mademoiselle Nick liebte End House. Aber sie hatte kein Geld. Das Haus war mit Hypotheken belastet. Sie brauchte Geld – sie brauchte dringend Geld – und konnte keines beschaffen. Sie lernt in Le Touquet den jungen Seton kennen. Er fühlt sich zu ihr hingezogen. Sie weiß, dass er mit großer Wahrscheinlichkeit seinen Onkel beerben wird und dass der Onkel steinreich ist. Endlich stehen die Sterne günstig, denkt sie. Aber er entwickelt keine tieferen Gefühle für sie. Er findet sie lediglich amüsant. Sie treffen sich in Scarborough, er nimmt sie in seinem Flugzeug mit und dann passiert die Katastrophe. Er lernt Maggie kennen und verliebt sich auf den ersten Blick in sie.

Mademoiselle Nick ist mehr als perplex. Ihre unscheinbare Cousine Maggie, die in ihren Augen nicht einmal hübsch ist! Aber für den jungen Seton ist sie eben «besonders». Die einzig Richtige. Sein Mädchen! Sie verloben sich heimlich. Nur eine einzige Person ist eingeweiht – zwangsläufig. Diese Person ist Mademoiselle Nick. Die arme Maggie – sie ist froh, dass sie mit jemandem darüber sprechen kann. Zweifellos hat sie ihrer Cousine Stellen aus den Briefen ihres Verlobten vorgelesen. Auf diese Weise erfährt Mademoiselle von dem Testament. Sie

schenkt der Information zu diesem Zeitpunkt jedoch keine Beachtung. Aber sie behält sie im Gedächtnis.

Dann stirbt Sir Matthew Seton plötzlich und unerwartet, und kurz darauf wird Michael Seton als vermisst gemeldet. Und da entsteht im Gehirn unserer jungen Heldin ein teuflischer Plan. Seton weiß nicht, dass auch ihr Name Magdala lautet. Er kennt sie nur als Nick. Ganz eindeutig ist sein Testament sehr formlos – lediglich der Name wird erwähnt. Aber in den Augen der Welt ist Seton ihr Verehrer! Mit ihr ist sein Name immer wieder in Verbindung gebracht worden. Wenn sie behauptete, mit ihm verlobt zu sein, würde das niemanden erstaunen. Aber das kann nur gelingen, wenn Maggie nicht mehr im Weg steht.

Die Zeit drängt. Sie lädt Maggie auf ein paar Tage ein. Dann inszeniert sie ihre wunderbaren Rettungen vor dem Tod. Das Bild, dessen Aufhänger sie durchschneidet. Die Bremsen ihres Wagens, an denen sie manipuliert. Die Sache mit dem Felsbrocken – war vielleicht sogar echt und sie hat nur dazu erfunden, direkt darunter gewesen zu sein.

Und dann – entdeckt sie meinen Namen in der Zeitung. (Ich habe Ihnen immer gesagt, Hastings, jeder kennt Hercule Poirot!). Und sie besitzt die Kühnheit, mich zu ihrem Komplizen zu machen! Die Kugel durch die Hutkrempe, die direkt zu meinen Füßen landet. Oh, welche hübsche Komödie! Und ich falle darauf herein! Ich glaube an die Gefahr, die ihr droht! *Bon!* So hat sie einen wertvollen Zeugen auf ihrer Seite. Ich spiele ihr sogar noch in die Hände, als ich sie bitte, eine Freundin einzuladen.

Sie packt die Gelegenheit beim Schopf und bittet Maggie, einen Tag früher zu kommen.

Wie einfach ist das Verbrechen jetzt geworden! Sie verlässt uns beim Abendessen und nachdem sie Setons Tod

in den Nachrichten bestätigt hört, geht sie daran, ihren Plan zu verwirklichen. Sie hat genügend Zeit, um Setons Briefe an Maggie an sich zu nehmen – sie durchzusehen und die wenigen auszuwählen, die ihrem Zweck am besten dienen. Die versteckt sie in ihrem Zimmer. Später dann geht sie mit Maggie zusammen vom Feuerwerk weg ins Haus. Sie bietet ihrer Cousine den Schal an. Und dann schleicht sie ihr heimlich nach und erschießt sie. Eilt zurück ins Haus, versteckt die Pistole in dem Geheimfach (von dessen Existenz ihrer Ansicht nach niemand weiß). Dann wieder hinauf ins Schlafzimmer. Dort wartet sie, bis sie Stimmen hört. Man hat die Leiche entdeckt. Das ist ihr Stichwort.

Und sie eilt hinunter und huscht durch die Verandatür in den Garten.

Wie gut hat sie doch ihre Rolle gespielt! Großartig! Oh ja, sie hat hier ein wundervolles Drama inszeniert. Ellen, die Hausdame hat gesagt, dies sei ein Haus des Bösen. Ich möchte ihr zustimmen. Die Atmosphäre dieses Hauses hat Mademoiselle Nick beeinflusst.»

«Aber die vergifteten Pralinen», sagte Frederica. «Das verstehe ich noch immer nicht.»

«Das war alles Teil des Gesamtplans. Sehen Sie, wenn Nicks Leben auch nach Maggies Tod bedroht würde, wäre bewiesen, dass Maggies Tod ein Versehen war.

Als sie die Zeit für reif hielt, rief sie Madame Rice an und bat sie, ihr eine Schachtel Konfekt zu besorgen.»

«Dann war es also doch Nicks Stimme.»

«Aber ja! Wie oft ist die einfachste Erklärung die richtige! *N'est-ce pas?* Sie verstellte einfach ihre Stimme ein wenig. Gerade so viel, dass Sie etwas unsicher werden, falls man Sie danach fragt. Dann, als die Schachtel ankommt – wieder alles ganz einfach. Sie füllt drei Pralinen mit Kokain (sie hatte das Kokain heimlich bei sich), isst eine davon und wird krank – aber nicht zu krank. Sie weiß

genau, wie viel Kokain man nehmen kann und welche Symptome sie übertreiben muss.

Und dann die Karte – meine Karte! Ah! *Sapristi* – sie hat Nerven! Meine eigene Karte – die ich ihr mit den Blumen geschickt habe. So einfach ging das. Aber da muss man erst einmal draufkommen...»

Es entstand eine Pause und dann stellte Frederica die Frage: «Warum hat sie die Pistole in meinen Mantel gesteckt?»

«Ich habe gewusst, Sie würden das fragen, Madame. Es wäre auf jeden Fall einmal so weit gekommen. Sagen Sie – ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, dass Mademoiselle Nick Ihnen nicht mehr zugetan war? Hatten Sie nie das Gefühl, sie könne Sie sogar – hassen?»

«Das ist schwer zu sagen», sagte Frederica langsam. «Wir haben ein so oberflächliches Leben geführt. Früher hat sie mich jedenfalls gern gehabt.»

«Sagen Sie, Monsieur Lazarus – und jetzt bitte keine falsche Scham, verstehen Sie –, war da einmal etwas zwischen Ihnen und Nick?»

Lazarus schüttelte den Kopf. «Nein. Ich fühlte mich eine Zeit lang zu ihr hingezogen. Und dann auf einmal – ich weiß selbst nicht, warum – zog ich mich zurück.»

«Ah!», sagte Poirot und nickt weise. «Das war ihre Tragödie. Sie zog Leute an – und dann plötzlich war es vorbei. Anstatt sie immer mehr zu mögen, haben Sie sich in ihre Freundin verliebt. Da begann sie, Madame zu hassen – Madame mit einem reichen Freund im Rücken. Als sie im letzten Winter ein Testament machte, da schätzte sie Madame noch. Das hat sich später dann geändert.

Da erinnerte sie sich an das Testament. Sie konnte ja nicht wissen, dass Croft es zurückgehalten hat – dass es niemals angekommen war. Madame (jedenfalls würden das die Leute denken) hatte also ein Motiv, ihren Tod zu

wünschen. Daher bat sie Madame telefonisch, ihr die Pralinen zu besorgen. Heute Abend würde das Testament eröffnet und Madame als Universalerbin verlesen werden – und dann würde man die Pistole in ihrem Mantel finden – die Pistole, mit der Maggie Buckley erschossen wurde. Oder wenn Madame sie selber fände, würde sie sich vielleicht verdächtig machen, indem sie sie loszuwerden versuchte.»

«Sie muss mich wirklich gehasst haben», murmelte Frederica.

«Ja, Madame. Sie hatten, was ihr fehlte – das Talent, Liebe zu gewinnen und zu behalten.»

«Ich bin wohl ziemlich schwer von Begriff», ließ sich Challenger vernehmen, «dass ich diese Geschichte mit dem Testament noch immer nicht ganz durchschaue.»

«Nein? Das ist wieder eine andere Geschichte – eine ganz einfache. Die Crofts haben sich am Ende ihrer Kräfte hierher zurückgezogen. Da muss sich Mademoiselle Nick einer Operation unterziehen und sie hat kein Testament gemacht. Die Crofts wittern ihre Chance. Sie überreden Mademoiselle, eines zu machen, und übernehmen seine Beförderung. Falls etwas bei der Operation schief geht – und Mademoiselle stirbt –, planen sie, ein geschickt gefälschtes Testament vorzulegen, in welchem alles Geld an Mrs Croft geht mit einem Hinweis auf Australien und Philip Buckley, der, wie sie wissen, einmal dort gewesen ist.

Aber die Blinddarmoperation von Mademoiselle Nick verläuft ohne Komplikationen und daher nutzt ihnen das gefälschte Testament nichts. Jedenfalls im Augenblick nicht. Dann beginnen die Attacken auf Nicks Leben und die Crofts schöpfen neue Hoffnung. Schließlich verkünde ich ihren Tod. Diese Chance dürfen sie sich nicht entgehen lassen. Das gefälschte Testament wird unverzüglich an Monsieur Vyse geschickt. Und natürlich haben sie

Nick für weitaus wohlhabender gehalten, als sie tatsächlich ist. Sie hatten keine Ahnung von den Hypotheken.»

«Was mich jetzt wirklich interessiert, Monsieur Poirot», sagte Lazarus, «wann haben Sie das alles herausbekommen? Wann wurde Ihr Misstrauen geweckt?»

«Ah! Das ist mir sehr peinlich. Es dauerte lange – sehr lange. Vieles hat mich beunruhigt – ja, sicher. Manches stimmte einfach nicht überein. Die Diskrepanz zwischen dem, was Nick mir erzählte, und dem, was mir die anderen erzählten. Dummerweise habe ich immer Miss Nick geglaubt.

Und dann auf einmal hatte ich eine Erleuchtung. Mademoiselle Nick machte einen Fehler. Sie war zu schlau. Als ich sie drängte, eine Freundin einzuladen, versprach sie, das zu tun – und unterschlug dabei die Information, dass sie Miss Maggie bereits eingeladen hatte. Wahrscheinlich schien es ihr so unauffälliger – aber das war ein Fehler.

Denn Miss Buckley schrieb unmittelbar nach ihrer Ankunft nachhause und in diesem Brief stellte sie ganz ahnungslos fest: «Ich verstehe nicht, wieso Nick mir telegraphiert hat. Dienstag wäre doch völlig in Ordnung gewesen.» Und das hat mich stutzig gemacht. Wieso erwähnte sie Dienstag? Nun, da gab es nur eine Antwort. Maggie wäre am Dienstag ohnehin zu Besuch gekommen. Aber in dem Fall hatte Mademoiselle Nick gelogen – oder hatte zumindest die Wahrheit unterschlagen.

Und fortan begann ich, sie in einem anderen Licht zu sehen. Ich betrachtete ihre Aussagen mit Skepsis. Anstatt ihr blind zu glauben, sagte ich mir: «Angenommen, das ist nicht wahr.» Ich erinnerte mich an die Widersprüche. Was wäre, wenn jedes Mal Mademoiselle Nick gelogen hätte und nicht die anderen?»

Ich sagte mir: «Gehen wir die Sache ganz simpel an. Was ist tatsächlich geschehen?»

Und ich erkannte, einzig und allein der Tod von Maggie Buckley war tatsächlich passiert. Aber wer könnte ihren Tod wünschen?

Und dann musste ich an ein paar läppische Bemerkungen denken, die Hastings kürzlich machte. Da hatte er zum Beispiel festgestellt, dass es für Margaret eine Menge Abkürzungen gebe – Maggie, Margot etc. Und plötzlich schoss es mir durch den Kopf, was wohl Mademoiselle Maggies richtiger Name gewesen war.

Und dann, *tout d'un coup*, fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Angenommen, ihr Name war Magdala! Ein bei den Buckleys gebräuchlicher Name, wie mir Mademoiselle Nick erzählt hatte. Zwei Magdala Buckleys. Angenommen...

Ich ging im Geiste Michael Setons Briefe noch einmal durch. Ja – es war durchaus nicht unmöglich. Scarborough wurde erwähnt – aber Maggie war auch dort gewesen, mit Nick – das hatte mir ihre Mutter erzählt.

Und es wäre die Erklärung für noch etwas, was mich stutzig gemacht hatte. Wieso gab es nur so wenige Briefe? Wenn ein Mädchen seine Liebesbriefe aufbewahrt, dann bewahrt sie doch alle auf. Wieso nur eine kleine Auswahl? Waren sie etwas Besonderes?

Auf einmal fiel mir ein, dass in keinem der Briefe ein Vorname benutzt wird. Die Anrede war zwar immer anders, aber stets eine Koseform. Niemals tauchte der eigentliche Name auf – Nick.

Und es gab noch etwas, was mir sofort hätte auffallen müssen – etwas, das die Wahrheit laut herausschrie.»

«Was war das?»

«Folgendes. Mademoiselle Nick unterzog sich am 27. Februar einer Blinddarmoperation. Es gibt einen Brief von Michael Seton vom 2. März, in dem weder Sorge anklingt noch von Krankheit oder Krankenhaus die Rede

ist. Da hätte ich eigentlich merken müssen, dass die Briefe an eine ganz andere Person als Nick gerichtet waren.

Und dann ging ich nochmals meine Fragen durch. Allerdings beantwortete ich sie jetzt im Licht meiner neuen Erkenntnisse.

Bei allen, außer wenigen einzelnen Fragen, war das Ergebnis einfach und überzeugend. Auch eine weitere noch offene Frage wurde so beantwortet: Warum kaufte sich Mademoiselle Nick ein schwarzes Kleid? Die Antwort war ganz einfach. Sie und ihre Cousine mussten ähnlich gekleidet sein, mit dem scharlachroten Schal als Farbtupfer. Das war die einzig richtige Erklärung, nicht die andere. Kein Mädchen kauft sich Trauerkleidung, bevor sie von dem Tod ihres Liebsten erfährt. Das wäre unrealistisch – unnatürlich.

Und so habe ich im Gegenzug mein kleines Drama inszeniert. Und es ist so verlaufen, wie ich es erhofft habe! Nick Buckley hatte sehr heftig auf die Frage nach dem Geheimfach reagiert. Sie behauptete, so etwas gebe es nicht. Aber wenn es nun doch eines gäbe – und warum hätte Ellen es erfinden sollen? –, musste Nick es kennen. Warum reagierte sie dann so heftig? Hatte sie möglicherweise die Pistole dort versteckt? Mit der heimlichen Absicht, später damit den Verdacht auf jemand anders zu lenken?

Ich gab ihr zu verstehen, dass es für Madame ziemlich düster aussehe. Genau das hatte sie geplant. Und wie ich vermutete, konnte sie nicht widerstehen, den krönenden Beweis zu liefern. Außerdem war es so sicherer für sie selbst. Ellen könnte das Geheimfach entdecken und damit auch die Pistole!

Wir sitzen alle schön versammelt hier drinnen. Sie wartet draußen auf ihr Stichwort. Da denkt sie, es ist völlig sicher, die Pistole aus ihrem Versteck zu holen und in Madames Mantel zu stecken...

Und so hat sie – zu guter Letzt – einen fatalen Fehler gemacht...» Frederica erschauerte.

«Trotz allem», sagte sie, «bin ich froh, dass ich ihr meine Uhr gegeben habe.»

«Ja, Madame.»

Sie blickte schnell zu Poirot auf. «Darüber wissen Sie auch Bescheid?»

«Was ist mit Ellen?», fragte ich dazwischen. «Wusste oder vermutete sie etwas?»

«Nein. Ich habe sie gefragt. Sie erzählte mir, sie hatte sich damals entschlossen, im Haus zu bleiben, weil sie, wie sie sich ausdrückte, «das Gefühl hatte, da wäre etwas im Busch». Offensichtlich hatte Nick sie zu nachdrücklich aufgefordert, sich das Feuerwerk anzusehen. Irgendwie hat sie Nicks Abneigung gegen Madame geahnt. Sie sagte mir, «ich habe es in allen Knochen gespürt, dass etwas passieren würde», aber sie glaubte, es würde Madame passieren. Sie kenne Miss Nicks Temperament, sagte sie, und sie wäre immer ein sonderbares kleines Mädchen gewesen.»

«Ja», murmelte Frederica, «ja, behalten wir sie so in Erinnerung. Ein sonderbares kleines Mädchen. Ein sonderbares kleines Mädchen, das nicht anders konnte... Das wird sie immer für mich sein.»

Poirot nahm ihre Hand und führte sie sanft an die Lippen.

Charles Vyse rutschte unbehaglich hin und her.

«Es wird eine sehr unangenehme Sache werden», meinte er ruhig. «Ich denke, ich sehe mich nach einem Verteidiger für sie um.»

«Ich glaube, das wird nicht nötig sein», sagte Poirot sanft. «Nicht, wenn meine Annahme richtig ist.»

Er wandte sich unvermittelt an Challenger.

«So haben Sie das Zeug transportiert, nicht wahr?», sagte er. «In diesen Armbanduhren.»

«Ich – ich...», stammelte der Seemann hilflos.

«Spielen Sie nicht länger den treuherzigen, prima Burschen – Ihre Masche zieht bei mir nicht. Bei Hastings ist es Ihnen gelungen – bei mir nicht. Ein hübsches Geschäft für Sie und Ihren Onkel aus der Harley Street – Rauschgiftschmuggel.»

«Monsieur Poirot.»

Challenger erhob sich.

Mein kleiner Freund blinzelte ihm gelassen zu.

«Sie sind also der «nützliche Freund». Streiten Sie es ruhig ab. Aber ich rate Ihnen, zu verschwinden, außer Sie möchten die Angelegenheit in die Hände der Polizei legen.»

Zu meiner größten Überraschung ging Challenger tatsächlich. Und zwar verließ er den Raum blitzartig. Ich schaute ihm mit offenem Mund nach.

Poirot lachte. «Ich habe es Ihnen ja gesagt, *mon ami*. Ihr Instinkt ist immer falsch. *C'est épatant!*»

«In der Armbanduhr war Kokain...», begann ich.

«Ja, ja. Auf diese Weise konnte es Mademoiselle Nick ganz bequem ins Sanatorium mitnehmen. Und nachdem sie ihren Vorrat für die Pralinen aufgebraucht hatte, hat sie jetzt Madame um ihre volle Armbanduhr gebeten.»

«Wollen Sie sagen, dass sie rauschgiftsüchtig ist?»

«*Non, non*. Mademoiselle ist nicht süchtig. Manchmal nimmt sie etwas – aus Jux und Tollerei –, das ist alles. Aber heute Abend benötigte sie es für einen anderen Zweck. Heute wird es die volle Dosis sein.»

«Sie meinen...?», fragte ich atemlos.

«Es ist so am besten. Besser als das Seil des Henkers. Aber, still, so dürfen wir nicht vor Mr Vyse sprechen. Der

steht ganz auf der Seite von Ordnung und Gesetz. Offiziell weiß ich von nichts. Der Inhalt der Armbanduhr – eine reine Vermutung.»

«Ihre Vermutungen treffen immer zu, Monsieur Poirot», sagte Frederica.

«Ich muss jetzt gehen», sagte Charles Vyse. Tiefes Missfallen lag in seiner Haltung, als er den Raum verließ.

Poirot sah von Frederica zu Lazarus. «Sie werden heiraten – eh?»

«Sobald wie möglich.»

«Und, Monsieur Poirot, ich bin wirklich nicht die Rauschgiftsüchtige, für die Sie mich halten», erklärte Frederica. «Ich brauche nur noch eine winzige Dosis. Und ich glaube, jetzt – mit einer glücklichen Zukunft vor mir – brauche ich überhaupt keine Armbanduhren mehr.»

«Ich hoffe sehr, Sie finden Ihr Glück, Madame», sagte Poirot mit sanfter Stimme. «Sie haben viel gelitten. Und trotz Ihres ganzen Leidens hat Ihr Herz die Fähigkeit zu Barmherzigkeit bewahrt...»

«Ich werde gut für sie sorgen», mischte sich Lazarus ein. «Um mein Geschäft steht es nicht allzu gut, aber ich glaube, ich werde durchkommen. Und wenn nicht – nun, Frederica macht es nichts aus, arm zu sein – mit mir zusammen.»

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

«Es ist spät geworden», sagte Poirot mit einem Blick auf die Uhr.

Wir erhoben uns alle.

«Wir haben einen denkwürdigen Abend in diesem denkwürdigen Haus zugebracht», fuhr Poirot fort. «Ich glaube, Ellen hat Recht, es ist ein Haus des Bösen...»

Er blickte noch einmal auf das Bild des alten Sir Nicholas.

Daraufhin zog er mit einer plötzlichen Geste Lazarus beiseite.

«Ich bitte um Verzeihung, aber eine meiner Fragen ist noch immer unbeantwortet. Sagen Sie, warum haben Sie für dieses Bild fünfzig Pfund geboten? Es wäre eine große Befriedigung für mich, wissen Sie – wenn keine Frage unbeantwortet bliebe.»

Lazarus sah ihn ein oder zwei Minuten mit unbewegter Miene an. Dann lächelte er.

«Sehen Sie, Monsieur Poirot», sagte er. «Ich bin Geschäftsmann.»

«Exakt.»

«Dieses Bild ist zwanzig Pfund wert und keinen Penny mehr. Ich wusste aber, dass Nick bei einem Angebot von fünfzig Pfund sofort denken würde, es sei mehr wert, und es irgendwo schätzen lassen würde. Dann würde sie herausfinden, dass ich ihr mehr geboten hatte, als es wert war. Mein nächstes Gebot für ein Gemälde würde sie nicht mehr hinterfragen.»

«Ja, und?»

«Das andere Bild an der Wand dort hinten ist mindestens fünftausend Pfund wert», bemerkte Lazarus trocken.

«Ah!» Poirot atmete tief ein. «Jetzt ist mir alles klar», sagte er glücklich.

Über dieses Buch

Peril at End House ist einer der meistverkauften Romane aus dem an Rekorden reichen Gesamtwerk der Agatha Christie. Das Buch ist dem Autor Eden Philpotts gewidmet, der in einem Brief an Dame Agatha schrieb: «Sie haben ein großartiges Gefühl für Dialoge... Streichen Sie alle moralischen Hinweise aus Ihren Novellen. Sie übertreiben damit, und es gibt nichts Langweiligeres. Versuchen Sie es und lassen Sie Ihre Charaktere für sich sprechen, anstatt zu sagen, was sie hätten sagen sollen...» Dieser wohl meinende Rat – Philpotts hatte das Talent Agatha Christies früh erkannt – fiel bei ihr auf fruchtbaren Boden. Philpotts, ein bekannter Autor, war ihr übrigens auch bei der Vermittlung ihres ersten Verlegers behilflich.

Das Buch erschien in der englischen Erstausgabe bei Collins im Jahre 1932. Im Scherz Verlag erschien der Roman erstmals (vorher bei Goldmann) 1991 unter dem Titel «Das Haus an der Düne».

Arthur Ridley bearbeitet den Stoff für die Bühne; das Stück hatte 1940 am Vaudeville Theatre in London Premiere. 1990 drehte Weekend Television in London einen zweistündigen Fernsehfilm mit David Suchet als Hercule Poirot.